

Innsbrucker Historische Studien 32

Robert Rebitsch, Lothar Höbelt, Erwin A. Schmidl (Hg.)

Vor 400 Jahren Der Dreißigjährige Krieg



Innsbrucker Historische Studien 32

herausgegeben von Friedrich Edelmayer, Rolf Graber, Helmut Gritsch,
Julia Hörmann-Thurn und Taxis, Harm Kluetin, Brigitte Mazohl, Heinz
Noflatscher, Robert Rebitsch (Koordination), Helmut Reinalter, Harriet
Rudolph, Elena Taddei (Koordination).

Robert Rebitsch, Lothar Höbelt, Erwin A. Schmidl (Hg.)

Vor 400 Jahren Der Dreißigjährige Krieg

Lothar Höbelt

Institut für Geschichte, Universität Wien

Robert Rebitsch

Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck

Erwin A. Schmidl

Landesverteidigungsakademie Wien und Institut für Zeitgeschichte, Universität Innsbruck

Anschrift: Innsbrucker Historische Studien, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck, Innrain 52, A-6020 Innsbruck.

Zuschriften und Manuskripte sind nach vorheriger Anfrage und in vollständig druckfertigem Zustand an die Schriftleitung (Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Innrain 52, A-6020 Innsbruck) zu senden. Von Sendungen an einzelne MitarbeiterInnen wird gebeten abzusehen. Für den Inhalt der Beiträge, der sich nicht mit der Meinung der Schriftleitung decken muss, tragen allein die VerfasserInnen die Verantwortung. Es werden keine „Entgegnungen“ aufgenommen. Besprechungsexemplare werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung erbeten. Eine Gewähr für die Berücksichtigung unverlangt eingesandter Manuskripte, Bücher und Separata kann nicht gegeben werden. Anzeigen und Beilagen werden aufgenommen.



Die Drucklegung dieses Werkes wurde freundlicherweise unterstützt durch das Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, das Vizerektorat für Forschung der Universität Innsbruck sowie die Kulturabteilung des Amtes der Tiroler Landesregierung.

Articles appearing in this journal are indexed in „International Medieval Bibliography“.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© innsbruck university press, 2019

Universität Innsbruck

1. Auflage

Umschlagbild: Pieter Snayers – Die Affäre bei München

Layout: Romana Fiechtner

www.uibk.ac.at/iup

ISSN 1011-2316

ISBN 978-3-903187-32-0

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Vor 400 Jahren – Der Dreißigjährige Krieg	7
<i>Georg Schmidt:</i> Die Reiter der Apokalypse. War der Dreißigjährige Krieg Gottes Wille?	15
<i>Robert Rebitsch:</i> Die Typologie der Kriegsführung im Dreißigjährigen Krieg	27
<i>Lothar Höbelt:</i> „Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“ Der Dreißigjährige Krieg als permanente Demobilisierungskrise?	55
<i>Anuschka Tischer:</i> Vom Dreißigjährigen Krieg zum dauerhaften Frieden: Friedenssicherung als Problem der Reichspolitik in den 1640er und 1650er Jahren	69
<i>Franz Felberbauer:</i> Waffentechnik und Waffenentwicklung im Dreißigjährigen Krieg anhand der Bestände der Burg Forchtenstein	85
<i>Michael Weise:</i> Die kaiserlichen Kroaten im Dreißigjährigen Krieg	107
<i>Detlev Pleiss:</i> Bodenständige Bevölkerung und fremdes Kriegsvolk. Finnen in deutschen Quartieren 1630–1650	117
<i>Jenny Öhman:</i> Die Bedeutung der Kriegsbeute für Schweden im Dreißigjährigen Krieg	129
<i>Anna Ziemlewska:</i> Polen-Litauen und der Dreißigjährige Krieg	141
<i>Claudia Reichl-Ham:</i> Der Krieg, der nicht stattfand? Das Osmanische Reich und der Dreißigjährige Krieg	149
<i>Hans Rudolf Fuhrer:</i> Der „Rathschlag von Wyl“. Zur Problematik der bewaffneten Neutralität der Eidgenossenschaft im Dreißigjährigen Krieg	165
<i>Jan Kilián:</i> Der Dreißigjährige Krieg im böhmischen Erzgebirge aus der Sicht Michel Stüelers	189

Walter Kalina: Die Piccolominiserie des Pieter Snayers – Zwölf Schlachtengemälde
im Wiener Heeresgeschichtlichen Museum 199

Literaturbericht

Robert Rebitsch: Zum Gedenkjahr – Der Dreißigjährige Krieg in neuen
Darstellungen 223

Autorinnen und Autoren dieses Bandes 241

Abbildungsverzeichnis 243

Einleitung: Vor 400 Jahren – Der Dreißigjährige Krieg

Mit einem Aufstand in Böhmen, genauer gesagt mit dem Prager Fenstersturz am 23. Mai 1618, begann jener Krieg, der 30 Jahre dauern sollte. Die sogenannte „Defenestration“ war ein bewusster Akt des Widerstandes in böhmischer Tradition.¹ Denn es war bereits der dritte Fenstersturz. Der erste Fenstersturz 1419 gab den Auftakt zu den Hussitenkriegen in Böhmen: Ratsherren wurden aus dem Fenster des Neustädter Rathauses geworfen und von der unten wartenden Menge ermordet. Der zweite Fenstersturz im Jahre 1483 passierte während hussitischer Unruhen gegen die katholischen Ratsherren in Prag: Die Herren wurden in der Ratsstube niedergestochen und dann aus dem Fenster geworfen.² An diese ebenso gewalttätigen wie symbolischen Akte schlossen die radikalen protestantischen Ständevertreter Böhmens 1618 an. Sie waren erbost über die in Böhmen immer restriktiver werdende Konfessionspolitik des habsburgischen Kaisers Matthias und sie beriefen sich auf den Majestätsbrief aus dem Jahre 1609, in dem ihnen der Vorgänger von Matthias, Kaiser Rudolf II., Religionsfreiheit eingeräumt hatte. Obgleich die drei Defenestrierten von 1618 überlebten, war es ohne Zweifel ein Mordanschlag und ein Akt der Rebellion gegenüber der habsburgischen Staatsmacht. Nur zwei Tage später konstituierte sich ein Landtag in Prag, der eine Direktorenregierung aus den Vertretern der drei Stände einsetzte. Böhmen war auf dem Weg zur Selbstständigkeit. Eine eigene Verfassung sollte ein Jahr später folgen. Diese erste Phase des Krieges wird der böhmische Krieg (1618–1620) genannt, der wenig später in den pfälzischen Krieg (1620–1623) überging, da Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz 1619 zum König von Böhmen gewählt wurde und somit den Krieg gegen Habsburg und gegen die Katholische Liga aufnahm. Die Ständevertreter Böhmens riefen zwar ein ständisch-föderatives Staatsmodell, die sogenannte *Confoederatio Bohemica*, ins Leben, auf einen Monarchen jedoch wollten sie nicht verzichten – und eben dieser Monarch wurde der junge Pfalzgraf, der mit Elisabeth Stuart, einer englischen Prinzessin, verheiratet war. Der Höhepunkt des böhmischen Aufstandes war die Schlacht am Weißen Berg am 8. November 1620, in der die kaiserlichen Truppen und die Katholische Liga die böhmisch-pfälzische Armee besiegten. Maximilian I. von Bayern, das Oberhaupt der Katholischen Liga, bekam für seine Bündnistreue in einem rechtsrechtlich mehr als problematischen Akt von Kaiser Ferdinand II. die Kurwürde zugesprochen.

Mit der – ersten großen – Entscheidungsschlacht hätte der Krieg bereits nach etwas über zwei Jahren sein Ende finden können. Dem war aber nicht so. Die Kriegsfurie hatte schon längst eine fatale Eigendynamik angenommen. Der Bayernherzog ließ 1621 die Oberpfalz und die rechtsrheinische Pfalz besetzen; die linksrheinischen

1 Zum Auftakt und zu den Ursachen des Krieges vgl. die Beiträge in Robert Rebitsch (Hg.), 1618 – der Beginn des Dreißigjährigen Kriegs, Wien – Köln – Weimar 2018.

2 Zu diesen beiden Fensterstürzen vgl. Berthold Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens. 1 Band: Das Vorwalten des Deutschtums bis 1419, Reichenberg 1921, 216, und ders., Geschichte Böhmens und Mährens. 2 Band: Hussitenum und Adelsherrschaft bis 1620, Reichenberg 1923, 137f.

Gebiete des ehemaligen Kurfürsten, über den im Januar 1621 die Reichsacht verhängt wurde, waren schon durch spanische Truppen besetzt. 1621 lief auch der Waffenstillstand zwischen Spanien und den aufständischen Niederlanden, die sich seit 1566 im Krieg befanden, 1609 aber einen Waffenstillstand geschlossen hatten, aus. Damit entflammte dieser Konflikt der Weltmacht gegen die Republik, die um ihre Unabhängigkeit kämpfte (und um sein Handelsimperium in Übersee), erneut. Das Kriegstheater in den Niederlanden verquickte sich auf mannigfaltige Weise mit dem Dreißigjährigen Krieg. Madrid, der Subsidiengeber für die österreichischen Habsburger, befand sich nun offiziell selbst im Krieg und musste seine Truppenpositionen in Abstimmung mit den Vetttern in Wien wohl überlegen, wobei es immer wieder zu Truppenabstellungen und „Gastspielen“ kaiserlicher Feldherren wie Erzherzog Leopold Wilhelm und Ottavio Piccolomini in den Spanischen Niederlande kam.

Der unglückliche Winterkönig Friedrich V. verlor zwar die Protestantische Union, das Gegenstück zur Katholischen Liga, die sich 1621 endgültig auflöste, konnte aber dank englischer und niederländischer Unterstützung doch noch auf Sympathisanten zurückgreifen. Zunächst trat der Söldnerführer Ernst von Mansfeld, der bereits im böhmischen Krieg als General auf Seiten Friedrichs stand, wiederum in pfälzische Dienste. Im September 1621 erhielt Christian der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, Bischof von Halberstadt, genannt der „tolle Halberstädter“, sein Patent als pfälzischer Offizier; und 1622 griff Georg Friedrich, der Markgraf von Baden-Durlach, auf Seiten des Pfalzgrafen in die Kriegsgeschehnisse ein. Der Generalleutnant der Liga Johann T'Serclaes von Tilly konnte aber alle protestantischen Feldherren besiegen.

In der folgenden Phase, dem niedersächsisch-dänischen Krieg (1623–1629), intervenierte der dänische König Christian IV. als Kreisobrist des niedersächsischen Reichskreises, gegen die Armee Tillys. Der niedersächsische Kreis wurde im Zuge des Konflikts immer mehr zum Ausweich-, Rekrutierungs- und Bereitstellungsraum der verschiedenen Armeen und deshalb auch zum Kriegsschauplatz. 1625 stellte Albrecht von Wallenstein im Auftrag des Kaisers eine Armee auf, die ebenfalls im Norden Deutschlands operierte. Der dänische Krieg fand schließlich mit dem maßvollen Frieden von Lübeck, der von Wallenstein richtungweisend gestaltet wurde, sein Ende.

Indessen wurde jedoch eine kaiserliche Armee nach Oberitalien entsandt. Sie sollte den spanischen Verwandten im sogenannten Mantuanischen Erbfolgekrieg (1628–1631), in dem sich Spanien und Frankreich um die Sukzession ihrer Kandidaten in Mantua, einem Reichslehen, stritten, zu Hilfe kommen. Es war ein Akt der Solidarität innerhalb der Casa de Austria.

Wallenstein blieb im Reich, er wurde aber auf Druck katholischer Reichsstände auf dem Regensburger Kurfürstentag aus dem Amt des Oberbefehlshabers just in dem Moment entthoben, als der schwedische König Gustav II. Adolf auf Reichsgeboden landete. Mit der mythenbehafteten Landung Gustav Adolfs auf Usedom begann die Phase des schwedischen Krieges (1630–1635). Nachdem der König aus dem Hause Vasa den katholischen Feldherrn Tilly bei Breitenfeld vernichtend geschlagen hatte, kam es im Jahr darauf zum Duell zwischen dem Schwedenkönig und dem reaktivierten Wallenstein als Generalissimus des kaiserlichen Heeres. Gustav Adolf fiel

in der Schlacht von Lützen, Wallenstein wurde im Februar 1634 aufgrund von Befehlsverweigerung und seines vom Wiener Hof nicht mehr durchschaubaren Verhaltens von kaiserlichen Offizieren im Auftrag Ferdinands II. getötet. Noch im selben Jahr schlug ein kaiserlich-spanisch-bayerisches Heer die Schweden bei Nördlingen. Nach dieser Schlacht konnte der Reichsfrieden zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen, der sogenannte Prager Frieden, eingeleitet werden. Doch diese Rechnung wurde ohne die ungebetenen Gäste im Reich, die Schweden, gemacht. Solange Schwedens Interessen nicht hinreichend berücksichtigt wurden, hatte der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna an der Pazifizierung des Reiches kein Interesse. Auch wurden nicht alle protestantischen Reichsstände in das Prager Friedenswerk aufgenommen. So zum Beispiel Hessen-Kassel: Amalie Elisabeth, die nach dem Tod ihres Mannes die Landgrafschaft regierte und eine eigene Armee unterhielt, blieb eine Verbündete Frankreichs und Gegnerin des habsburgischen Kaisers bis zum Ende des Krieges.³

Nur einige Tage bevor der Friedensvertrag in Prag am 30. Mai 1635 unterzeichnet wurde erklärte Frankreich Spanien den Krieg. Damit wurde der *Deutsche Krieg* endgültig zum europäischen Krieg (1635–1648).⁴ Die katholische Großmacht Frankreich trat damit auf Seiten des evangelischen Schweden, das schon zuvor von Richelieu subventioniert worden war, in den Krieg ein. Diese letzte, aber sehr lange Phase des Krieges war geprägt durch die Kämpfe der kaiserlichen und bayerischen Truppen gegen Frankreich im Südwesten und Westen des Reiches wie auch durch die zahlreichen militärischen Operationen der Kaiserlichen und Sachsen gegen die Schweden. Mit der Schlacht von Wittstock 1636 waren die Schweden nach ihrer Niederlage bei Nördlingen wiederum ein Machtfaktor im Reich geworden, während sich ein kaiserliches Heer schmachvoll aus Burgund zurückziehen musste. Die schwedischen Generäle brachten die militärische Macht des Kaisers im Süden des Reiches arg in Bedrängnis. Nicht nur, dass sich der kaiserliche Generalleutnant Matthias Gallas 1638 und 1644 mit desaströsen Abgängen aus Norddeutschland zurückziehen musste: Schweden stießen mehrmals nach Bayern, Böhmen und sogar bis in die habsburgischen Erblande vor. Spanien, schon angezählt durch den Abfall Portugals und durch den Aufstand in Katalonien im Jahre 1640, erlitt mit der Niederlage gegen französische Truppen bei Rocroi 1643 einen argen Dämpfer. Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich ging jedoch weiter, sogar über den Friedensschluss von Münster hinaus. Erst 1659 schlossen diese beiden rivalisierenden Mächte Frieden.

Für Kaiser Ferdinand III., der seinem Vater 1637 nachfolgte, begann der schlechende Abstieg mit der verlorenen Schlacht von Breitenfeld („Breitenfeld II“) 1642. Im Jahre 1644 folgte ein – schon erwähnter – katastrophaler Feldzug nach Dänemark, 1645 die Schlacht von Jankau und ein Vorstoß der Schweden unter Feldmarschall Lennart Torstensson bis vor Wien. Seit 1644 verhandelten die Parteien in den westfälischen Städten Münster und Osnabrück. Nach mehr als vier Jahren

3 Tryntje Helfferich, *The Iron Princess: Amalia Elisabeth and the Thirty Years War*, Cambridge 2013.

4 Kurz im Überblick zum Krieg und zur klassischen Einteilung des Krieges vgl. Konrad Repgen, Dreißigjähriger Krieg, in: Theologische Realenzyklopädie 9, Berlin – New York 1982, 169–188. Vgl. auch den Literaturbericht in diesem Band zu rezenter Überblicksliteratur.

Verhandlungen wurden in Münster am 24. Oktober 1648 die Friedensverträge unterschrieben. Die Bevollmächtigten des Kaisers, des französischen Königs und der Reichsstände fertigten das *Instrumentum Pacis Monasteriensis* (IPM) aus, mit Schweden wurde das *Instrumentum Pacis Osnabrugensis* (IPO) abgeschlossen. Schon am 30. Januar desselben Jahres hatten Spanien und die Niederlande Frieden geschlossen. Während die Gesandten in Westfalen ihre Unterschriften unter die Komplementärverträge setzten, beschlossen die Schweden noch die Prager Alt- und Neustadt (die Kleinseite und den Hradschin hatten sie bereits im Juli eingenommen). In Prag schloss sich der Kreis. Dieser überraschende Coup durch Feldmarschallleutnant Hans Christoph von Königsmarck und die Niederlage Erzherzog Leopold Wilhelms in der Schlacht von Lens gegen die Franzosen ließen die Räte in Wien endgültig zur Einsicht kommen, dass die Lage wohl militärisch aussichtslos sei. Aber auch die schwedischen Delegierten waren froh, Frieden schließen zu können. Per Handschlag wurde dieser im August mit den Gesandten des Kaisers beschlossen, obwohl die Schweden bereits von der Besetzung der Prager Kleinseite durch ihre eigene Armee wussten. Erst mit Ende des Jahres 1648 wurden alle Kampfhandlungen eingestellt. Der Krieg hatte eine fürchterliche Bilanz aufzuweisen. Einige Millionen Menschen verloren in diesem Krieg ihr Leben, weite Teile des Reiches waren entvölkert, verwüstet und ausgeplündert.

Was für ein Krieg aber war der Dreißigjährige Krieg? War er ein Religionskrieg, ein machtpolitischer Konflikt, ein dynastischer Kampf oder ein Hegemonialkrieg? War dieser Krieg ein *Teutscher Krieg*, um eine zeitgenössische Diktion zu bemühen, also gar ein Bürgerkrieg, oder eigentlich ein europäischer Konflikt? War er in gewisser Weise, mit den Ausweitungen auf weite Teile Europas sowie der Kolonien, nicht bereits ein Weltkrieg? Hier gilt es, die chronologischen Verlaufslinien und intentionalen Ebenen zu trennen: Was waren die Ursachen im Vorfeld des Konflikts und welche kriegstreibenden Motive während des Krieges lassen sich feststellen? Sieht man sich die Ursachenanalyse an, war der Dreißigjährige Krieg auf alle Fälle ein Konfessionskrieg⁵, wenn auch nicht ausschließlich. Die Bezeichnung des Konfessionskrieges trägt dem Streitpotential innerhalb des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation jedenfalls besser Rechnung als der Terminus „Religionskrieg“. Es ging um die Rivalität zwischen den Anhängern der verschiedenen Konfessionen (Katholiken, Confessio Augustana, Heidelberger Bekenntnis, auch Confessio Bohemica). Zwar wurde im Reich 1555 mit dem Augsburger Religionsfrieden der Konfessionskonflikt beigelegt, aber nur vorläufig. Immer mehr stritten sich Fürsten und Juristen im Laufe des 16. Jahrhunderts um die Auslegung der Kompromisslösungen von 1555. Zudem war der Status der in dieser Zeit mehr und mehr auftretenden Reformierten,

5 Ein prononziertter Vertreter der Konfessionskriegsthese ist Axel Gotthard, der in zahlreichen Aufsätzen, quellenmäßig gut untermauert, die Kriegsursachen in der konfessionellen Spaltung des Reiches sieht. Hierzu vor allem seine Überblicksdarstellung: Axel Gotthard, Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung (= UTB 4555), Stuttgart 2016, 16–71; vergleiche z.B. auch den ausführlichen Aufsatz von Axel Gotthard, Der deutsche Konfessionskrieg seit 1619. Ein Resultat gestörter politischer Kommunikation, in: Historisches Jahrbuch 122 (2002), 141–172; und ders., Die Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges. Ursachen, Anlässe und Zuspitzungen, in: Peter C. Hartmann/Florian Schuller (Hg.), Der Dreißigjährige Krieg. Facetten einer folgenreichen Epoche, Regensburg 2010, 23–45.

der Calvinisten, in Schweben. Gerade die Streitigkeiten zur Auslegung und Interpretation der Bestimmungen von Augsburg 1555 zwischen Katholiken und Anhängern der *Confessio Augustana* zeigen, dass Religion, Politik und Verfassung zu jener Zeit nicht einfach zu trennen waren. Die konfessionellen Fragen spielten für die Politik und für die Reichsverfassung eine erhebliche, ja entscheidende Rolle. Man kann geradezu von einem „Politischen Konfessionalismus“ in der damaligen Zeit sprechen. In diesen zunächst noch juristisch argumentierten Auslegungsstreitigkeiten ging es aber nicht nur um Machtpolitik oder rein um eine konfessionelle Balance im Reich, es ging ebenfalls um handfeste Besitzrechte. Ehemaliger geistlicher Besitz kam in protestantische Hände und wurde säkularisiert. Das Restitutionsedikt von 1629, mit dem der Kaiser den geistlichen Besitzstand im Reich auf den Stand des Jahres 1552 zurückführen wollte, führt diese Verschränkung von Konfession und Herrschaft im Laufe des Krieges deutlich vor Augen. Hätte es keine schwedische Intervention im Reich gegeben, wäre wohl eine militärisch durchgesetzte Enteignungswelle durch die evangelischen Landesfürstentümer gerollt.

Mit der zunehmenden Internationalisierung des Krieges ist dieser Konflikt auch unter machtpolitischen Aspekten auszuwerten. Denn die Fronten zwischen Katholiken und Protestanten waren natürlich keineswegs klar gezogen, ganz im Gegenteil, sie schienen immer mehr an Bedeutung zu verlieren. Das lutherische Sachsen kämpfte schon ab 1620 auf Seiten des katholischen Kaisers. Johann Georg von Sachsen hatte in diesen Fragen keinen konfessionellen, sondern einen fokussiert reichsrechtlichen Zugang. Das katholische Frankreich unterstützte das lutherische Schweden. Die beiden lutherischen Mächte Dänemark und Schweden kann man getrost als Erbfeinde bezeichnen. Und protestantische Söldner plünderten protestantische Zivilisten, die katholische Soldaten katholische Bauern. Konfessionelle Tabus gab es hier keine.

Leopold Wilhelm, nebenberuflich Oberbefehlshaber des kaiserlichen Herres und ansonsten Erzbischof von Magdeburg, Fürst-Bischof von Halberstadt, Olmütz, Passau, Breslau und Straßburg, tat es um den Religionskrieg fast schon Leid als er 1643 an den Kaiser schrieb:

„Wenn eß ia ein religions khrieg were, kennte man noch etwaß mit bestem gewissen thuen, aber wo man mit Ketzern verbunden ist, sehe ich nit, wie mir Gott der almechtige Glück darzu verleihen kahn.“⁶

Die kriegsverlängernden bzw. kriegstreibenden Faktoren sind somit in machtpolitischen Bestrebungen, aber auch in finanzpolitischen Überlegungen zu finden, wie Lothar Höbelt in diesem Band darlegt. Die europäisch machtpolitische Komponente des Krieges ist der gerne ins Spiel gebrachte Hegemonialkonflikt zwischen der Casa de Austria und Frankreich, den man auch als Fortführung des klassischen dynastischen Konflikts zwischen Habsburg und Valois aus dem 16. Jahrhundert lesen kann. Hier ging es aber nicht unbedingt um die Vorherrschaft in Europa, um Hegemonie im wahrsten Sinne des Wortes, wie man sich das heute gerne vorstellt,

⁶ Zitat bei Lothar Höbelt, Von Nördlingen bis Jankau. Kaiserliche Strategie und Kriegsführung 1634–1645, Wien 2016, 344.

sondern vor allem um die Angst, von der anderen Macht beherrscht zu werden. Seit den Tagen Kaiser Karls V. assoziierte man die Casa de Austria mit dem politischen Leitbegriff der Universalmonarchie.⁷ Die „*Monarchia Universalis*“ war eine Idee, die maßgeblich durch Karls Großkanzler Mercurino Arborio di Gattinara geprägt wurde. Der Universalmonarch sollte der höchste aller Fürsten und der oberste Richter der Christenheit sein. Das brisante bei Gattinaras Vorstellung war nicht nur die ideell-universale Vorrangstellung des Kaisertums, sondern auch explizit die Idee der angestrebten Vereinigung der ehemaligen Reiche Karls des Großen. Kaiser Karl V. war schon längst Geschichte, doch der Begriff der *Monarchia Universalis* taugte noch fast über zwei Jahrhunderte als propagandistischer Kampfbegriff.⁸

Dies hilft auch zu verstehen, warum das katholische Frankreich die protestantischen Reichsstände unterstützte. Kardinal-Premier Richelieu war sich dabei der Problematik seiner Bündnispolitik sehr wohl bewusst. So bemühte er sich ebenso um ein Bündnis mit den katholischen Reichsständen, und besonders um Maximilian von Bayern. Es ging nicht nur darum, dem Kaiser einen mächtigen Verbündeten zu entreißen. Mit Bayern hätte er einen katholischen Paradeverbündeten auf seiner Seite gehabt. In den Verträgen mit den protestantischen Reichsständen versuchte der Kardinal-Premier auch Religionsartikel zum Schutz katholischer Untertanen und Fürstentümer zu inkludieren. Er selbst führte lange Zeit einen versteckten Krieg gegen das Reich und ging erst nach reiflicher Überlegung zum offenen Krieg über. Dabei wollte er jedoch keinen Eroberungskrieg führen und tunlichst einen Religionskrieg vermeiden. Sein Ziel war es in erster Linie, zur Sicherheit Frankreichs die beiden Zweige der Casa de Austria zu trennen und den Kaiser zu isolieren, ihn dabei aber nicht zu sehr zu schwächen. Ein Übergewicht der Protestanten im Reich und in Europa war nicht seine Intention. Der eigentliche Gegner Frankreichs war Spanien. Letztendlich hatte Richelieu die gleichen Befürchtungen wie sein Rivale der Conde-Duque Olivares in Madrid. Beide fühlten sich gegenseitig bedroht. Aber eines ist bemerkenswert: Beide Mächte führten bzw. wollten keinen Religionskrieg führen.⁹ Für den Schwedenkönig Gustav Adolf hingegen ging es ohne Zweifel darum, den ökonomisch extrem wichtigen Machtbereich des *Dominium maris baltici* zu sichern, freilich mit der Inszenierung eines protestantischen Retters aus dem Norden für die evangelischen Reichsstände und mit dem Image des gotischen Herrschers und Eroberers für die eigenen Eliten und für seine Herrschaftsauffassung.¹⁰

7 Zu diesem bereits auf die Antike zurückgehenden politischen Begriff, der positiv sowie negativ konnotiert sein konnte, vgl. Franz Bosbach, „Universalmonarchie“, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Band 13, Stuttgart – Weimar 2011, Sp. 1006–1009.

8 Vgl. z.B. Peer Schmidt, Spanische Universalmonarchie oder „teutsche Libertet“. Das spanische Imperium in der Propaganda des Dreißigjährigen Krieges, Stuttgart 2001.

9 Zur Politik Frankreichs und insbesondere zu den Überlegungen Richelieus neuerdings die umfassende Biographie von Klaus Malettke, Richelieu. Ein Leben im Dienste des Königs und Frankreichs, Paderborn 2018, bes. 717–818.

10 Für den Eintritt des schwedischen Königs in den Krieg sind die Ausführungen von Johannes Burkhardt, Warum hat Gustav Adolf in den Dreißigjährigen Krieg eingegriffen, in: Hartmann/Schuller (Hg.), Der Dreißigjährige Krieg, 94–107 interessant. Burkhardt, ein Vertreter der Gotizismus-These (Gustav Adolf, der als Nachfahre der Gotenkönige das Reich erobert), listet hier verschiedene Argumentationsmuster mit Pro und Kontra für das schwedische Eingreifen im Dreißigjährigen Krieg auf.

In der Analyse der Kriegstypologie brachte der Augsburger Historiker Johannes Burkhardt den Begriff des „Staatsbildungskrieg“¹¹ ein, insbesondere für Böhmen. Freilich: Mit der *Confoederatio Bohemica* strebten die Stände nach einem ständisch-föderativen Staatsmodell innerhalb der Länder der Wenzelskrone. Man wollte die Unabhängigkeit von Habsburg und somit ein eigenes föderatives Staatswesen mit gewähltem Monarchen. Aber die Gründe für die ständische Empörung sind in der Konfessionspolitik der habsburgischen Machtzentrale zu suchen. Ein wichtiger Teil der ständischen Freiheit war die religiöse Freiheit. Dass das Modell des Staatsbildungskrieges auf Böhmen gut anwendbar ist, ist kein Widerspruch zu konfessionellen Aspekten in der Ursachenanalyse. Der Dreißigjährige Krieg war somit gleichermaßen ein Konfessionskonflikt, ein Kampf um die Reichsverfassung wie auch ein Krieg gegen die hegemoniale Stellung einer vermeintlichen Universalmaut (Habsburg versus Frankreich).

Und der räumliche Horizont des Krieges? Selbst wenn man den Konflikt zwischen Spanien und den Niederlanden, den sogenannten Achtzigjährigen Krieg, mit all seinen Kriegsschauplätzen, zum Beispiel vor Kuba und im Ärmelkanal, als separaten Krieg und den Mantuanischen Erbfolgekrieg als „Exkursion“ der kaiserlichen Armee in ein Reichslehen in Italien sehen will, beschränkte sich dieser *Teutsche Krieg* nicht nur auf das Reich. Die Armeen des Reiches marschierten immerhin nach Ungarn, Dänemark, Frankreich und Polen, Truppenkontingente der kaiserlichen Armee in die Spanischen Niederlande. Reichsfremde Armeen marschierten durch das Reich. Dieser Krieg lief – und das schon von Beginn an – mit zu viel internationaler Verortung und Beteiligung ab¹², als dass man von einem deutschen Krieg sprechen könnte.¹³

Auf alle Fälle war dieser Dreißigjährige Krieg ein einschneidendes Ereignis der europäischen Geschichte. Im Rahmen einer internationalen und interdisziplinären Tagung, die vom Institut für Strategie und Sicherheitspolitik der Landesverteidigungsakademie des Österreichischen Bundesheeres am 27. und 28. Februar 2018 organisiert wurde, trugen WissenschaftlerInnen aus Deutschland, Schweden, Polen, der Tschechischen Republik und Österreich ihre Forschungsergebnisse zum Dreißigjährigen Krieg vor. Der vorliegende, aus dieser Tagung hervorgegangene 32. Band der Innsbrucker Historischen Studien wurde mit einigen Beiträgen eingeladener Autoren ergänzt.

11 Burkhardt vertritt die These, dass „es nicht die Staatenorganisation an sich, sondern gerade ihre Unfertigkeit und Unvollkommenheit war, die in dem noch unabgeschlossenen Staatsbildungsprozess kriegstreibend wirkte.“ Damit hat Burkhardt die konfessionellen Motive des Dreißigjährigen Krieges stark relativiert. Vgl. Johannes Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg (= Edition Suhrkamp. es 1542; NF 542), Frankfurt am Main 1992; und zu didaktischen Zwecken verdichtet ders., Der Dreißigjährige Krieg als frühmoderner Staatsbildungskrieg, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 45 (1994), 487–499; sowie im Kontext moderner Kriegsursachenanalyse ders., Der mehr als Dreißigjährige Krieg - Theorie des Staatsbildungskrieges, in: Thomas Jäger/Rasmus Beckmann (Hg.), Handbuch der Kriegstheorien, Wiesbaden 2011, 335–349, und am Beispiel von Böhmen ders., Die böhmische Erhebung – Kriegsbeginn 1618, in: Hartmann/Schuller (Hg.), Der Dreißigjährige Krieg, 46–57.

12 In einen internationalen Kontext wird dieser Krieg von Christoph Kampmann, Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Geschichte eines europäischen Konflikts, Stuttgart 2013 (1. Auflage 2009) und Peter H. Wilson, Europe's Tragedy. A History of the Thirty Years War, London 2009 gestellt.

13 Diskussionen zu diesen Standpunkten finden sich im Heft ZEITGeschichte. Epochen, Menschen, Ideen. Der Dreißigjährige Krieg. Eine deutsche Tragödie 1618–1648, Hamburg 2018.

Robert Rebitsch beleuchtet in diesem Band die verschiedenen Typen militärischer Operationen im Dreißigjährigen Krieg und geht auf die militärischen und logistischen Rahmenbedingungen der Kriegsführung ein. Lothar Höbelt sieht den Mangel an finanziellen Mitteln, die Truppen abzudanken, als kriegstreibenden und kriegsverlängernden Faktor dieses Krieges und kommt auf das Paradoxon, dass der Krieg weiterging, weil ihn sich niemand leisten konnte. Franz Felberbauer, bestens vertraut mit den Beständen der Burg Forchtenstein im Burgenland, stellt die Waffen und Waffenentwicklung in der Epoche des Dreißigjährigen Krieges vor. Die schwedische Historikerin Jenny Öhman thematisiert ein eher vernachlässigtes Gebiet dieses Krieges, die Kriegsbeute. Sie gibt Auskunft über Art der Kriegsbeute und über Intentionen, Kulturgüter nach Schweden zu schaffen. Anna Ziemlewska gibt einen kurzen Überblick über Polens Berührungspunkte zum Dreißigjährigen Krieg, die freilich dynastischer Natur waren. Claudia Reichl-Ham analysiert die Gründe, warum das Osmanische Reich nicht in den Krieg eingriff. Diese waren sowohl innen- als auch außenpolitisch motiviert. Jan Kilián gibt einen Einblick in das Tagebuch eines böhmischen Chronisten, das von ihm andernorts ediert und publiziert wurde. Walter Kalina hat in seiner kunsthistorischen Betrachtung den Schlachtenmaler Pieter Snayers und seine Serie zum kaiserlichen General Ottavio Piccolomini zum Gegenstand. Anuschka Tischer bewertet die sich über etliche Jahre erstreckende Umsetzung der Westfälischen Friedensverträge sowie die Implementierung derselben in der Reichsverfassung. Georg Schmidt beleuchtet in seinem Beitrag die Säkularisierung der mentalen Einstellung gegenüber dem Krieg und stellt die Frage, ob der Dreißigjährige Krieg Gottes Wille war. Abschließend gibt Robert Rebitsch einen Überblick neuer ausgewählter Literatur zum Thema. Zusätzlich zu den hier genannten Referenten der Tagung konnte noch der Schweizer Historiker Hans Rudolf Fuhrer gewonnen werden, der in seinem Beitrag die Schweizer Neutralität inmitten des Krieges analysiert. Detlev Pleiss stellt seine Forschungsergebnisse zu den finnischen Soldaten im Reich vor, und Michael Weise geht auf die in der Forschung bisher vernachlässigten Kroaten in der kaiserlichen Armee ein.

Robert Rebitsch
Lothar Höbelt
Erwin A. Schmidl

Wien und Innsbruck im Frühjahr 2019

Die Reiter der Apokalypse. War der Dreißigjährige Krieg Gottes Wille?

von Georg Schmidt

Eine kurze Antwort auf die Frage, wer im Dreißigjährigen Krieg gegen wen mit welchen Motiven kämpfte, gibt es nicht. Ursachen und Schuldige finden sich dennoch: die sich zuspitzende Krise im Reichs-Staat, der konfessionelle Fundamentalismus und Hass, die frommen, teils bigotten katholischen Protagonisten Ferdinand II. und Maximilian von Bayern oder der reformierte Kurpfalzgraf Friedrich V., der aus Ruhmsucht und Machtgier seine Karten überreizte. Kontrovers diskutiert wird, ob es ein Glaubens- und Konfessionskrieg war oder ob der Dreißigjährige Krieg primär um die Ausdehnung und Intensivierung von Herrschaft bzw. um Freiheit und Unabhängigkeit geführt wurde.¹ Das eine lässt sich von dem anderen allerdings nur schwer trennen. Hier wird deswegen eine etwas andere Sicht präsentiert: der Krieg als Wille Gottes, seine Überwindung als Menschenwerk.

Die kritische historiographische Reflexion begann mit der *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges* des Jenaer Historikers Friedrich Schiller. Die Französische Revolution fest im Blick konzipierte er zu Beginn der 1790er Jahre einen Freiheitskampf. Seines Erachtens geschah vor dem Westfälischen Frieden nichts, „woran die Reformation nicht den vornehmsten Anteil gehabt hätte“. Die Religion habe vieles ermöglicht, was nicht ihr, sondern den Herrschenden und der Staatsräson gedient habe.

„Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung auf Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vorteil seines Fürsten versprützte.“

Im Krieg hätten allerdings Volk und Fürsten gleiche Interessen verbunden – gegen die Übermacht der Habsburger und deren katholischen Eifer:

„Das erste weckte die Regenten, das zweite bewaffnete ihnen die Nationen.“²

Die Fürsten hätten nicht beherrscht, die evangelischen Untertanen nicht zum katholischen Glauben gezwungen werden wollen. Beide hätten ihre Freiheit erfolgreich verteidigt und das habe die europäische Staatenfreiheit bewirkt.

Dem aufgeklärten Universalhistoriker Schiller schien der Glaube als Ursache des Dreißigjährigen Krieges ein bloßer Vorwand. Gegen seine Auffassung, die letztlich auf eine Manipulationsthese hinausläuft, gibt es berechtigte Einwände. Die meisten Akteure waren fromme Anhänger ihres Bekenntnisses und hätten dessen Instrumentalisi-

1 Vgl. auch zum Folgenden mit weiteren Belegen Georg Schmidt, Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, München 2018.

2 Friedrich Schiller, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, in: ders., Sämtliche Werke, Bd. 4, München 1988, 363–745, Zitate 365–368.

sierung als schwere Sünde betrachtet. Dennoch ist aus heutiger Sicht die Behauptung, dass der Krieg „als Konfessionskrieg [...], nämlich als Ringen um die rechte Auslegung des Ersten Religionsfriedens“ ausgebrochen sei³, die Axel Gotthard kürzlich noch einmal vorgetragen hat, ebenso wenig stimmig. In Prag, wo der Krieg 1618 begann, galt der Augsburger Religionsfrieden gar nicht, sondern der Majestätsbrief Rudolfs II. von 1609, der den böhmischen Ständen allerdings ähnliche Rechte wie denjenigen im Reich einräumte. Diese kämpften – nach niederländischem Vorbild und in dieser Reihenfolge – für die Freiheit ihrer böhmischen Nation und ihres evangelischen Glaubens gegen die monarchischen und gegenreformatorischen Absichten ihres Königs Ferdinand II. und der Habsburger. Kurfürst Friedrich V., der Schwiegersohn des englischen Königs, nahm die ihm angebotene Wenzelskrone nicht aus calvinistischem Eifer, sondern wegen des damit verbundenen Macht- und PrestigegeWINNes an. Der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen sah im Kampf um Böhmen einen reinen Herrschaftskonflikt und stand loyal an der Seite des katholischen Kaisers. Dass er während des Krieges aus dieser Koalition nur selten ausbrach und deswegen von anderen Protestanten beargwöhnt, ja gehasst wurde, sicherte ihm die Lausitzen. Der in der Schlacht am Weißen Berg im November 1620 besiegte Friedrich V. verlor hingegen alles und zog, als Winterkönig verspottet, ins niederländische Exil.

Die von protestantischen Ständen unter Kurpfälzer Führung 1608 gegründete Union hatte in Böhmen nicht eingegriffen. Ihr Ziel war die Bewahrung der Reichsverfassung und der deutschen Freiheit, also des reichsstädtischen Mitregiments im Reichs-Staat. Die Union hat den großen Krieg weder provoziert noch forciert. Am Krieg selbst war sie praktisch nicht beteiligt, denn sie löste sich schon im Frühjahr 1621 auf. Die Liga – das katholische Gegenbündnis unter Führung Maximilians von Bayern – stand hingegen fest an der Seite Kaiser Ferdinands II. Ihre von Graf Tilly befehlige Armee brachte ihm die Wenzelskrone zurück. Er herrschte danach in Böhmen in absolutistischer Manier und rekatholisierte das Königreich samt seinen Nebenlanden. Die große Zahl der böhmischen Emigranten blieb allerdings ein gewichtiger Unruhefaktor.

Der Kampf um Böhmen war Ende 1620 mit der Flucht Friedrichs V. und der Plünderung Prags zu Ende, der Krieg aber ging in Deutschland weiter, weil die Hauptverbündeten des Kaisers – Spanien und Bayern – die Kurpfalz eroberten und unter sich teilten. Die Spanier waren schon im Sommer 1620 mit einer aus den Niederlanden abkommandierten Armee in die linksrheinische Pfalz und in die Wetterau eingefallen. Noch vor der Entscheidungsschlacht bei Prag herrschte in Deutschland der Krieg, den Maximilian und die Ligaarmee dann weiter anfachten, als sie die Oberpfalz und die Kurpfalz um Heidelberg eroberten. Der Widerstand der für Friedrich V. kämpfenden Condottieri Ernst von Mansfeld, Friedrich von Baden und Christian von Halberstadt war zu schwach. Auch in der Kurpfalz hielt – mit einer gewissen Verzögerung in den spanisch verwalteten linksrheinischen Teilen – die Gegenreformation Einzug. Die Biblioteca Palatina schenkte Maximilian dem Papst und die Jesuiten übernahmen die Heidelberger Universität.

3 Axel Gotthard, Die Ursachen des Dreißigjährigen Krieges, in: Robert Rebitsch (Hg.), 1618. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Wien – Köln – Weimar 2017, 47–76, Zitat 70.

Ferdinand II. und Maximilian, die beiden Führer der kaiserlich-katholischen Koalition, strebten zwar auch eine Rekatholisierung im Reich an, im Vordergrund standen allerdings machtpolitische Überlegungen. Ferdinand II. wollte in Böhmen und später möglichst auch im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation monarchisch regieren, d. h. die reichsständische Mitbestimmung relativieren. Maximilian setzte nach der Übernahme der Pfälzer Kurwürde, seinem vorrangigen Ziel, alles daran, das katholische Deutschland zu kontrollieren und es durch den Rückgewinn der ihm nach 1552 entfremdeten Bistümer, Abteien und geistlichen Besitzungen zu vergrößern. Beide kämpften nicht für ein Deutschland ohne Protestant, wollten deren Zahl und Bedeutung jedoch so weit zurückdrängen, dass sie ihre Rolle als Vetospieler im Reichsverband verloren.

Allerdings erfolgte weder der Beginn noch der Fortgang des Krieges, auch nicht das Eingreifen der fremden Mächte, primär aus konfessionellen Gründen. Die zwei sich gegenseitig schwerbewaffnet gegenüberstehenden Blöcke – Katholiken und Protestanten – gab es weder in Deutschland noch auf europäischer Ebene. Die häufig beschworene calvinistische oder protestantische Internationale war ein Traumgebilde – gleichermaßen lanciert von den Protagonisten und ihren Gegnern.⁴ Trotz zeitweise intensiver Bemühungen in London, Heidelberg oder Den Haag ist sie vor allem wegen der großen Skepsis der deutschen Lutheraner nie zustande gekommen. Die große katholische Koalition von Madrid über Wien und Paris bis nach Warschau ist ebenfalls eine Legende. Frankreich betrieb unter Führung Ludwigs XIII. sowie der Kardinäle Richelieu und Mazarin stets eine gegen die Habsburger gerichtete Macht-politik und scherte sich wenig um katholische Solidarität. Überhaupt fällt auf, dass der Glaube zwar in den inneren Kriegen eine wichtige Rolle spielte, nicht aber bei den Staatenkriegen. Die Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und Spanien, Venedig und Österreich, Schweden und Dänemark belegen dies eindringlich. Die konfessionelle Loyalität endete meist an staatlichen Grenzen. Die Bündnispolitik vor dem Dreißigjährigen Krieg verweist jedenfalls nicht auf die Spaltung Europas in konfessionelle Blöcke.⁵

In Deutschland hatte der Augsburger Religionsfrieden die katholische und die Augsburger Konfession rechtsrechtlich legitimiert. Die wenig später auftauchenden Calvinisten, die sich Reformierte nannten, rechneten sich zu den Augsburger Konfessionsverwandten und wurden geduldet. Der konfessionell bedingte Streit spitzte sich jedoch seit dem Regierungsantritt Kaiser Rudolfs II. zu und führte zur Blockade der Reichsinstitutionen. Zwar wollte niemand den Krieg, doch fast alle Akteure nahmen ihn billigend in Kauf, da der Status quo auf diplomatischem Weg nicht zu verändern war und die Ausgleichsbemühungen von allen Seiten desavouiert wurden. Die wichtigsten Akteure waren bemüht, ihre Herrschaft durch konfessionelle Vereinheitlichung und die Kontrolle ihres angrenzenden Vorfeldes zu stabilisieren. Nach geltendem Reichsrecht eröffnete allerdings erst die politische Beherrschung

4 Vgl. dagegen Heinz Schilling, Konfessionalisierung und Staatsinteresse. Internationale Beziehungen 1559–1660 (= Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, Bd. 2), Paderborn 2007, 387–395.

5 Heinhard Steiger, Bündnissysteme um 1600 – Verflechtungen – Ziele – Strukturen, in: Jahrbuch für Europäische Geschichte 12 (2011), 77–101, hier bes. 100.

die Möglichkeit, die eigene Konfession in zuvor andersgläubigen Gebieten durchzusetzen. Deswegen ist die Frage nach den Ursachen des Krieges aber nicht diejenige nach der Henne und dem Ei. Ferdinand II. und Maximilian lehnten aus machtpolitischen und nicht aus konfessionellen Gründen alle Versuche ab, einen Frieden zu schließen, der Kurfürst Friedrich V. wenigstens in der Kurpfalz restituierter. Sie wollten Deutschland kontrollieren und deswegen rückten ihre Armeen zielstrebig in die Mitte und den protestantischen Norden vor, obwohl sie mit dieser Strategie Dänen und Schweden provozierten.

Zugute kam ihnen bei dieser Vorwärtsverteidigung die bisher wenig beachtete Einschätzung, die den Dreißigjährigen Krieg zum Willen Gottes erklärte – und zwar nicht als allgemeine Floskel wie bei jedem Krieg, sondern sehr konkret unter Verweis auf die Apokalypse, das Ende der diesseitigen Welt. Der Krieg und seine Begleiter – Teuerung und Hunger, Krankheit und Tod – wurden nicht nur wegen der vielen Sünden, sondern auch wegen des offensichtlich unzureichenden Kampfes der Katholiken gegen die Ketzer und der Protestanten gegen den Antichristen als „Strafgericht Gottes“ ausgegeben.⁶

1. Der Komet

Die entscheidende Wende erfolgte im Spätherbst 1618, als ein riesiger Komet am Abendhimmel stand.⁷ Die Menschen gerieten in Panik. Das Chaos am Firmament erschien nicht als ein bloßes Naturschauspiel; es war ein Menetekel: „Niemals ein Comet hat gebrannt/ Der nicht schadete Leuten/ Stadt und Land.“⁸ Die Christen, insbesondere die Protestanten, zählten eins und eins zusammen. Gott kündigte härtere Strafen an. Ihre Pfarrer hatten unablässig die Bußposaune geblasen. Die Menschen sollten Reue und Buße zeigen und ihren sündigen Lebenswandel ändern, sonst werde Gott sie härter denn je strafen. Der vergebende Gott der Katholiken und der gütige Gott Luthers, der die Gläubigen trotz ihrer Sünden gnädig annahm, hatte sich im Vorfeld des großen Krieges in einen zürnenden Weltenlenker verwandelt. Seine Strafen konnte jeder spüren. Der um 1560 einsetzende Klimawandel, die sog. Kleine Eiszeit, verteuerte die Nahrungsmittel und schwor zumindest die Angst herauf, den Hungertod zu sterben. Hinzu kamen periodisch wiederkehrende Pest- und andere Seuchenzüge, die angesichts der strukturellen Unterernährung schlimmer wüteten als zuvor. 1618 aber herrschte in Böhmen Krieg und die meinungsbildenden Texte waren sich mit den Pfarrern darin einig, dass dieser leicht auf Deutschland übergreifen könne. In dieser prekären Situation konnte der Komet nur eins bedeuten: Die aus der Offenbarung des Johannes bekannten Reiter der Apokalypse sollten losgelassen werden.

6 Matthias Asche/ Anton Schindling (Hg.), *Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*, Münster 2001.

7 Vgl. Andreas Bähr, *Der grausame Komet: Himmelszeichen und Weltgeschehen im Dreißigjährigen Krieg*, Reinbek 2017.

8 Joachim Frolichius, *Cometologia oder Bericht von Cometen insgemein/ und insonderheit dem jetzt erscheinenden/ welcher im Octobri/ lauffendes 1618 Jahrs sich herfür gethan/ und bißhero gesehen wird ...*, VD17 23:266578R (1.12.2015).

Nur das Lamm Gottes konnte das Buch mit den sieben Siegeln öffnen und die vier Reiter auf die Menschheit loslassen.⁹ Der Erste von ihnen hatte einen Bogen, saß auf einem Schimmel, erhielt eine Krone und zog aus um zu siegen. Der Zweite ritt ein feuerrotes Ross, führte ein Schwert und besaß die Macht, den Frieden zu brechen, damit sich die Menschen gegenseitig vernichteten. Der Dritte galoppierte auf einem Rappen, hielt eine Waage und sorgte für Teuerung und Not. Zum Schluss erschien ein fahles Pferd, geritten vom Tod, dem die Hölle folgte. Er erhielt die Macht, den vierten Teil der Menschen mit dem Schwert, mit Hunger und Pest und durch wilde Tiere zu töten. Die folgenden Traumgebilde bis zum Jüngsten Gericht sehen keinen Rückruf dieser Reiter vor, die – das ist entscheidend – gleichzeitig die Erde heimsuchten. Waren sie losgelassen, war das Ende nicht nur nahe, sondern wohl unabwendbar.¹⁰

Mit dem Kometen gewannen der noch begrenzte Krieg, die beginnende Inflation der Kipper- und Wipperzeit und die Seuchenzüge eine neue Qualität als Strafgericht Gottes. Helwig Garth, Superintendent und Pfarrer an der evangelischen deutschen Kirche St. Salvator in der Prager Altstadt, belehrte seine Gemeinde wie viele seiner Kollegen am zweiten Advent 1618 über den Kometen.¹¹ Er wollte nicht schweigen, wenn Gott vom Himmel herab predigte. Garth mahnte zu Reue, Umkehr und Buße, klärte über die Erscheinung am Himmel auf und stimmte auf das Jüngste Gericht ein.¹² Zwar würde über die Substanz und das Wesen der Kometen viel gestritten, doch dies sei letztlich gleichgültig. Kometen unterlägen wie alle Erscheinungen auch dann der göttlichen Allmacht, wenn sie natürlichen Ursprungs seien. Sie hätten stets Strafen und Plagen angekündigt und das sei diesmal nicht anders. Gott zeige den Menschen die Rute, wie sie es selber gegenüber unartigen Kindern täten. Jeder sehe die Not und das Ungemach, das die Feinde des wahren Glaubens in Böhmen verursachten. Angesichts der vielen Sünden dürfe sich niemand wundern, wenn Gott Prag wie einst Sodom und Gomorrha vernichte. Die Menschen müssten sich für den Jüngsten Tag rüsten.

Während die Lutheraner den Kometen direkt in endzeitlichen Kontexten interpretierten, deuteten die Katholiken die protestantischen „Ketzer“ nur als Vorboten des Antichristen und beließen es bei der Ankündigung göttlicher Strafen.¹³ Unabhängig davon erhielt der Krieg um Böhmen durch den geschweiften Stern und die vielen sich mit ihm beschäftigenden Publikationen eine neue Qualität. Es ging nicht mehr um einen regionalen Machtkampf oder die Freiheit, den eigenen Glauben ungehindert ausüben zu dürfen; es ging ums Ganze, um das unmittelbar bevorstehende Ende der

9 Offenbarung 6, 1-8. Vgl. Otto Böcher, Die Johannesapokalypse, Darmstadt 1998, 47–56.

10 Volker Leppin, Antichrist und Jüngster Tag. Das Profil apokalyptischer Flugschriftenpublizistik im deutschen Luthertum 1548–1618, Heidelberg 1999, 96–103.

11 Helwig Garth, Pragerische Cometen Predigt, VD17 23:275061C (1.12.2015).

12 Leppin, Antichrist, 80ff. u. 92.

13 Martin Hille, Providentia Dei, Reich und Kirche. Weltbild und Stimmungsprofil altgläubiger Chronisten 1517–1618, Göttingen 2010, 365.

diesseitigen Welt. Volkmar Happe, gelehrter Rat in Sondershausen¹⁴, verband deswegen den langen Krieg mit der Erscheinung am Himmel: „Was auf diesen Kometen vor schreckliche Aufruhr, Krieg, Mord, Teuerung, Pestilenz, Veränderung Fürstentümer und Herrschaften erfolget, [wie] die evangelische Religion verfolget, an vielen Orten ausgetilgt und dagegen der päpstischen Gräuel wiederum eingeführt worden“, sollten seine nun einsetzenden Aufzeichnungen belegen.¹⁵ Hans Heberle, ein Schuster, Kleinbauer und Untertan der Reichsstadt Ulm aus Neenstetten auf der Schwäbischen Alb, begründete ebenfalls und an mehreren Stellen mit dem Kometen, dass er begonnen habe, seine Erinnerungen aufzuzeichnen. Er sei davon ausgegangen, der Komet „werde etwas Großes bedeuten und mit sich bringen, wie dann solches geschehen ist“¹⁶.

Die beiden Zeitzeugen lebten in unterschiedlichen Gegenden und sozialen Milieus. Sie stimmten wohl weniger aus eigenen Erfahrungen, als aufgrund der ihnen zugänglichen Druckschriften darin überein, dass der Komet eine lange Kriegs- und Leidenszeit angekündigt habe. Fast 30 Selbstzeugnisse sahen dies ebenso.¹⁷ Der Wiedenbrücker Ratsherr Andreas Kothe wollte den Kometen etwa 30 Abende gesehen haben und der deutsche Krieg habe 30 Jahre gedauert: „Hätte [ich] aber gewusst, dass es ein dreißigjähriger Krieg bedeuten sollte, hätte ich meine Sachen anders disponieret.“¹⁸ Was er anders gemacht hätte, bleibt zwar sein Geheimnis, doch auch die Theologen und Pfarrer waren sich nicht sicher, wie ihre Schäfchen auf die Ankündigung ihrer nicht bald, sondern direkt bevorstehenden Erlösung aus dem irdischen Jammertal reagieren würden. Sie befürchteten offensichtlich die schlimmsten Ausschweifungen und relativierten das Zusammentreffen der drei Menschheitsplagen, um den Kometen als Disziplinierungsmittel nicht zu verlieren. Sie sprachen selten von den apokalyptischen Reitern, sondern erfanden die apokalyptische Trias von Krieg, Hunger und Pest, deren Bedeutung heilsgeschichtlich nicht festgelegt war. Dieser Pragmatismus war sicherlich nicht unbegründet, grenzte aber – wie Volker Leppin zu Recht betont hat – an einen theologischen Selbstwiderspruch.¹⁹

14 Andreas Bähr, Inhaltliche Erläuterungen zu Volkmar Happes Chronik aus dem Dreißigjährigen Krieg, in: Mitteldeutsche Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges <http://www.mdsz.thulb.uni-jena.de> (16.8.2016).

15 Volkmar Happe, *Chronicon Thuringiae*, Tl. 1, Bl. 24 v., in: ebd. (1.12.2015).

16 Gerd Zillhardt, Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung. Hans Heberles „Zeytregister“ (1618–1672). Aufzeichnungen aus dem Ulmer Territorium. Ein Beitrag zu Geschichtsschreibung und Geschichtsverständnis der Unterschichten, Ulm 1975, 86f. Vgl. Stephan Laux, „Etwas gross aufschreiben“. Quellenkritische Anmerkungen zum „Zeytregister“ des Ulmer Chronisten Hans Heberle (1597–1677), in: *Zeitenblicke* 1, 2002, Nr. 2, <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/laux/index.html> (15.8.2016).

17 Andreas Goldmeyer, Nothwendige und kürtzliche Erinnerung Von dem Grossen Blutvergiesen/ so den 2. 3. 4. (12. 13. 14.) November in diesem noch lauffenden 1631. Jahr geschehen wird. Genommen aus dem Lauff deß Cometen, so Anno Christi 1618. im Herbst erschienen und anietzo mit seiner Würkung auffs new widerumb starck hervor bricht. 1631, VD17 75:679080K (1.12.2015). Benigna von Krusenstjern, Prodigienlaube und Dreißigjähriger Krieg, in: Hartmut Lehmann/Anne-Charlott Trepp (Hg.), *Im Zeichen der Krise. Religiosität im Europa des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1999, 53–78, hier 57.

18 Franz Flaschkamp (Hg.), *Die Chronik des Ratsherrn Andreas Kothe: Eine Quelle zur westfälischen Geschichte im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*, Gütersloh 1962, 26, zit. n. Hans Medick, *Der Dreißigjährige Krieg als Erfahrung und Memoria. Zeitgenössische Wahrnehmungen eines Ereigniszusammenhangs*, in: Peter C. Hartmann/Florian Schuller (Hg.), *Der Dreißigjährige Krieg. Facetten einer folgenreichen Epoche*, Regensburg 2010, 158–172, hier 163.

19 Leppin, *Antichrist*, 168.

Das Aufsehen und die gewaltige Angst, die der Komet hervorrief, spiegeln auch etliche Medaillen wider.²⁰ Ein Frankfurter Exemplar zeigt auf der Vorderseite den Schweifstern mit dem Datum 19. November 1618. Auf der Rückseite ragen neben einem Leuchter und Ähren zwei offensichtlich um Hilfe bittende Unterarme aus dem Wasser. Die Umschrift lautet:

„Keins wird versehrt, wer Gott recht ehrt.“²¹

Noch eindrucksvoller ist der Sarg auf der Vorderseite einer anderen Medaille, auf dem ein Schwert und ein Helm liegen. Davor findet sich ein aufgeschlagenes Buch, daneben ein abgestorbener Baum und am Himmel der Komet. Die Umschrift, „Bedrohung eines Kometen“, unterstreicht die weit verbreitete Untergangsstimmung.²² Tatsächlich trafen 1620 der sich ausdehnende Krieg in der Mitte Europas, das ungarische Fieber, wohl Typhus, und die Kipper- und Wipperzeit zusammen.

Während der Komet neben dem Prager Fenstersturz im 17. Jahrhundert genutzt wurde, um den Beginn des Krieges zu datieren, trieben die Reiter der Apokalypse weiterhin ihr Unwesen. Johann Philipp Abelin berichtete 1635 im ersten Band des *Theatrum Europaeum*, einer aus gedruckten Texten schöpfenden Chronik der Zeit, über den Kometen von 1618, den Gott „an die hohe Kanzel des Himmels gestellt, damit die Menschen sehen möchten, wie er sie wegen der Sünde zu strafen [...]“ beschlossen“ habe.²³ Die zugehörige Grafik zeigt einen riesengroßen geschweiften Stern über dem Heidelberger Schloss²⁴ und wird hier zur Schuldzuweisung: Etwa ein Jahr nach dem Erscheinen des Kometen hatte Kurfürst Friedrich V. Heidelberg verlassen, um als König von Böhmen den großen Krieg auszulösen.

2. Der gottgewollte Krieg

Der als gottgewollt gedeutete Krieg ließ die Menschen ratlos zurück. Sie durften Gott nicht versuchen, indem sie nichts taten, keine Vorsorge trafen und den Krieg über sich ergehen lassen. Ebenso wenig durften sie Gott ins Handwerk pfuschen, seine Strafen durch eigenes Handeln zu blockieren versuchen. Beide Verhaltensweisen waren schwere Sünden, sodass die Menschen in ein Entscheidungsdilemma gerieten. Das im Krieg entstandene Gemälde „*Hiob und seine Frau*“ von *Georges de la Tour* bringt das Problem auf den Punkt. Die übergroße, elegante Frau erdrückt den kranken, von Gott gepeinigten Hiob. Sie verspottet ihren Mann und fordert ihn auf,

20 Herbert Stricker, Deutsche Medaillen aus der Zeit des 30-jährigen Krieges (1618–1648) und ihr geschichtlicher Hintergrund, Regenstauf 2010, 123.

21 <http://www.museum-digital.de/nat/index.php?t=objekt&oges=77712> (1.3.2017)

22 <http://www.museum-digital.de/bawue/singleimage.php?objektnum=2992&imagenr=13359> (1.3.2017).

23 Johann Philipp Abelin, *Theatrum Europaeum*, oder Ausführliche und Warhaftige Beschreibung aller und jeder denkwürdiger Geschichten ..., Bd. 1, Frankfurt a. M. ³1662, 100.

24 Ebd., 101.

Schmerz und Leid standzuhalten und etwas dagegen zu tun.²⁵ Er aber lobt nur den Herrn und wird später dafür belohnt.

Das markante Bild ist eindeutiger als die biblische Erzählung. Hiob soll aufstehen und seine Passivität überwinden, selbst wenn er gegen Gottes Willen handelt. Die Frage, die Akteure und Opfer bewegte, ob der Mensch den von Gott gesandten apokalyptischen Reitern widerstehen und sein Schicksal in die eigene Hand nehmen dürfe, war theologisch brisant und verwies den Menschen zurück auf sich selbst. Half Gott nur denjenigen, die sich selbst halfen? War nicht nur der Kriegsdienst ein gottgefälliges Werk, sondern auch die Gegengewalt der Bauern, die ihre Quälgeister überfielen und töteten? Die Pfarrer rieten zum Gehorsam und Buße, die Bauern forderten Gewehre, denn mit Gebeten vertreibe man keine Soldaten.²⁶

Wie immer der Einzelne das Entscheidungsproblem für sich löste, die von dem angedrohten und geglaubten Strafgericht Gottes ausgehende Massenpsychose bildete den nicht zu unterschätzenden Nährboden für das große Gewaltpotenzial. Die vermeintliche Gewissheit, den Willen Gottes auszuführen, entlastete die Gewissen und enthemmte teilweise auch die Akteure, die davon ausgehen durften, dass ihre Übergriffe im Dienst für den wahren Glauben erfolgten und im Jenseits belohnt wurden. Die Täter waren für ihr Tun nicht selbst verantwortlich und auch die Opfer konnten sich wenigstens damit trösten, dass alles Gottes Wille war und sie für ihr Leid im Jenseits belohnt würden. Wer diesen Krieg führte, sich daran beteiligte oder nur geduldig wie Hiob das Leid ertrug, durfte sich im Einklang mit dem Willen des Allmächtigen fühlen. Für ihn gab es mithin keinen Grund, sich der Kriegsmaschinerie offensiv zu widersetzen.

Der Glaubenskrieg gegen den Antichristen oder gegen die Ketzer und Häretiker folgte biblischen Mustern. Gott hatte seinem Volk stets, wenn auch erst nach einer langen Zeit des Leidens und der Läuterung, zum Sieg verholfen. Katholiken wie Protestanten sahen sich in diesem Sinn als auserwähltes Volk. Ihre Siege begründeten sie nicht mit den Launen der Fortuna, der größeren Zahl von Soldaten oder mit besseren Waffen und Strategien, sondern mit der Hilfe Gottes, um daraus dessen vermeintlichen Auftrag abzuleiten, bis zur Ausschaltung aller Gegner weiterzukämpfen. Die Unterlegenen deuteten ihre Misserfolge als gottgewollte Prüfungen, die sie nach alttestamentarischem Vorbild überstehen mussten, bevor sie als Sieger in das gelobte, von den Ketzern oder dem Antichristen gereinigte Land einziehen konnten. Selbst als die kaiserlich-katholischen Truppen in den 1620er Jahren auf ganzer Linie erfolgreich waren, lenkte der Pfälzer Exilhof in Den Haag nicht ein: Der Kampf gegen Katholiken, Spanier, Kaiser und Liga, müsse auf jeden Fall weitergeführt werden, denn Gott, der die Protestanten jetzt für ihre Sünden büßen lasse, werde ihnen zum Sieg verhelfen.

Die evangelische Zuversicht wurde spät belohnt. Das protestantische Deutschland feierte den siegreichen König Gustav II. Adolf von Schweden als Messias, als Beauftragten und Werkzeug Gottes. Es verband mit ihm den apokalyptischen Endkampf. Tat-

25 Jacques Thuillier, Der Dreißigjährige Krieg und die Künste, in: Klaus Bußmann/Heinz Schilling (Hg.), 1648 – Krieg und Frieden in Europa (= Ausstellungskatalog), Textbd. 1, o. O. 1998, 15–28, bes. 27f.

26 Herbert Langer, Kulturgeschichte des Dreißigjährigen Krieges, Stuttgart u. a. 1978, 106f.

sächlich intervenierte er in Deutschland – das Kriegsmanifest erlaubt keine Zweifel²⁷ –, um die südliche Ostseeküste zu kontrollieren und die Macht des Kaisers zu begrenzen. Die deutschen Protestanten feierten ihn dennoch als Glaubenskämpfer. Die Publizistik machte Gustav Adolf sogar selbst zum Gott, der den Antichristen in Rom und Wien besiegen werde. Der König hat sich zu seinen politischen Plänen in Deutschland nie eindeutig geäußert. Sein früher Schlachtentod bei Lützen beendete im Spätherbst 1632 alle Spekulationen über ein evangelisches Reich unter seiner Führung.

Auf katholischer Seite folgten der Niederlage von Breitenfeld 1631 vage Neutralitätsbestrebungen²⁸ und Friedensangebote. Selbst in München wurde über Glaubenskriege und Neutralität nun aus Gründen der Staatsräson anders gedacht.²⁹ Nach einer Intervention seines Beichtvaters Contzen änderte Kurfürst Maximilian allerdings Ende des Jahres 1631 die Instruktion zum Ligatag in Ingolstadt. Ursprünglich sollte es heißen, da die Pläne Gottes unbekannt seien, bleibe offen, ob er die Katholiken zum Sieg führen oder wegen ihrer Sünden ins Unglück stürzen wolle. Notfalls müsse Frieden gesucht werden. Contzen verdammt diese Haltung als mangelndes Gottvertrauen, denn die Helden des Alten Testaments hätten auf Geheiß Gottes gegen jede Übermacht gekämpft.³⁰ Maximilian schloss sich seiner Meinung an.

Die Siegeszuyersicht und die Gewissheit, mit Gott im Bunde zu sein, wurden allerdings nach fast zwei Kriegsjahrzehnten brüchig. Die von Gott als Strafe gesandte und damit als endlich gedachte Gewalt wollte nicht aufhören. Um Mitteleuropa nicht zur Wüste zu machen, mussten die Menschen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und – metaphorisch gesprochen – die Reiter der Apokalypse zurück in das Buch mit den sieben Siegeln schicken. Seit Mitte der 1630er Jahren brach sich langsam auch bei Beichtvätern und Hofpredigern die Einsicht Bahn, dass niemand wissen könne, was Gott wirklich wolle und dass er für seine den Menschen unbekannten Pläne deren Hilfe nicht benötige.

Es hatte lange gedauert, bis die Erkenntnis reifte, dass sich die angeblich gottgewollten Ziele nicht verwirklichen ließen: Die evangelischen Ketzer waren ebenso wenig zu besiegen wie der katholische Antichrist. Wenn aber nicht Gott, sondern die Menschen diesen Krieg gewollt, verursacht und geführt hatten, dann mussten sie ihn verantworten. Der nicht zustande gekommene, vom Papst einberufene Kölner Friedenskongress und der gescheiterte Prager Frieden wiesen – so paradox das klingen mag – den Weg. Sie demonstrierten, dass es nicht funktionierte, wenn sich nicht alle Beteiligten, wer immer diese waren, auf einen Vergleichsfrieden einschließlich Amnestie und immerwährendes Vergessen verständigten. Die evangelischen Reichsstände stimmten dem kaiserlich-kursächsischen Friedensdiktat von 1635, das im Kern ein Kriegsbündnis gegen Schweden war, zwar aus Angst vor der Übermacht der kai-

27 Pärtel Piirimäe, Just War in Theory and Practice: The Legitimation of Swedish Intervention in the Thirty Years War, in: *The Historical Journal* 45 (2002), 499–523.

28 Michael Kaiser, Politik und Kriegsführung. Maximilian von Bayern, Tilly und die Katholische Liga im Dreißigjährigen Krieg, Münster 1999, 480–487.

29 Axel Gotthard, Der liebe vnd werthe Fried. Kriegskonzepte und Neutralitätsvorstellungen in der Frühen Neuzeit, Köln u. a. 2014, 577ff.

30 Robert Bireley, The Jesuits and the Thirty Years War. Kings, Courts, and Confessions, Cambridge/New York 2003, 147.

serlichen Armee zu, fürchteten aber den Einstieg in das Ende der deutschen Freiheit und in eine wirklich monarchische Regierung des Reiches. Sie blieben deswegen auf Distanz, sodass der Krieg nicht einmal eine Pause machte. Schweden und die nun aktiv in das Geschehen eingreifenden Franzosen ließen sich nicht aus Deutschland verdrängen.

In den späten 1630er Jahren hatte sich der Strafgedanke verbraucht. Der Westfälische Friede wurde zum menschlichen Meisterwerk, weil die Diplomaten alle transzendentalen Ziele ausblendeten und sich akribisch auf das politisch Machbare konzentrierten. Um diebrisanten Glaubens- und Verfassungsfragen, die Entschädigungen und die Einbindung des Reichs-Staates in das europäische Mächtegefüge zu erreichen, mussten die neuen Ideen von Souveränität und Staatsräson kreativ umgesetzt werden. Es entstand kein Westfälisches System auf der Basis von Souveränität und Gleichrangigkeit, sondern es erfolgte ein modifizierter Rückgriff auf die Vorkriegsordnung, gepaart mit vielen Ausnahmen und Öffnungsklauseln. Der Friedensvertrag reduzierte die Komplexität in der Mitte Europas nicht, sondern steigerte sie so sehr, dass alle Beteiligten den Kompromissen zustimmen konnten.

Als die Apokalypse real geworden war und es schlimmer nicht mehr kommen konnte, wurde Frieden geschlossen. Krieg, Hunger und Seuchen, die Reiter der Apokalypse, hatten die Bevölkerung Mitteleuropas um bis zu 40 Prozent reduziert, ihre Ressourcen und Lebensgrundlagen weithin zerstört, bevor sie von der menschlichen Vernunft überwältigt wurden. Zurück blieben die ambivalenten Erfahrungen mit den Strafen Gottes und eine mehr oder weniger selbst zu gestaltende irdische Zukunft. Gottes Strafgericht hatte seinen Zweck nicht nur nicht erfüllt, seine Wirkung war kontraproduktiv. Grimmselshausen bringt dies in der berühmten Jupiter-Szene des *Simplicius Simplicissimus* auf den Punkt. Der verkleidete Gott erläutert zunächst, dass er nicht alle Menschen ausrotten wolle, sondern nur die Schuldigen bestrafen. Simplex entgegnet ihm, dass seine Mühen vergeblich seien, wenn er nicht die ganze Welt mit Wasser oder Feuer heimsuche. Schicke Gott Kriege, quälten die bösen die guten und frommen Menschen, schicke er Teuerung, profitierten die Wucherer, schicke er das große Sterben, erbten die Geizhälse und Überlebenden. Von Kriegen profitierten vor allem diejenigen, die bestraft werden sollten.

Der Allmächtige verlor durch den Krieg und mit der Westfälischen Friedensverhandlung seine Allzuständigkeit. Die göttliche Ordnung der Bibel wurde interpretierbar. Der einflussreiche Sachsen-Altenburgische Gesandte Thumbshirn stellte am Ende der Friedensverhandlungen fest:

„Ratio status ist ein wunderliches Thier, es verjaget alle anderen Rationes.“³¹

Die Staatsräson, die Angst vor der völligen Vernichtung, überwand den zweiten Reiter, der den Frieden nehmen, sowie denjenigen auf dem fahlen Pferd, der ein Viertel der Menschen töten sollte, zugunsten des ersten, des siegreichen Reiters auf dem weißen Pferd. Er führte als Monarch die legitimen Staatenkriege – vor wie

31 Gerhard Schmid, Konfessionspolitik und Staatsräson bei den Verhandlungen des Westfälischen Friedenskongresses über die *Gravamina Ecclesiastica*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 44 (1953), 203–223, 222.

nach dem Dreißigjährigen Krieg. Metaphorisch gesprochen gab es in Europa nicht einen, sondern viele Reiter auf weißen Pferden, die nun langsam lernen mussten, sich gegenseitig zu akzeptieren und sich dafür verantwortlich zu fühlen, dass die anderen drei möglichst wenig Schaden anrichteten.

3. Fazit

Die Überlebenden des Krieges hatten ihre Angst überwunden und – auch mit Hilfe eines gesunden Egoismus – der nicht enden wollenden Gewalt, dem Elend und Schrecken standgehalten. Sie blickten mit einer gewissen Zuversicht in die Zukunft. Frieden und Stabilität blieben dennoch relative Größen. Hinter Seuchen, Missernissen und Kriegen, die das Leben weiterhin bedrohten, wurde nun jedoch nicht mehr unbedingt Gottes Wille vermutet. Damit entfiel freilich auch eine wohlfeile Entschuldigung für diesseitige Kalamitäten und mangelnde Vorsorge.

Der Dreißigjährige Krieg hatte die ganze Ohnmacht menschlicher Existenz offenbart. Was konnte schlimmer werden als das, was während dieses Krieges geschehen war, und warum hatte der Allmächtige kein Einsehen mit seinen Geschöpfen gezeigt? Diese Frage bereitete Theologen und Philosophen Kopfzerbrechen. Tatsächlich beschleunigte der Krieg jedoch den epochalen Umbruch vom Leben in einer am Jüngsten Gericht und dem nahen Ende orientierten, elementar entwicklungslosen biblischen Ordnung zum diesseitigen *Wandel durch Vernunft*. Mit dem Dreißigjährigen Krieg begann der gewaltige Säkularisierungsschub, der als sogenannte Aufklärung die westliche Hemisphäre bis heute maßgeblich prägt.

Diejenigen, die den Krieg oder gar den Westfälischen Frieden als Tiefpunkt, Urkatastrophe und Trauma der Deutschen erzählen, erkennen, dass sie damit nur die alten Großerzählungen bestätigen. Aus der Asche dieses Krieges – so der Mythos – habe sich der preußische Phönix erhoben, um 1871 seine religiös verklärte Mission zur Gründung eines souveränen, mächtigen und evangelischen Nationalstaates erfolgreich abzuschließen. Deutschland sollte nie wieder zum Spielfeld fremder Mächte werden. Diese Geschichte ging jedoch 1945 unwiderruflich zu Ende. Für den heutigen, im vereinten Europa fest verankerten, freiheitlich-demokratischen deutschen Nationalstaat bleiben dieser Mythos, die Hybris der Macht und die von Deutschen begangenen Menschheitsverbrechen eine ewige Mahnung. Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges müssen aus heutiger Sicht ohnehin anders erzählt werden. Zu betonen sind dabei die bereits von Schiller ins Zentrum gerückte Freiheit und der machteilende Föderalismus des Alten Reiches, der 1648 individuelle Freiheitsrechte generierte, die zum Wurzelwerk der Menschen- und Bürgerrechte gezählt werden müssen. Was immer Gottes Wille war und ist; die Menschen kennen ihn nicht und dürfen ihn deswegen nicht für ihre irdischen Zwecke in Anspruch nehmen. Wenn es ein Vermächtnis des Dreißigjährigen Krieges gibt, dann ist es die Selbstverantwortung des Menschen.

Die Typologie der Kriegsführung im Dreißigjährigen Krieg

von Robert Rebitsch

Der Dreißigjährige Krieg war nicht nur ein ungewöhnlich langer Krieg, er war auch ein äußerst intensiv geführter Krieg, der wenig Ruhephasen kannte (sehen wir einmal vom Jahr 1624 ab, in dem tatsächlich wenig los war), wenngleich nicht alle Gebiete des Reiches im gleichen Ausmaß betroffen waren.¹ Ausgeführt wurden die Gefechtshandlungen zum größten Teil von militärischen Profis: von Söldnern. Selbst das schwedische Heer hatte im Laufe des Krieges immer mehr angeworbene Soldaten (meist aus dem Reich) in ihren Reihen. Das wirkte sich freilich auch auf die Kriegsführung aus. In diesem Krieg wurden alle damals gängigen Kampfarten und Techniken praktiziert. Diese Kampfarten und ihre dazugehörigen Gefechtsformen und Gefechtstechniken werden meist in den Abhandlungen über den Krieg als gegeben hingenommen und nur nebenbei erwähnt bzw. als Ereignis geschildert und selten in ihrer operativen Methodik analysiert.

„Der Begriff Kriegsführung umfasst sämtliche militärischen und politischen Handlungen, die unmittelbar zur aktiven Lenkung eines Krieges gehören und seinen operativen Verlauf bestimmen“ schreibt der deutsche Militärhistoriker Daniel Hohrath in einem neuen Standardwerk zur Geschichte der Neuzeit.² Dieser Beitrag möchte einen Blick auf die Kriegsführung im Dreißigjährigen Krieg werfen und die Eigenarten der damaligen Kampfarten und ihrer Technik kurz beleuchten, es sollen also die militärischen Handlungen analysiert werden und nicht die dahinter stehende Politik, die bereits in zahlreichen Monographien, aber auch in fokussierten Studien³ erörtert wurde. Dabei sollen die operativen Handlungen nicht in die vor allem im angelsächsischen Raum geführte Debatte um eine in der Frühen Neuzeit stattfindende „Militärische Revolution“ eingebettet werden. Diese Diskussion nahm in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts mit den Thesen des britischen Historikers Michael Roberts, Spezialist für die Geschichte Schwedens und Biograph Gustav Adolfs, seinen Ausgang.⁴ Roberts setzte für die Militärische Revolution das Jahrhundert zwischen 1560 und 1660 an, womit freilich die militärischen Entwicklungen des Dreißigjährigen Krieges nicht berücksichtigt werden.

1 Als rezente Werke zum Dreißigjährigen Krieg seien hier genannt: die ungemein detailreiche Darstellung von Peter H. Wilson, *Der Dreißigjährige Krieg. Eine europäische Tragödie*. Aus dem Englischen von Thomas Bertram, Tobias Gabel und Michael Haupt, Stuttgart 2017; das Studienbuch von Axel Gotthard, *Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung* (= UTB 4555), Stuttgart 2016 (zur Bilanz des Krieges 201–213); die Darstellung des deutschen Politologen Herfried Münkler, *Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648*, Berlin 2017; die umfangreiche moderne Überblicksdarstellung von Georg Schmidt, *Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, München 2018 (zur Bilanz des Krieges 620–671) und auch die essayistische Darstellung von Johannes Burkhardt, *Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, Stuttgart 2018 (zur Bilanz des Krieges 18–25). Eine Besprechung der neuesten Literatur zum Dreißigjährigen Krieg findet sich weiter hinten in diesem Band.

2 Daniel Hohrath, *Kriegsführung*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Band 7, Stuttgart – Weimar 2008, Sp. 164–170.

3 Vgl. z.B. Peter H. Wilson, *Strategy and the Conduct of War*, in: Olaf Asbach/Peter Schröder (Hg.), *The Ashgate Research Companion to the Thirty Years War*, Burlington 2014, 269–281.

4 Michael Roberts, *The Military Revolution, 1560–1660*, Belfast 1956. Seine Studien zur Militärischen Revolution wurden mehrfach abgedruckt und in Sammelbänden publiziert.

ßigjährigen Krieges zentrale Meilensteine dieser militärischen Revolution darstellen. Nicht zuletzt durch Roberts Thesen wurde die Kriegsführung Gustav Adolfs mit jener im Reich stark kontrastiert. Das Forschungskonzept der Militärischen Revolution wurde noch bis in die jüngste Vergangenheit diskutiert, wobei allerdings die zeitlichen sowie geographischen Grenzen und die diskutierten Parameter (technische, strategische, taktische, logistische, ökonomische sowie auch soziale Veränderungen) bis zur reinen Beliebigkeit verschoben wurden.⁵ Unlängst plädierte gar der renommierte englische Militärhistoriker Jeremy Black in seiner global angelegten Studie über Kriegsführung im 17. Jahrhundert das forschungsleitende Konzept der Militärischen Revolution, die schon aufgrund ihrer Länge keine Revolution, sondern wenn schon eine Evolution darstellt, als obsolet zu erklären und stattdessen neue, globale kulturalistische Konzepte zu entwickeln.⁶ An dieser Stelle soll kein neues Konzept entwickelt werden, es scheint zielführender zu sein, die operative Kriegsführung des Dreißigjährigen Krieges in einem Übergangsstadium der „alten“, militärisch natürlich sehr erfolgreichen spanischen Schule und der „neuen“, innovativen niederländischen Schule, der nassau-oranischen Heeresreform zu verorten.

Die Schlacht

Die Schlacht, so das in diesem Zusammenhang oft zitierte Meyers Enzyklopädisches Lexikon, ist ein „Kampf zwischen großen militärischen Verbänden, meist im Zusammenwirken verschiedener Waffengattungen; häufig aus mehreren Gefechten bestehend. Der Ausgang einer Schlacht kann für den weiteren Verlauf des Krieges entscheidend sein“⁷. Die Schlacht ist ein „in Zeit und Raum hochkonzentriertes“ militärisches Großereignis.⁸ Die Kampfform der Schlacht wird von der Stärke der Truppen bestimmt, von mehreren Waffengattungen bestritten und sie kann kriegsentscheidend sein. Unterhalb einer gewissen Anzahl der Kombattanten spricht man von Gefecht, Treffen oder Scharmützel. Gemeinhin wiesen Schlachten im Dreißigjährigen Krieg Heeresstärken von 15.000 bis 35.000 Mann pro Seite auf. Herbert Langer gab die Anzahl der Schlachten im Dreißigjährigen Krieg mit 33 an.⁹ Rechnet man geographisch und in der Quantität der Soldaten etwas großzügiger, kann man auch auf mehr Schlachten kommen. Dennoch erscheint diese Anzahl der Schlachten für einen dreißig Jahre währenden Konflikt keineswegs extrem hoch. Bleibt man bei der etwas großzügigeren Betrachtung, so kommt man auf 1,5 Schlachten pro Kriegs-

5 Zur Diskussion vgl. den kurzen, sehr informativen Artikel von Markus Meumann, Militärische Revolution, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Band 8, Stuttgart – Weimar 2008, Sp. 506–510; zur Diskussion des Konzepts in Form verschiedener Aufsätze, obgleich schon etwas älter Clifford J. Rogers (Hg.), The Military Revolution Debate. Readings on the Military Transformation of Early Europe, Boulder/Co 1995.

6 Jeremy Black, Beyond the Military Revolution. War in the Seventeenth Century World, Basingstoke 2011.

7 Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Band 21, Mannheim 1977, 92. Vgl. auch die Bemerkungen von Stig Förster/Markus Pöhlmann/Dierk Walter, Vorwort der Herausgeber, in: dies. (Hg.), Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, München 2001, 7–18.

8 So Förster/Pöhlmann/Walter, Vorwort, 9.

9 Herbert Langer, Kulturgeschichte des Dreißigjährigen Krieges. Leipzig 1978, 8.

jahr. Das liegt natürlich auch an der damals praktizierten Militärdoktrin, Schlachten – wenn möglich – zu vermeiden, den Gegner abzunützen, in versorgungstechnisch ungünstige Regionen abzudrängen und dort möglichst lange zu binden. Die gegnerische Armee sollte sich „*konsumieren*“¹⁰, die eigene Armee sollte „*konserviert*“¹¹ werden, wie es im damaligen militärischen Sprachgebrauch hieß. Eine Armee war natürlich teuer, allzu leichtfertig wollten die Kriegsherren und Kriegsunternehmer dieses Kapital nicht aufs Spiel setzen.

Gab es aber die letztendlich entscheidende Schlacht im Dreißigjährigen Krieg?¹² Es gab auf alle Fälle Schlachten, die eine nachhaltige Wirkung zeitigten, also für den weiteren Verlauf des Krieges bedeutende Schlachten, wie die Schlacht am Weißen Berg¹³, die dem pfälzischen Königtum in Böhmen ein Ende setzte, die Schlacht bei Lützen¹⁴, die zwar keine militärische oder politische Entscheidung brachte, aber in der immerhin der Schwedenkönig Gustav Adolf fiel, die Schlacht von Nördlingen¹⁵, die das Ende des von Schweden geführten Heilbronner Bundes besiegelte, die Schlacht von Wittstock¹⁶, die ein schwedisches Comeback nach Nördlingen einläutete, oder auch die Schlachten von Breitenfeld II und Jankau, die den zugegebenermaßen schleichenden Untergang der katholischen Partei heraufbeschworen.¹⁷ Eine Entscheidungsschlacht aber im Sinne einer politisch entscheidenden Schlacht wie zum Beispiel die Schlacht von Waterloo 1815, die das endgültige Ende der Herrschaft Napoleons bedeutete¹⁸, oder die Schlacht von Königgrätz, die die kleindeutsche Lösung nach Bismarck zur Folge hatte¹⁹, hatte der Dreißigjährige Krieg nicht zu bieten. Entscheidend für die österreichischen Habsburger, den Frieden zu unterzeichnen, waren der massive Druck der in Westfalen anwesenden Reichsstände

10 „*Konsumieren*“ bedeutet, der feindlichen Armee die Versorgungsgrundlage zu entziehen. Zu starke Truppenkonzentrationen in einem Gebiet stellten die Heeresführungen oft vor unlösbare Probleme, da die Versorgung nicht mehr aufrechterhalten werden konnte. Unterernährung und Seuchen (wie zum Beispiel die bakterielle Ruhr) waren die Folge und viel öfter Todesursache als der Schlachtentod.

11 „*Konservieren*“ bedeutet, die eigene Armee durch funktionierenden Nachschub und durch Einquartierung in Gebieten, die noch zur Versorgung tauglich waren, zu erhalten.

12 Zwei ausgezeichnete Überblickswerke zu Operationen und Schlachten im Dreißigjährigen Krieg sind William P. Guthrie, *Battles of the Thirty Years War. From White Mountain to Nördlingen 1618–1635* (= Contributions in Military Studies, Number 213), Westport/Connecticut – London 2002 und ders., *The later Thirty Years War. From the battle of Wittstock to the treaty of Westphalia* (= Contributions in Military Studies, Number 222), Westport/Connecticut – London 2003.

13 Eine ältere Darstellung von Julius Krebs, *Die Schlacht am Weissen Berge bei Prag (8. November 1620)*, Breslau 1879 und eine moderne Studie von Olivier Chaline, *La bataille de la Montagne Blanche (8 nov. 1620). Un mystique chez les guerriers*, Paris, 2000.

14 Peter H. Wilson, *Great Battles: Lützen*, Oxford 2018 (siehe Literaturbericht in diesem Band).

15 Peter Engerisser/Pavel Hrnčířík, *Nördlingen 1634. Die Schlacht bei Nördlingen – Wendepunkt des Dreißigjährigen Krieges*, Weissenstadt 2009.

16 Lothar Höbelt, *Wittstock und die Folgen. Vom Prager Frieden zur Wende des Krieges*, in: *Museum des Dreißigjährigen Krieges Wittstock. Katalog*, Dresden 1999, 55–66.

17 So Lothar Höbelt, *Von Nördlingen bis Jankau. Kaiserliche Strategie und Kriegsführung 1634–1645* (= Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums, Bd. 22), Wien 2016, 330–426 (siehe Literaturbericht in diesem Band).

18 Zur letzten Schlacht der Napoleonischen Kriege vgl. nun Johannes Willms, *Waterloo. Napoleons letzte Schlacht*, München 2015.

19 Zur entscheidenden Schlacht für die deutsche Frage vgl. Gordon A. Craig, *Königgrätz. 1866 – eine Schlacht macht Weltgeschichte*, Wien 1997.

nach langwierigen und komplexen Verhandlungen und eine – paradoxerweise – nur teilweise erfolgreiche Belagerung einer Stadt, nämlich Prags, durch die Schweden.²⁰

Korrekte Rekonstruktionen eines Schlachtenablaufes sind für Historiker indes alles andere als einfach. Oft sieht sich der Historiker bei der Beschreibung von Schlachten vor nicht unerhebliche methodische und quellenkritische Probleme gestellt. Grundsätzlich stehen für die Rekonstruktionen der Gefechte Schlachtenberichte, die sich jedoch für ein und dieselbe Schlacht nicht selten – vor allem auch im Detail und in ihrer Intention – widersprechen, zur Verfügung, auch Schlachtengemälde,²¹ die sehr wohl in einem hohen Grad authentisch sein können, jedoch nur eine Momentaufnahme darstellen, und in neuester Zeit die wertvollen Erkenntnisse der Schlachtfeldarchäologie, die mit Hilfe naturwissenschaftlicher Methoden auch konträre Erkenntnisse bringen können.²² Es soll hier jedoch nicht um möglichst wirklichkeitsnahe Rekonstruktionen des Verlaufes von diversen Schlachten gehen, sondern um einige Charakteristika militärischer Operationen.

Die Militärtheoretiker des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts unterschieden zwischen der Spanischen Ordonnanz und der Niederländischen Ordonnanz. In der Spanischen Ordonnanz bildete das Tercio, hervorgegangen aus den klassischen Gewalthaufen des Fußvolkes im 16. Jahrhundert, die kleinste taktische Einheit; sie umfasste an die 3000 Infanteristen.²³ Die 10 Kompanien setzten sich aus 8 Pikenierkompanien und 2 Arkebusierkompanien zusammen. Typisch für die spanische Gefechtsformation war die „spanische Brigade“, ein Viereck bestehend aus mehreren Tercios. Die Armee griff sodann in mehreren Treffen an. Der Pikenierkern, ein Quadrat mit gleich vielen Rotten wie Gliedern, bildete das Zentrum des Tercios.²⁴ Ohne Zweifel war das eine äußerst standhafte Gefechtsformation, allerdings galt ein Tercio aus einer Marschformation heraus als schwer entwickelbar und als kaum manövriertbar im Gefecht. Die Infanterie war die wichtigste Waffengattung und das Prunkstück der spanischen Armee des 16. und 17. Jahrhunderts, die Kavallerie war hingegen in Schlachten kaum entscheidend.²⁵

20 Ausführlich dazu Robert Rebitsch/Jenny Öhman/Jan Kilián, 1648 – Kriegsführung und Friedensverhandlungen. Prag und das Ende des Dreißigjährigen Krieges, Innsbruck 2018.

21 Zu den Schlachtenbildern des Dreißigjährigen Krieges vgl. Matthias Pfaffenbichler, Das frühbarocke Schlachtenbild – vom historischen Ereignisbild zur militärischen Genremalerei, in: Klaus Bußmann/Heinz Schilling (Hg.), 1648: Krieg und Frieden in Europa, Textband zur Ausstellung, Band 2, Münster 1998, 493–500; Walter Kalina, Die Piccolominiserie des Pieter Snayers. Zwölf Schlachtengemälde im Wiener Heeresgeschichtlichen Museum, in: *Viribus Unitis*. Jahresbericht 2005 des Heeresgeschichtlichen Museums Wien, Wien 2006, 87–116 und Walter Kalina hier in diesem Band.

22 Dazu vgl. nur Thomas Brock/Arne Homann, Schlachtfeldarchäologie. Auf den Spuren des Krieges (= Sonderheft 2/2011 der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“), Stuttgart 2011; und den ausgezeichneten Ausstellungskatalog des interdisziplinären Projekts 1636 – Ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg. Hg. von Sabine Eickhoff und Franz Schopper, Berlin 2012.

23 Eine übersichtliche Zusammenfassung zu Ausbildung, Bewaffnung und Taktik von Armeen im Dreißigjährigen Krieg bietet Thomas Reichl, „Von der Pike auf ...“. Infanteriekampf in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: Heeresgeschichtliches Museum Wien (Hg.), Sintflut und Simplicissimus. Österreich und Polen im 17. Jahrhundert. Symposium 9. November 2012, Wien 2013, 69–94, zu den Gefechtsformationen 83–93.

24 Reichl, „Von der Pike auf ...“, 84.

25 R. A. Stradling, Spain's military failure and the supply of horses, 1600–1660, in: *History* 69 (1984) 208–221, hier 210.

Der innovative Ansatz kam indessen vom Gegner der Spanier, den Niederländern, die sich in einem langen Krieg von der spanischen Weltmacht freikämpfen mussten.²⁶ Moritz von Oranien, Ludwig Wilhelm von Oranien und Johann VII. von Nassau-Siegen waren einige der Exponenten, die sich um eine umfassende Militärreform im ausgehenden 16. Jahrhundert bemühten. Antikenrezeption (es wurde auf klassische Autoren wie Vegetius oder Xenophon zurückgegriffen), Ausbildung, Drill, das Exerzieren, die Disziplin der Soldaten, eine ordentliche und regelmäßige Bezahlung, eine einheitliche Führung und Kommandosprache, technische Neuerungen im Ingenieurswesen, eine gute Verwaltung und natürlich taktische Neuerungen waren entscheidende Komponenten dieser Reformen. Die taktischen Neuerungen betrafen ebenfalls die Gefechtsformationen.²⁷ Die Infanterie staffelte sich in die Breite, das heißt, die Formationen wurden flacher und auch beweglicher, zudem vergrößerte sich dadurch die Feuerkraft. Anstatt den Pikenierkern zu umgeben, flankierten die Feuerwaffenträger ihre Schutztruppe, die ihnen im Falle eines Kavallerieangriffs mit den Langwaffen „Unterschlupf“ gewährte. Die taktische Einheit der niederländischen und auch der darauf aufbauenden schwedischen Ordonnanz wurde kleiner, besser führbar, setzte aber gut ausgebildete Soldaten und Unterführer voraus. Eine Schwäche der weniger tief aufgestellten Kampfeinheiten war, dass der Gegner durch einen massierten Angriff leichter durchbrechen konnte. Oft wurde diese Entwicklung in der infanteristischen Gefechtsform als Schritt hin zu einer „Lineartaktik“ bezeichnet. Allerdings wies bereits Herbert Schwarz, Fachmann für infanteristische Gefechtsformen, darauf hin, dass man erst ab dem ausgehenden 17. Jahrhundert von einem neuen Abschnitt im Infanteriegefecht sprechen kann.²⁸ Auch wenn die Aufstellungen immer „schlanker“ wurden, entsprachen die Gevierte des Dreißigjährigen Krieges noch keineswegs der Lineartaktik des 18. Jahrhunderts. Selbst die als authentisch geltenden Kupferstiche der Schlachtendarstellungen zeigen noch keinen Aufmarsch zu einer linearen Gefechtsformation. Die Infanterieverbände des Dreißigjährigen Krieges hatten bei weitem mehr als nur die klassischen drei Glieder der Linienformation des 18. Jahrhunderts, die vor allem durch die Einführung des Bajonets und des Steinschlossgewehres, das sich um 1700 in allen Armeen durchgesetzt hatte, ermöglicht wurde. Zur Lineartaktik bedurfte es also auch technischer Neuerungen, die ein neues Schießverfahren der Infanterie ermöglichten.

„Während die Früchte der Oranischen Heeresreform“, so Thomas Reichl, „in den deutschen Ländern nur langsam griffen, marschierte die schwedische Armee Gustav Adolfs bereits vollkommen modernisiert, nach dem oranischen Vorbild neu organisiert, gut ausgebildet, trainiert und kriegserfahren in den Dreißigjährigen Krieg.“²⁹ Der gerade in militärischen Dingen lern- und wissbegierige Gustav Adolf darf ohne

26 Zu dieser Heeresreform vgl. Hans Ehlert, Ursprünge des modernen Militärwesens. Die nassau-oranischen Heeresreformen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 2/85 (1985), 27–56 (hier auch die maßgebliche ältere Literatur zur Heeresreform); mit Blick auf die Armee der Generalstaaten Olaf van Nimwegen, The Dutch Army and the Military Revolutions 1588–1688, Woodbridge, 2010.

27 Reichl, „Von der Pike auf ...“, 87–91.

28 Zur Gefechtsform der Lineartaktik vgl. Herbert Schwarz, Gefechtsformen der Infanterie in Europa durch 800 Jahre, München 1977, 258–345.

29 Reichl, „Von der Pike auf ...“, 91.

Zweifel als einfallsreicher Heeresreformer und guter Taktiker bezeichnet werden.³⁰ Vor allem auf dem Gebiet der Artillerie kam es in Schweden zu Neuerungen. Die Kaliber wurden reduziert, die Kanonen wurden für das Schlachtfeld beweglicher. Die berühmt-berüchtigten Lederkanonen jedoch, die offenbar keine schwedischen Erfindungen waren, wurden 1629, also noch bevor der König auf Reichsboden setzte, wieder aus dem Stand genommen und durch bronzenen 3-Pfünder ersetzt, die flexibel einsetzbar waren.³¹ Seine Kavallerie ließ er Schockangriffe, d.h. mit der Blankwaffe in der Hand, durchführen und verbot dabei das sogenannte „Karakolieren“³².

Die erste große Schlacht des Dreißigjährigen Krieges war die Schlacht am Weißen Berg am 8. November 1620 bei Prag. Hier trafen – wenn man so will – die beiden „Schulen“ aufeinander, denn der Feldherr der Katholischen Liga Tilly und der kaiserliche General Buquoy waren Exponenten der spanischen Fechtweise, der Kronfeldherr des böhmisch-pfälzischen Heeres, Christian von Anhalt, fühlte sich der Niederländischen Ordonnanz verpflichtet. Und dennoch: Die Schlacht war innerhalb von zwei Stunden geschlagen, das böhmisch-pfälzische Heer wurde zerschlagen.³³ Was war passiert? Anhalts Armee war weder hinsichtlich der Ausbildung noch der Motivation mit den Truppen Gustav Adolfs, die zehn Jahre später in diesen Krieg eingreifen sollten, vergleichbar. Ganz im Gegenteil: Der Regierung in Prag gelang es nicht, das eigene Heer adäquat zu versorgen.³⁴ Die Soldaten Anhalts waren demotiviert und demoralisiert. Die Truppen der Katholischen Liga³⁵ waren, obgleich es erhebliche Ausfälle durch Krankheiten gab, bestens ausgerüstet und die kaiserlichen Soldaten waren nun bereits kampferfahren. Trotz der Ausfälle war das kaiserlich-ligistische Heer zahlenmäßig überlegen, das böhmisch-pfälzische Heer hatte jedoch am Weißen Berg gefechttechnisch die günstigere Stellung inne. Und noch eine Komponente kam hinzu, wie der französische Historiker Olivier Chaline als einen von mehreren Gründen für den Sieg der katholischen Partei genannt hat: Die Schlacht war von Seiten der Katholiken religiös enorm aufgeladen.³⁶ Ein Karmeliter namens Dominicus a Jesu Maria erschien sowohl vor dem Kriegsrat als auch anschließend vor den Truppen mit einem Bild der Heiligen Familie, das protestantische Bilderstürmer durch das Ausstechen der Augen entweihen hatten. Dieses Bild führte Dominicus auch in die Schlacht mit. Die katholischen Truppen stürmten mit dem Schlachtruf „Sancta Maria“ und „Jesus Maria“ – religiös fanatisiert – vor-

30 Eine gute Analyse der schwedischen Heeresreform unter Gustav Adolf von Marcus Junkelmann, Gustav Adolf (1594–1632). Schwedens Aufstieg zur Großmacht, Regensburg 1993, 156–249.

31 Junkelmann, Gustav Adolf, 221.

32 Das Karakolieren kommt von *Caracole*, einer besonderen Gefechtstechnik, in der sich die Reiterei langsam dem Feind näherte. Knapp vor dem Feind ritt das erste Glied in kurzem Galopp an, feuerte und wendete sich zur Seite, um sich im Rücken der Eigenen wieder anzuschließen und neu zu laden.

33 Vgl. dazu Guthrie, Battles, 47–77, bes. 63–67.

34 Vgl. dazu Robert Rebitsch, Der militärische Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in: ders. (Hg.), 1618 – Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Wien – Köln – Weimar 2017, 169–199.

35 Zum Heer der Liga vgl. Michael Kaiser, Politik und Kriegsführung. Maximilian von Bayern, Tilly und die Katholische Liga im Dreißigjährigen Krieg (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 28), Münster 1999.

36 Chaline, *La bataille de la Montagne Blanche*. In einer deutschen Kurzfassung ders., Die Schlacht am Weißen Berg (8. November 1620), in: Bußmann/Schilling, 1648: Krieg und Frieden in Europa, Bd. 1, 95–101.

wärts. Nur nebenbei sei erwähnt, dass dieses Bild aus Strakonitz/Strakonice nach der Schlacht den Weg in die römische Kirche S. Maria della Vittoria gefunden hat (allerdings ist es dort im 19. Jahrhundert verbrannt).

Der zweite große Kampf der Systeme fand bei Breitenfeld, am 17. September 1631, statt.³⁷ Hier traf der sieggewohnte und erfahrene Tilly auf den vor einem Jahr zuvor auf Reichsboden gelandeten Gustav Adolf. Tilly hatte, so der amerikanische Militärhistoriker William P. Guthrie akribisch (wobei die Stärkeangaben immer stark bezweifelt werden können, aber diese können uns zumindest als Anhalt dienen), 21.400 Infanteristen, 9900 Kavalleristen und 26 Kanonen in seinem Heer, Gustav Adolf 26.842 Infanteristen, 8064 Kavalleristen und 54 Kanonen. Zudem wurden die Schweden von 12.100 sächsischen Infanteristen und 5225 Kavalleristen mit 12 Kanonen verstärkt.³⁸ Allerdings waren die Sachsen den Schweden, aber auch den kaiserlich-bayerischen Soldaten in der Kampfkraft deutlich unterlegen, da die meisten kurz zuvor rekrutiert wurden. Es gab also ein deutliches Übergewicht der Schweden und Sachsen gegenüber den katholischen Truppen. Tilly, zu dieser Zeit auch Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee, stellte die Kaiserlichen in Bataillone zu je 1000 Mann und die Ligatruppen in Verbänden zu je 2000 Mann auf. So formierte auch der alte Feldherr seine infanteristischen Kräfte nicht in die großen spanischen Tercios von 3000 Mann. Es wäre also verfehlt, Tilly als Exponenten einer überkommenen Gefechtstaktik zu sehen. Der Schwedenkönig exerzierte bei Breitenfeld mit seinem kampferprobten Heer das enge Zusammenwirken seiner Waffengattungen und die Beweglichkeit der Schwedischen Ordonnanz mustergültig vor. Vor allem flexible Führung, die bewegliche Artillerie, die im Schockangriff ansetzende Kavallerie und taktisches Können verliehen den Schweden die Oberhand auf dem Schlachtfeld. Hinzu kamen jedoch auch fehlgeschlagene Kavallerieattacken der Kaiserlichen, eine Überdehnung der Front durch Tilly und das Abreißen der Verbindung zwischen den katholischen Truppen, sodass dem Generalleutnant die Führung im Gefecht verloren ging, während auf schwedischer Seite die Generäle Gustav Adolfs überragende Arbeit leisteten. Der Sieg des schwedischen Königs ging also keineswegs nur auf die überlegene moderne Schwedische Ordonnanz zurück, es spielten mehrere, auch systemunabhängige Faktoren eine entscheidende Rolle. Nicht zuletzt dürfte auch die Improvisationskunst der fähigen Unterfeldherren des Königs eine beträchtliche Rolle gespielt haben, auf alle Fälle aber kam der Kavallerie ein großer Anteil des Sieges zu. Die Verluste waren für die Kaiserlichen furchterlich, man spricht von 7600 Gefallenen und 6000 Gefangenen.³⁹

³⁷ Zu Breitenfeld vgl. Ernst Wangerin, Die Schlacht bei Breitenfeld am 7. September 1631 – Eine Quellenuntersuchung. Halle/S. 1896; die Ausführungen von Guthrie, Battles, 1–46, vor allem 27–34.

³⁸ Guthrie, Battles, 21–23. Wilson spricht hingegen von 23.000 Schweden, 16.000 Sachsen und 37.000 kaiserlich-bayerischen Truppen, womit schon ein komplett anderes Stärkeverhältnis der feindlichen Armeen gegeben wäre. Peter H. Wilson, Europe's Tragedy. A History of the Thirty Years War, London 2009, 472f.; Junkelmann, Gustav Adolf, 343, gibt 23.900 Schweden, 17.300 Sachsen und 32.000 Mann auf Seiten Tillys an. Die Stärkeangaben in der Literatur sind, wie man nur anhand dieser Beispiele sieht, äußerst unterschiedlich. Leider gibt es oft keine verlässlichen zeitgenössischen Quellen, also Stärkemeldungen der Armeen vor der Schlacht.

³⁹ Junkelmann, Gustav Adolf, 344–350.

Bei Lützen kam es zum High Noon zwischen Gustav Adolf und Wallenstein.⁴⁰ Diese Schlacht ist ein Beispiel dafür, wie sehr sich die Feldherren bereits auf ihren Gegner eingestellt hatten. Der schwedische König erkannte, dass Wallenstein nicht alle verfügbaren Korps (Pappenheim und Gallas waren nicht mehr bei der Hauptarmada) bei sich hatte, und sein Gegner daher nicht – wie üblich – mit überlegenen Kräften operieren konnte. Wallenstein hingegen hatte aus Breitenfeld seine Lehren gezogen, formierte die Infanterieverbände zu je 1000 Mann und wusste, dass er besonders auf die schwedischen Flankenangriffe aufpassen musste. Die Gefechtsformationen waren auf beiden Seiten sehr flexibel organisiert. Wallenstein nutzte noch dazu die topographischen Gegebenheiten gut aus. Zu Beginn der Schlacht standen 18.700 Mann auf Seiten des Königs und 13.900 Mann auf Seiten des Generalissimus, wobei Pappenheim mit 5300 Mann eilig zurückbeordert wurde.⁴¹ Die Schlacht von Lützen war damit von der Dimension her eindeutig kleiner als Breitenfeld. Ein großer Sieg wurde es für keine Partei, strategisch war man nach Lützen in eine Sackgasse geraten, aber die Schweden verloren ihren König, der in der Schlacht umgekommen war und somit tatsächlich zur Legende wurde. Die Schweden mussten sich nach diesem politisch schweren Verlust erstmals neu sortieren. Auch taktisch orientierten sich die schwedischen Generäle – zumindest teilweise – neu, wie Wilson in seiner Studie konstatiert:

„Nor did Lützen mark a shift to a more modern form of warfare as claimed by proponents of the Military Revolution thesis. Most of the tactical innovations employed by Gustavus were abandoned soon after his death, such as the Swedish brigade in checker-board deployment, or the practice of interlarding musketeer detachments between cavalry squadrons.“⁴²

War Breitenfeld der große Triumph der Schweden, so konnte die katholische Seite keine zwei Jahre später den Schweden eine verheerende Niederlage beibringen.⁴³ Die Schlacht von Nördlingen am 5. und 6. September 1634 scheint insofern eine untypische Schlacht in dieser Epoche zu sein, da die beiden Parteien ihre Heere nicht in schöner Schlachtengeometrie, „in *Bataglia*“, wie man es damals nannte, aufstellen konnten. Doch waren die Heeresteile bei weitem nicht in allen Schlachten schachbrettartig aufgestellt und organisiert. Die Schlachten liefen keineswegs geometrisch so wohlgeordnet ab, wie auf vielen zeitgenössischen Kupferstichen suggeriert wird – so auch bei Nördlingen. Während eine über 42.000 Mann starke Armee, bestehend aus spanischen, kaiserlichen und bayerischen Heeresteilen, Nördlingen belagerte, griffen die beiden Oberbefehlshaber der schwedischen Truppen Gustav Horn und Bernhard von Sachsen-Weimar mit ca. 25.000 Mann überraschend an. Die ersten Gefechte fingen am Nachmittag des 5. September an. Über die ganze

40 Die Schlacht von Lützen war bereits Gegenstand zahlreicher Studien. Vgl. nur Wilson, Great Battles: Lützen, zur Schlachtaufstellung, Taktik und zum Verlauf 48–86.

41 Wilson, Great Battles: Lützen, 48 und 55.

42 Ebd., 180.

43 Auch die Studien und Bücher zur Schlacht bei Nördlingen sind zahlreich. So vgl. nur die umfassendste und modernste Darstellung von Engerisser/Hrnčířík, Nördlingen 1634.

Nacht verstärkten die Kaiserlichen und Spanier neuralgisch wichtige Punkte, hier vor allem den Albuch, eine Erhöhung, an dem sich die Schweden „die Zähne ausbissen“ und der auch entscheidend für den Ausgang der Schlacht war.⁴⁴ Diese Schlacht wurde nicht wegen schulmäßiger Gefechtsformen und gewiefter Taktik entschieden. Maßgeblich war eine Reihe von Gründen: die Topographie des Geländes, die zahlenmäßige Überlegenheit der habsburgischen und bayerischen Truppen, die von den beiden Oberbefehlshabern Schwedens im Übrigen sträflich unterschätzt wurde, der gekonnte Einsatz der Reserven durch das kaiserliche Oberkommando (Erzherzog Ferdinand war der nominelle Oberbefehlshaber, Matthias Gallas⁴⁵ sein militärischer Experte; über die spanischen Truppen hatte der gerade eben angerückte Kardinal-Infant Don Fernando mit seinem General Marquis de Leganés das Kommando). Zudem spielte die mangelnde Koordination zwischen den beiden Oberbefehlshabern auf schwedischer Seite und die strategischen und taktischen Versäumnisse dieser beiden Generäle eine Rolle.⁴⁶ Die Verluste des schwedisch-weimarschen Heeres waren offenbar noch größer als jene von Tillys Armee bei Breitenfeld: 8000 Tote, 3000 bis 4000 Mann wurden gefangen genommen, die habsburgische Seite verlor an die 1200 Mann.⁴⁷ Auch die letzte große Schlacht des Krieges, die Schlacht von Zusmarshausen⁴⁸ am 17. Mai 1648, war keine geplante und sorgsam ausgeführte Feldschlacht, es war eine Verfolgungsschlacht, bei der die Reichsarmada von den Schweden und Franzosen überrascht wurde. Diese Schlacht zog sich von Zusmarshausen bis knapp vor Augsburg und war eine Niederlage für die Kaiserlichen und Bayern, in der noch dazu der kaiserliche Feldmarschall Holzappel sein Leben lassen musste.

Die Belagerung

Gemeinhin werden Kriege viel eher mit Schlachten assoziiert als mit Belagerungen. Es gibt keine Schlacht im Dreißigjährigen Krieg, die nicht in einer Monographie oder zumindest in einer Spezialstudie erörtert worden ist. Über Belagerungen jedoch gibt es kaum Abhandlungen im Überblick⁴⁹, obgleich die Anzahl von durchgeführten Belagerungen von Städten und Festungen um ein Vielfaches höher ist als jene der geführten Schlachten. Zudem brachte jeder Feldzug eine Reihe von eroberten Städten und Festungen mit sich.

⁴⁴ Zum Verhältnis zwischen Horn und Weimar vgl. Göran Rystad, The Problem of Shared Command. The Convention of Frankfurt and the Battle of Nördlingen, in: *Bellum Tricennale. The Thirty Years' War. XXIInd Colloquium of the International Commission of Military History*, Prag 1997, 27–35.

⁴⁵ Vgl. Robert Rebitsch, Matthias Gallas (1588–1647) – Generalleutnant des Kaisers zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Eine militärische Biographie (= Geschichte in der Epoche Karls V. Hg. von Martina Fuchs und Alfred Kohler, Band 7), Münster 2006, zu Nördlingen 112–124.

⁴⁶ Dazu Engerisser/Hrnčířík, Nördlingen 1634, 155–158.

⁴⁷ Engerisser/Hrnčířík, Nördlingen 1634, 144.

⁴⁸ Zur Schlacht von Zusmarshausen vgl. kurz Rebitsch/Öhman/Kilián, 1648 – Kriegsführung und Friedensverhandlungen, 78–86.

⁴⁹ Zum Belagerungskrieg in der Frühen Neuzeit vgl. Christopher Duffy, *Siege Warfare. The Fortress in the early modern World 1494–1660*, London – Henley 1979, speziell 106–139 und zur schwedischen Periode des Dreißigjährigen Krieges 175–187.

Städten und Festungen konnte eine große militärstrategische Bedeutung zukommen. Eine mit einer Garnison besetzte Stadt im Rücken konnte für eine Armee durchaus gefährlich werden. Städte an neuralgischen Punkten, wie an Flussübergängen (so überquerte die schwedische und französische Armee 1648 die Donau bei Lauingen, in der eine französische Garnison lag, um nach Bayern durchzubrechen⁵⁰) oder auch an Flüssen gelegen, mussten aus taktischen Gründen sowie für die eigenen Nachschubs- und Transportwege gesichert werden (Nachschub lief oft über Wasserwege). Städte und Festungen waren zudem aufgrund der Zeughäuser oder reicher Nahrungsmittelspeicher interessant.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wurde über den idealen Festungsbau viel geschrieben, die Theorie des Festungsbaus wurde systematisiert und verwissenschaftlicht.⁵¹ Man machte sich Gedanken über die effizienteste Architektur der Bastionen, über die beste Waffen- und Abwehrwirkung der Fortifikationen und über die Minimierung schusstoter Räume. Aber das war eben die Theorie, die bei weitem nicht überall zur Umsetzung kam. Viele Städte und auch Festungen waren zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges natürlich nicht auf dem neuesten Stand der Technik.

Wie aber ging eine Belagerung von statten? Eine jener, durch die Forschungen des Direktors des Landesarchivs Brünn, Berthold Bretholz (1862-1936), im Detail bekannte Belagerung ist der Kampf um Brünn im Jahre 1645.⁵² Anhand der Belagerung der mährischen Hauptstadt Brünn, sie bestand aus der Festung Spielberg/Spilberk und der Stadt, kann idealtypisch der Ablauf einer Belagerung nachvollzogen werden.

Nach der gewonnenen Schlacht von Jankau marschierte Feldmarschall Lennart Torstenson geradewegs auf Wien zu.⁵³ Allerdings tauchte vor Wien der Verbündete Schwedens, der siebenbürgische Fürst Georg I. Rákóczi, der durch geschickte Verhandlungen des Kaisers an der Pforte schließlich von den Osmanen zurückgepfiffen wurde⁵⁴, nicht auf und Torstenson musste sich Brünn zuwenden, da die Garnison der mährischen Hauptstadt seine Verbindungswege in den Norden bedrohte. Der schwedische Oberbefehlshaber zog seine Armee Anfang Mai vor der Stadt auf und schickte sogleich einen Trompeter, also einen Unterhändler/Parlamentär zum Stadtkommandanten Louis Raduit de Souches, einem französischen Hugenotten, um die Übergabebedingungen zu verhandeln.⁵⁵ Doch de Souches, der zur Verteidigung der

50 Vgl. Rebitsch/Öhman/Kilián, 1648 – Kriegsführung und Friedensverhandlungen, 78 und 80.

51 Dazu vgl. Stefan Bürger, Festungsbaukunst im 17. Jahrhundert. Ein Entwicklungsüberblick anhand der zeitgenössischen fortifikatorischen Literatur, in: Michael Rohrschneider/Anuschka Tischer (Hg.), *Dynamik durch Gewalt? Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) als Faktor der Wandlungsprozesse des 17. Jahrhunderts*, Münster 2018, 251–289.

52 Hierzu die Quellenedition von Berthold Bretholz, Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte der Belagerung der Stadt Brünn durch die Schweden in den Jahren 1643 und 1645, Brünn 1895, und ders., *Der Vertheidigungskampf der Stadt Brünn gegen die Schweden von 1645*, Brünn 1895; sowie ausführlich mit langen Quellenzitaten auch Beda Dudík, *Die Schweden in Böhmen und Mähren 1640–1650. Nach kaiserlich österreichischen Quellen dargestellt und mit der Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben*, Wien 1879, 150–214.

53 Dazu Peter Broucek, *Der Schwedenfeldzug nach Niederösterreich 1645/46* (= Militärhistorische Schriftenreihe 7. Wien 1967).

54 Zu den Osmanen im Dreißigjährigen Krieg vgl. auch den Beitrag von Claudia Reichl-Ham in diesem Band.

55 Siehe Bretholz, *Vertheidigungskampf*, zur Vorbereitung 17–30, zum Kampf um Brünn 31–82.

Stadt gekommen war, verhandelte nicht. Hätte es Verhandlungen gegeben und wäre eine Übergabe vereinbart worden, so wäre ein sogenannter Akkord geschlossen worden, also Vergleichsvereinbarungen zu den Übergabebedingungen bei Aufgabe einer Stadt. Im Idealfall konnte eine Garnison ehrenhaft mit Waffen abziehen. Oft mussten sich die abziehenden Soldaten verpflichten, in einem gewissen Zeitraum nicht mehr gegen die siegreiche Partei zu kämpfen oder keinen Kriegsdienst mehr zu leisten, oder es wurden auch Soldaten bei der siegreichen Partei aufgenommen. Wurde allerdings eine Stadt kampflos oder zu früh aufgegeben, konnte das den Stadtkommandanten den Kopf kosten.

Die Garnison von Brünn war entschlossen, den Kampf anzunehmen. So standen in etwa 1500 Verteidiger, Soldaten und Bürger (ca. 800 Personen) einer Armee von ca. 11.000 Mann gegenüber. Die Verteidiger von Brünn hatten ihre Hausaufgaben mustergültig erledigt. Die Befestigungen wurden allerorts verstärkt, Waffen, Kampfmittel und Munition wurden aus der Umgebung in die Stadt gebracht, Wasser wurde eingelagert (nicht nur Trinkwasser, sondern auch Löschwasser bereitgestellt), brennbare Dächer wurden abgedeckt und die Vorstädte ließ de Souches niederbrennen, um ein freies Schussfeld für sich und keine Deckung für den Feind zu haben. Schon im Vorfeld der Belagerung waren alle Handwerker (Maurer, Tischler, Büchsenmacher usw.) der Stadt nur noch für diese Vorbereitungen tätig. Die Festung Spielberg war mit Bastionen (aus dem Wall hervorragendes eigenständiges Festungswerk) und einem Ravelin (Vorwerk eines Festungswalls, niedriger als Bastionen) gut ausgebaut und die Festungsmauern der Stadt waren mit starken Türmen ausgestatten, die vor der Belagerung noch ausgebaut und mit Erde gegen Artilleriebeschuss verstärkt wurden.⁵⁶

Torstenson, ein Artilleriefachmann, ließ seine zahlreichen Geschütze in Stellung bringen (er hatte vor allem seine Kartaunen und Mörser dabei) sowie Laufgräben und Minengräben vortreiben. Der Angriff wurde mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln durchgeführt: Artilleriefeuer mit bis zu 1000 Schuss am Tag⁵⁷, wobei die Kartaunen wie üblich in Breschbatterien eingesetzt wurden, um auf Schwachstellen der Festungsmauer zu schießen⁵⁸, infanteristischer Angriff über Laufgräben, Bewurf durch sogenannte Feuerkränze, um die Häuser in Brand zu setzen, und das Legen von Minen. Vor allem mit den Minen wollte er die Festung Spielberg knacken. Der Brünner Besatzung gelang es jedoch, die Befestigungen immer wieder in Stand zu setzen und die Minen durch Konterminen auszuschalten.⁵⁹ Eine besondere Rolle im infanteristischen Nahkampf spielten Handgranaten, die zu dieser Zeit in gro-

56 Allgemein zum Festungswesen, wenn auch nach Methodik veraltet Hartwig Neumann, Festungsbaukunst und Festungsaufbau, Augsburg 2000, vor allem 132–141.

57 Interessante Angaben zum Munitionsverbrauch bei Belagerungen im Beitrag von Walter Kalina in diesem Band zum Bild von Pieter Snayers: *Der Entsatz von Freiberg in Meißen*.

58 Zur Artillerie und zum Artillerieeinsatz in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges vgl. M. Christian Ortner, Die kaiserliche Artillerie im 17. Jahrhundert, in: Heeresgeschichtliches Museum Wien (Hg.), „Sintflut und Simplicissimus“. Österreich und Polen im 17. Jahrhundert. Symposium 9. November 2012, Wien 2013, 143–156, hier 154.

59 Daniel Kehlmann vermittelt in seinem Roman aus der Sicht seines Protagonisten Tyll, der als Mineur in Brünn rekrutiert wurde, die beklemmende Atmosphäre nach einer Minensprengung. Siehe Daniel Kehlmann, Tyll, Rowohlt Verlag Reinbek 2017, Kapitel „Im Schacht“.

ßen Mengen hergestellt wurden.⁶⁰ Ebenfalls wurden Ausfälle durch die Verteidiger auf die Laufgräben der Angreifer durchgeführt. Es gelang der kaiserlichen Armee auch während der Belagerung, den Verteidigern zusätzliche Kräfte zukommen zu lassen. Torstenson wurde ebenfalls verstärkt: Rákóczi schickte ein Korps vor Brünn. Allerdings waren die Reitertruppen des siebenbürgischen Fürsten für einen Belagerungskrieg nicht geeignet, wie auch Torstenson mit Bedauern erkennen musste. Am 4./14. Juni schrieb der General an den Gesandten Salvius in Westfalen: „Den 22. May (1. Juni) war Rákóczys General Gabriel Bákos bey mir. Für seine Person kann er allerdings ein guter Kerl seyn, auch könnte ich mich mit ihm einiger massen zu rechte finden, aber sein unterhabendes Volk taugt nichts, es ist weder Ordnung noch Disciplin bey ihnen.“⁶¹ Immerhin brachten die siebenbürgischen Truppen in Olmütz erbeutete, große, für die Belagerung gut einsetzbare Geschütze mit, darunter eine 36-Pfünder und eine 30-Pfünder Kanone.⁶² Aber am 8. August schloss Rákóczi Frieden mit dem Kaiser, womit die Schweden wieder auf sich gestellt waren.⁶³ Eigentlich sprach die internationale Lage für Schweden, denn am 23. August schloss man mit Dänemark den Frieden von Brömsebro und am 6. September mit Sachsen den sogenannten Waffenstillstand von Kötzschenbroda. Schweden verlor zwar den Verbündeten Siebenbürgen, hatte aber auch Dänemark und Sachsen als Feinde vom Hals.⁶⁴ Doch das half dem schwedischen General vor Brünn nichts. Die schwedische Armee musste aufgrund logistischer Probleme – Mähren hatte keine Lebensmittel mehr zu bieten –, aber auch wegen hoher Desertionsraten und Krankheiten die Belagerung abbrechen. Unterdessen wurde die kaiserliche Armee immer stärker und zur Bedrohung für die Schweden. Allerdings wurden auch in Brünn bereits Lebensmittel und Munition knapp, wobei es den Kaiserlichen am 8. August nochmals gelang, 80 bis 90 Mann mit Pulver in die Stadt zu bringen.⁶⁵ So kam wieder ein gewisser Optimismus und ein Hang zu fatalistischen Soldatenscherzen auf, als die Verteidiger nach schwerem Artilleriebeschuss am 15. August mit Musikinstrumenten und Besen auf der Mauer tanzten, um den Staub des Beschusses von der Stadtmauer zu kehren. Alleine der letzte Sturmangriff kostete die Schweden an die 400 Mann an Gefallenen, alles in allem verlor Torstensons Armee an die 8000 Mann (zählt man die Desertierten mit), die Stadt Brünn musste 200 Tote beklagen.⁶⁶ Dieser verlustreiche Angriff der Schweden war der letzte Akt der Belagerung Brünns. Es war ohne Zweifel eine der größten Niederlagen, die der schwedische Feldherr in seiner ganzen Karriere einstecken musste. Ferdinand III. zeichnete die mährische Hauptstadt nach Ende der erfolgreichen Abwehr mit einer Reihe von Privilegien aus.

60 Vgl. dazu den Beitrag von Franz Felberbauer in diesem Band.

61 Dieses Schreiben abgedruckt bei Dudík, Die Schweden in Böhmen, 170.

62 Bretholz, Vertheidigungskampf, 62.

63 Zu diesen Friedensverhandlungen und zum Abschluss mit Siebenbürgen vgl. Georg Wagner, Österreich und die Osmanen im Dreißigjährigen Krieg. Hermann Graf Czernins Großbotschaft nach Konstantinopel 1644/45, in: Beiträge zur Neueren Geschichte. Festschrift für Hans Sturmberger zum 70. Geburtstag (= Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 14), Linz 1984, 325–392.

64 Zu diesen Ereignissen im Überblick siehe Wilson, Europe's Tragedy, 691–705.

65 Bretholz, Vertheidigungskampf, 67.

66 Zu den Verlusten siehe Broucek, Schwedenfeldzug, 16; und Guthrie, Later Thirty Years War, 143.

Zu einer Besonderheit im Dreißigjährigen Krieg kam es bei der Belagerung von Lindau in den ersten Monaten des Jahres 1647. Die Stadt am Bodensee wurde nicht nur von der Landseite angegriffen, sondern die Schweden setzten auch Schiffe gegen die Verteidiger von Lindau, die die Landbrücke abwarfen, ein.⁶⁷ Nachdem die Schweden Bregenz erobert hatten, wandten sie sich der Reichsstadt Lindau am Bodensee zu. Es ging einerseits um die Beherrschung des Seengebietes, andererseits aber auch um die Eroberung einer bislang verschonten und wohlhabenden Stadt (wie auch bei Bregenz). Der Hauptbeschuss erfolgte natürlich von Land aus, doch auch mit den Blockadeschiffen beschoss die Armee Wrangels die Stadt, wobei die Schiffsartillerie weitgehend wirkungslos blieb. Es kam sogar zu kleineren Segefechten, denn die Lindauer hatten ebenfalls Schiffe zur Verfügung, mit denen sie über die neutrale Schweiz die Versorgung der Stadt sicherstellen konnten. Es gelang den Schweden nicht, die Versorgung über Wasser zu kappen. Sehen wir den Dreißigjährigen Krieg in einem globalen Kontext, so gab es natürlich einige Segefechte zwischen den Niederländern und Spaniern (z.B. 1639 Schlacht in den Downs) und zwischen Dänemark und Schweden (1644 Schlacht bei der Kolberger Heide – *Kong Christian stod ved højen mast*). Vor Lindau 1647 kam ein wenig der Hauch eines Seekrieges im Reich auf. Letztendlich musste Wrangel unverrichteter Dinge abziehen.

Die Logistik

„Zu den Aufgaben der Logistiker gehören unter anderem das Bereitstellen, Warten und Verteilen von Waffensystemen, Munition, Ausrüstung, Bekleidung und einer Unmenge an weiteren Versorgungsgütern“, ist heute als moderne Definition auf der Homepage des Österreichisches Bundesheeres zum Thema Logistik zu lesen.⁶⁸ Im Dreißigjährigen Krieg ging es vor allem um Nahrungsmittel, Kampfmittel und Bekleidung. Die Logistik der Heere im Dreißigjährigen Krieg kann natürlich nur vor dem Hintergrund der Mängelgesellschaft jener Zeit betrachtet werden. Die noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorherrschende bäuerliche Wirtschaft, die ca. 80% des Sozialproduktes erzeugte, wurde durch die Kriegseinwirkungen drastisch in ihrer Produktivität reduziert oder kam in gewissen, stark betroffenen Regionen gar zum Erliegen.⁶⁹ Bauern wurden in die Armeen eingezogen, wanderten ab oder wurden durch Kampfhandlungen oder noch viel mehr durch Krankheiten, Seuchen und Hunger getötet, wodurch viele Bauernhöfe brach lagen und der landwirtschaftliche

⁶⁷ Vgl. dazu Otto Mayr, Die schwedische Belagerung der Reichsstadt Lindau 1647. Der Dreißigjährige Krieg am Bodensee und in Oberschwaben, München 2016, zur Belagerung vor allem 232–276.

⁶⁸ <http://www.bundesheer.at/organisation/beitraege/kdoeu/logistik.shtml> (Zugriff: 16.01.2018).

⁶⁹ Zur Wirtschaft in Deutschland im 17. Jahrhundert vgl. kurz Paul Münch, Das Jahrhundert des Zwiespalts. Deutsche Geschichte 1600–1700, Stuttgart 1999, 43–59; Wilhelm Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter. Hamburg – Berlin ³1978; sowie auch Christopher R. Friedrichs, The war and German society, in: Geoffrey Parker, The Thirty Year's War, London ²1987 (reprinted 1998), 186–192.

Anbau teilweise zusammenbrach.⁷⁰ Das geschah in einer Zeit, die von einer deutlich spürbaren Klimaverschlechterung (klimahistorisch wird diese Epoche die „Kleine Eiszeit“ genannt⁷¹) geprägt und in der die Versorgungslage schon vor dem Krieg als zumindest prekär einzustufen war.⁷² Kalte Winter und regenintensive Sommer – wie allerorts aus historischen Quellen, aber auch durch naturwissenschaftliche Untersuchungen (Pollen, Dendrochronologie, Glaziologie etc.) nachweisbar ist – waren typisch für die Jahre des Dreißigjährigen Krieges. Diese klimatischen Bedingungen hatten natürlich negative Auswirkungen auf die Ernte. Außerdem wurde im Laufe des blutigen Ringens der Viehbestand im Reich eklatant dezimiert. Schlachtochsen mussten z.B. über weite Strecken zur Armee transportiert werden. Lebensnotwendige Ressourcen schwanden allerorts. Je länger der Krieg im Reich anhielt, desto größer wurden die Verwüstungen in den Kriegsgebieten.⁷³ Die Exzesse des Krieges, die durchmarschierenden Truppen, Kampfhandlungen, Kontributionen, Konfiszierungen, Brandschatzungen sowie Raub von Vieh und Getreide hatten viele Herrschaften ins Elend gestürzt. Freilich waren die einzelnen Länder und Territorien des Reiches äußerst unterschiedlich betroffen, wie schon Günther Franz in seiner immer wieder zitierten, jedoch aufgrund seiner Mitgliedschaft bei der SS umstrittenen Studie darlegt hat.⁷⁴ Es gab Gebiete, die kaum Beeinträchtigungen hinnehmen mussten oder sogar vom Krieg profitieren konnten (z.B. Hamburg als wichtiger Handelsplatz). Gesamt gesehen sind die Auswirkungen der dreißig Jahre dauernden Kriegsführung in Deutschland tatsächlich als verheerend einzustufen.

War die Versorgung der zivilen Bevölkerung schon nicht immer zu gewährleisten, so tat man sich mit der Versorgung einer Armee in einer Region noch viel schwerer. Zu großen Truppenkonzentrationen konnten daher absolut gefährlich für das Land, aber auch für das Heer selbst werden, da die bäuerliche Wirtschaft zur rigorosen Überschusserzeugung nicht in der Lage war. Eine zu große Ansammlung von Truppen führte daher nicht selten zu akuten Nahrungsmittelengpässen. So paradox es klingen mag, eine große Armee war bei einer Offensivoperation oft kein Vorteil, son-

70 Als ausgezeichnete Fallstudie vgl. Ingomar Bog, *Die bäuerliche Wirtschaft im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Die Bewegungsvorgänge in der Kriegswirtschaft nach den Quellen des Klosterverwaltungsamtes Heilbronn* (= Schriften des Institutes für fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen, 4), Coburg 1952.

71 Dazu die kurzen Ausführungen von Schmidt, Reiter der Apokalypse, 87–93 und Heinz Duchhardt, *Der Weg in die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges. Die Krisendekade 1608–1618*, München – Berlin 2017, 59–62. Als durchschnittliche Temperaturreckgang wird in der historischen Literatur oft 1,5 bis 2 Grad Celsius genannt. Wahrscheinlich jedoch betrug der Rückgang im Mittel lediglich 0,5 bis 0,8 Grad Celsius gegenüber der mittelalterlichen Warmphase, was aber auch schon nachhaltige Folgen zeitigen konnte, denn dieser Temperaturreckgang brachte Kälte und Nässe, Missernten und Hunger mit sich.

72 Vor allem die angelsächsische Forschung thematisiert die Krise des 17. Jahrhunderts. Der ausgezeichnete Kenner des 17. Jahrhunderts und des Dreißigjährigen Krieges, Geoffrey Parker, brachte nun den klimahistorischen Aspekt in die Diskussion ein. Vgl. Geoffrey Parker, *Global Crisis. War, Climate Change and Catastrophe in the Seventeenth Century*, Yale 2013.

73 Treffend betitelt ist das Buch von Peter Englund, *Verwüstung. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt, Reinbek bei Hamburg 2013 (schwedische Originalausgabe: Of redsår. Om den svenska stormaktstiden och en man i dess mitt, Stockholm 1993).

74 Günther Franz, *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte* (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 7), 4. neubearbeitete und vermehrte Auflage Stuttgart – New York 1979; und die Bemerkungen bei Schmidt, Reiter der Apokalypse. 620–623.

dern vielmehr ein Nachteil, da sie schlicht und einfach im Operationsgebiet nicht mehr zu versorgen war. Die Verpflegung funktionierte weder aus den okkupierten Gebieten, noch funktionierte der eigene Nachschub in befriedigender Weise. Denn Versorgung hieß auch Nachschub, sprich Transport. Alle Heere des Dreißigjährigen Krieges waren daher mit eklatanten Transportproblemen konfrontiert. Auf Landstraßen wurden vor allem Pferde und Ochsen als Zugtiere eingesetzt, besser verlief der Transport auf Wasserwegen (Stichwort: „treideln“ d. h. das Ziehen von Schiffen und Lastkähnen entlang von Wasserwegen durch Mensch oder Zugtier), auf denen der Nutzeffekt hinsichtlich der Transportkapazität wesentlich besser war.⁷⁵ Das heißt, Feldzüge waren eher erfolgreich, wenn sie entlang der großen Flüsse wie der Elbe oder der Oder gingen. Nur einige Daten mögen genügen, um die Herausforderungen der damaligen Logistik zu dokumentieren: So brauchte ein Heer mit 20.000 Mann (der Tross ist hier gar nicht berücksichtigt) am Tag ca. 13,5 Tonnen Fleisch, 20 Tonnen Brot, 28.000 Liter Wein oder 56.000 Liter Bier, 15.000 Pferde brauchten in etwa 55,5 Tonnen Hafer und 67,5 Tonnen Heu – also ungeheure Mengen an Nahrungsmittel.⁷⁶

Nachschub und Versorgung waren essentielle Eckpfeiler der Kriegsführung, die jedoch in ihrer Effizienz zu wünschen übrig ließen. Das Problem dieser Widrigkeiten war, dass die Heeresführung ihre Strategie an die Möglichkeiten des Nachschubs und der Versorgung anpassen musste und nicht die Logistik auf die Strategie abstimmen konnte. Das nannte man die „Diktatur der Logistik“ oder auch „stomach strategy“.⁷⁷ Aufgrund der logistischen Mängel und Einschränkungen, so betonte der englische Militärhistoriker David A. Parrott völlig zu Recht, waren die Oberbefehlshaber mehr Gefangene der Umstände als Herr der Lage.⁷⁸ Lothar Höbelt beurteilte in Hinblick auf die beiden großen internationalen Kontrahenten des Krieges das Verhältnis von Strategie und Logistik folgendermaßen: Während bei den Schweden mehrfach „ohne große Rücksicht auf politisch-strategische Zielsetzungen die Flucht nach vorne“ zu sehen sei, schlicht „um das Überleben der Armee zu sichern“, folgte die Kriegsführung der Kaiserlichen „deutlich mehr den politischen Vorgaben des Hofes“.⁷⁹ Es

75 Zu den logistischen Problemen, der Kriegsführung, besonders der Transportprobleme, während des Dreißigjährigen Kriegs vgl. Lothar Höbelt, „Pommerland ist abgebrannt ...“. Finanzen und Logistik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: „Sintflut und Simplicissimus“, 55–68 und ergänzend dazu im breiteren Kontext ders., Vom militärischen saisonnern zum miles perpetuus. Staatsbildung und Kriegsführung im *ancien régime*, in: Thomas Kolnberger/Ilya Steffelbauer (Hg.), *Krieg in der europäischen Neuzeit*, Wien 2010, 59–79.

76 Die Angaben für die Mannesverpflegung finden sich in den sogenannten Verpflegsordonnanzen. Siehe zum Beispiel Verpflegsordonnanz vom 4./5. März 1636 und Verpflegsordonnanz vom 29. November 1640, in: Eugen von Frauenholz, *Das Heerwesen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Erster Teil: Das Söldnerturn*, München 1938, 161–172. Siehe zudem die Angaben in Helmut Mahr, *Strategie und Logistik bei Wallensteins Blockade der Reichsstadt Nürnberg im Sommer 1632*, in: *Fürther Heimatblätter* 50 (2000), 29–53, hier 41; auch Rebitsch, *Wallenstein*, 94f.

77 Vgl. Guthrie, *The later Thirty Years War*, 58f.

78 So David A. Parrott, *Strategy and Tactics in the Thirty Years' War: The "Military Revolution"*, in: *Militärhistorische Mitteilungen* 38 (1985) 7–25, hier 17. Parrott konstatierte mit einigem Recht, dass die Mängel in der Logistik und die fehlenden finanziellen Mittel wesentlich prägender für den Verlauf und den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges waren als eine durchdachte Strategie. Und allgemein zur Thematik Versorgung von Armeen vgl. Martin L. Creveld, *Supplying War. Logistics from Wallenstein to Patton*, Cambridge 1977.

79 Höbelt, *Von Nördlingen nach Jankau*, 445.

sollte noch hinzugefügt werden, dass die Schweden im Bereich der Logistik keine innovativen Ideen einbrachten, auch bei den Skandinaviern ging es häufig um den bloßen Erhalt der Armee. Auch Ferdinand III. hatte für die beunruhigenden Versorgungsmeldungen seiner Generäle nicht immer volles Verständnis. Kardinal Richelieu vermerkte hingegen scharfsinnig zur Kriegsführung der damaligen Zeit: „In den Geschichtsbüchern kann man lesen, dass weit mehr Armeen durch den Mangel an Nahrung und durch unzureichende Ordnung vernichtet wurden als durch feindliche Handlungen.“⁸⁰ Raimondo Montecuccoli, bereits General im Dreißigjährigen Krieg und großer Militärtheoretiker in der Epoche Leopolds I., konnte Richelieu nur bestätigen: „Lebensmittel sind der Armee so nötig, dass sie ohne selbe nicht leben, also auch nicht siegen kann; daher ist, wer jene nicht rechtzeitig vorbereitet, ohne Waffen geschlagen.“⁸¹ Auslösendes Moment militärischer Krisen waren jedoch nicht nur die fehlenden Ressourcen, sondern auch der permanente Geldmangel. Unerträgliche Steuererhöhungen und Münzmanipulationen, die zu Inflationen führten, taten das Übrige. Auf den Kriegsschauplätzen kam es so immer wieder zu empfindlichen Teuerungen des Getreides, sodass weder der Soldat noch die Armee ausreichend Hauptbrotfrüchte kaufen konnten.⁸² Albrecht von Wallenstein stellte hinsichtlich der Logistik in den Reihen der Kriegsunternehmer ohne Zweifel eine Ausnahme dar. Aufgrund seines internationalen Handels- und Finanznetzwerks (hier vor allem durch seine Kontakte mit dem Bankier Hans de Witte) sowie aufgrund der von ihm skrupellos eingehobenen Kontributionen und dank der Möglichkeit der Versorgung der Armee aus seinem eigenen Herzogtum Friedland verstand er Kriegsführung ganzheitlich und war sich der Notwendigkeit einer gut funktionierten Versorgung voll bewusst.⁸³ In diesem Sinne war Wallenstein tatsächlich ein (Kriegs)Unternehmer.

Der Abnützungs- und Manöverkrieg – Ermattungsstrategie

Das Jahr 1632 stand ganz im Zeichen des Duells zwischen dem reaktivierten kaiserlichen Generalissimus Albrecht von Wallenstein und dem von Frankreich subventionierten schwedischen König Gustav II. Adolf., wie schon anhand der Schlacht von Lützen gezeigt. Wallenstein stellte in kürzester Zeit wiederum ein schlagkräftiges kaiserliches Heer auf. Im Mai 1632 setzte sich die volle Kriegsmaschinerie des Herzogs in Gang, die die Sachsen aus dem Königreich Böhmen drängte; Prag wurde am 25. Mai von den Kaiserlichen genommen. Nachdem Böhmen gesichert war, marschierte der Generalissimus in Richtung Bayern, um sich mit den stark mitgenommenen Ligatruppen unter Maximilian I. zu vereinen, die nach der Schlacht bei Rain mit Generalleutnant Tilly die Integrationsfigur der Liga verloren hatten. Der

80 Zitiert nach Geoffrey Parker, *Der Soldat*, in: Rosario Villari (Hg.), *Der Mensch des Barock*, Frankfurt/M. 1999, 47–81, hier 76.

81 So Montecuccoli, *Abhandlungen über den Krieg*, in: *Ausgewählte Schriften des Raimund Fürsten Montecuccoli. General-Lieutenant und Feldmarschall*. Hg. von der Direction des K. und K. Kriegs-Archivs, bearb. von Alois Veltzé, Bd. I., Wien – Leipzig 1899, 200.

82 Abel, *Agrarkrisen und Agrarkonjunktur*, 148–151.

83 Rebitsch, *Wallenstein*, 97–155.

erste Akt des Duells zwischen den beiden prägenden Feldherren dieser Zeit fand im Raum Nürnberg statt und wurde oft als ein Meisterwerk der defensiven Kriegsführung des Friedländers bezeichnet. Doch ohne erhebliches Risiko war sein Plan nicht, Wallenstein hätte sich bald selbst in eine Falle manövriert. Dennoch: Der Logistiker Wallenstein erkannte das strategische Prinzip des „Konsumierens“ und „Konservierens“ sicher am besten von allen Militärstrategen der damaligen Zeit. Der kaiserliche Generalissimus verschanzte sich bestens ausgestattet mit Nachschubgütern aus Magazinen südwestlich von Fürth bei Zirndorf und der Alten Feste (eine mittelalterliche Burg) und ließ den an Kräften überlegenen schwedischen König, der seinerseits ein großes Lager in und um Nürnberg bezog, unter außerordentlichen Verlusten stürmen.⁸⁴ „Ich will dem König von Schweden eine neue Art, Krieg zu führen, zeigen“, nahm sich der kaiserliche Defensivstrategie vor. Wallenstein kontrollierte die neuralgischen Punkte (Städte und Festungen) rund um Nürnberg, schloss die schwedische Armee ein und versuchte, alle Versorgungslinien für Gustav Adolf zu kappen. Der Vasa-König hingegen wollte die kaiserliche und bayerische Armee in einer entscheidenden Feldschlacht stellen. Doch diese ließ sich Wallenstein noch nicht aufzwingen. Er führte einen Abnutzungskrieg und Zermürbungskrieg, der Wochen dauerte. Die 16 Kilometer umfassende Festungslandschaft mit Forts, Redouten und Batteriestellungen, die Wallenstein anlegen ließ, war gewaltig: An die 13.000 Bäume für ca. 40.000 Pfähle und 24.000 Querstangen wurden gefällt, Erdhütten (für die Infanterie) und Holzhäuser (für die Kavallerie) gebaut, und Unmengen an Erde für die Schanzen aufgeschüttet. Schätzungen gehen von bis zu 80.000 Personen, Soldaten und Tross, aus, die im Umfeld des kaiserlichen Heeres zu verpflegen waren. Diese Versorgung war dem Gegner zu verwehren, sodass der Generalissimus alle Mühlen in der Umgebung verbrennen ließ.

Während der in seinem Lager gut verschanzte Wallenstein den König über Wochen band, beorderte er seinen General Gallas nach Franken, den schwedischen Feldmarschall Johan Banér bei seinem Anmarsch auf die Alte Feste zu stören. Gallas leistete ganze Arbeit, sowohl der Entsatz als auch die Versorgung der Schweden wurden empfindlich gestört. Leichte Kavallerie (Kroaten und Polen) attackierten ständig die schwedischen Belagerungstruppen. Zudem gelang es dem kaiserlichen Generalissimus, Versorgungskorridore von seinem Lager in die habsburgischen Erblande und nach Böhmen sowie zur Donau offen zu halten. Allerdings bekam mit der Zeit auch das kaiserliche Heer auf so engem Raum schwerwiegende sanitätshygienische und logistische Probleme. Bei dieser engen Truppenkonzentration boten die anfallenden Massen an menschlichen und tierischen Exkrementen einen ausgezeichneten Nährboden für Krankheiten und Seuchen aller Art und verursachten große Verluste. Die Schweden hatten zumindest partielle Erfolge: Die Plünderung und Zerstörung der kaiserlichen Versorgungsbasis Freystadt war ein empfindlicher Schlag für die Kaiserlichen. Es fehlte den Kaiserlichen im Laufe der Kampfhandlungen vor allem an Fuhrwerken und Pferden, die zuhauf zugrunde gingen. Wallenstein musste sowohl beim Kaiser als auch bei Maximilian von Bayern um Geld betteln. So stiegen auch die Ab-

⁸⁴ Zu diesem Abnutzungskrieg bei Nürnberg vgl. ausführlich Mahr, Strategie und Logistik; und Rebitsch, Wallenstein, 74–80.

gänge bei Wallenstein, der jedoch durchhalten konnte. Schließlich war der verzweifte Generalissimus froh, dass Gustav Adolf den Kampf abbrechen musste. Neben den ständigen Ausfällen aufgrund von Krankheiten und Desertionen wurde vor allem der Angriff am 3. September 1632 auf die Alte Veste (auch bekannt als „Schlacht an der Alten Veste“) zum schwedischen Desaster. Nach Wochen des direkten Duells verließ der schwedische König den Raum Nürnberg in Richtung Schwaben. Doch zum Ärgernis des bayerischen Kurfürsten folgte die kaiserliche Armada den Schweden nicht. Maximilian erhoffte sich eine schnelle Befreiung seines Landes durch die kaiserliche Armee. Wallenstein ging aber vom Abnützungskrieg in die Diversion, auf die noch unten zu kommen sein wird, über. Sein Abnützungskrieg ging nur zur Hälfte auf, beide Armeen behielten ihre operative Funktionsfähigkeit, aber zumindest den Nimbus der Unbesiegbarkeit hatte Wallenstein dem schwedischen König genommen.

Spätestens seit Wallenstein wusste man in der kaiserlichen Armee, dass man einen Feind durch geschicktes Manövriieren ins versorgungstechnische Unglück treiben, zumindest arg schwächen konnte. Piccolomini war ein gelehriger Schüler des Herzogs von Friedland, zu dessen Sturz er maßgeblich beitrug. Im Sommer des Jahres 1648 übernahm der Sienese als Generalleutnant die nach Zusmarshausen arg mitgenommene Reichsarmada. Es war nun Piccolominis Aufgabe, die Armee im Raum Schärding und Braunau (Oberösterreich) kompetitiv aufzustellen.⁸⁵ Im Juli hatte er wieder an die 20.000 Mann unter seinem Kommando. Zunächst blieb er mit der Armee am Inn, an der Donau und an der Isar in der Defensive. Der schwedische General Wrangel bezog nach einer etwas halbherzigen wie auch erfolglosen Belagerung von Wasserburg sein Hauptquartier Mitte Juni in Mühldorf am Inn unweit des bayerischen Marienwallfahrtsortes Altötting. Sein französischer Kamerad Turenne quartierte sich in Altmühldorf (heute ein Stadtteil Mühldorfs) ein. Von dort aus wendeten sich die vereinigten Armeen nach erfolglosen Anstrengungen, den Inn zu überwinden, am 7. Juli wieder an die Isar.

Piccolomini durfte sich keinen strategischen Fehler erlauben, die Reichsarmada, die einzige noch feldtaugliche Armee des Kaisers und der Bayern, musste intakt gehalten und durfte nicht leichtfertig verspielt werden. Ferdinand indes hatte Mitte Juli bereits wiederum Hoffnung geschöpft und empfahl seinem Generalleutnant, den Feind anzugreifen, zurückzuwerfen und bei guter Gelegenheit auch eine *hauptaction*, eine Schlacht, zu wagen. Doch wurden all diese Überlegungen mit einem Coup des schwedischen Generals Königsmarck zur Makulatur. Der unberechenbare Korpskommandant überfiel am 26. Juli 1648 Prag und nahm die Kleinseite und den Hradšchin ein. Nun stellte sich für Piccolomini die Frage, ob Wrangel in der Defensive gehalten werden oder ob man Prag zu Hilfe kommen sollte. Maximilian I., der sich ein hartes Briefduell mit Piccolomini ob der einzuschlagenden Strategie lieferte, beharrte natürlich darauf, Bayern freizukämpfen. Durch bilaterale Abkommen mit dem Kaiser hatte er sich für diesen Fall auch rechtlich abgesichert.

Der Feind sollte nun mit kleinen Nadelstichen, Überfallsaktionen aus sicheren Stellungen, entnervt werden, zudem hoffte der Feldherr natürlich, dass den Schwe-

⁸⁵ Zu diesen militärischen Operationen vgl. ausführlich und mit allen Zitaten Rebitsch/Öhman/Kilián, 1648 – Kriegsführung und Friedensverhandlungen, 89–150.

den und Franzosen die Versorgung immer mehr Probleme bereiten würde. Schließlich hatte das kaiserliche Heer den Vorteil der inneren Linie. Selbst wenn die Klagen über den Ruin in den Erblanden wieder zunahmen, konnte ein ausreichendes Niveau an Versorgung aus Österreich – sehr effizient über die Donau – sichergestellt werden. Piccolomini blieb noch einige Wochen in seinem Lager und bewegte die Armee erst wieder am 8. September. Es wurde ein Lager zwischen Vilsbiburg und Geisenhausen bezogen. Die alliierten Armeen hatten sich seit Anfang September in die Flusslandschaft zwischen Isar und Amper bei Moosburg eingenistet – in diesen verzweigten Flusswinkeln waren die Armeen von Wrangel und Turenne ohnehin schwer angreifbar. Das zeigt aber, dass auch Wrangels Armee einiges an Kampfkraft eingebüßt hatte. Das Belauern und der Kleinkrieg aus der Stellung wurden erst langsam wieder zu einem Manöverkrieg. Die schwedisch-französische Armee bewegte sich Ende September wieder in Richtung München, oder besser gesagt, wurde aus versorgungstaktischen Gründen dazu gezwungen. Angesichts der recht erfolgversprechenden Nachrichten aus Westfalen (zumindest konnte man Licht am Ende des Tunnels erkennen) wollte Piccolomini nun den Krieg bis zum Friedensschluss aussitzen, oder besser gesagt: ausmanövriren. Über den Verlauf der Friedensverhandlungen war der Oberbefehlshaber regelmäßig durch den kaiserlichen Primargesandten Johann Ludwig Graf Nassau informiert – freilich mit ca. zweiwöchiger Verspätung. Auch in Prag hatte sich ein Patt ergeben, denn die Soldaten und Bürger in der Alt- und Neustadt hielten den immer stärker werdenden Schweden stand. Durch die geschickte Manövertaktik Piccolominis konnte er sogar das letzte Gefecht des Krieges, bei Dachau, für sich entscheiden. Wrangel verließ nach dieser Schlappe Bayern. Doch es konnte kein Zweifel bestehen: Letztendlich mussten Ferdinand III. und auch sein Generalleutnant heilfroh sein, dass am 24. Oktober 1648 in Münster die Friedensverträge unterschrieben wurden.

Die Diversion

Zu diesem militärischen Begriff lassen wir den preußischen Generalmajor und Militärtheoretiker Carl von Clausewitz⁸⁶, der gerne auf Beispiele aus der Geschichte zurückgriff, zu Wort kommen:

„Unter Diversion versteht der Sprachgebrauch einen solchen Anfall des feindlichen Landes, wodurch Kräfte von dem Hauptpunkt abgezogen werden. Nur wenn dies die Hauptabsicht ist und nicht der Gegenstand, welchen man bei der Gelegenheit angreift und erobert, ist es eine Unternehmung eigentümlicher Art, sonst bleibt es ein gewöhnlicher Angriff. [...] Die Hauptbedingung ist: dass sie mehr Streitkräfte des Feindes vom Hauptkriegstheater abziehen, als wir auf die Diversion verwenden, denn wenn sie nur ebensoviel abziehen,

86 Zu diesem bedeutenden und gerne zitierten Militärtheoretiker vgl. Werner Hahlweg, Carl von Clausewitz. Soldat, Politiker, Denker (= Persönlichkeit und Geschichte, Band 3), Göttingen 21969.

so hört die Wirksamkeit als eigentliche Diversion auf und das Unternehmen wird ein untergeordneter Angriff.“⁸⁷

Eine Diversion war also eine Angriffsoperation, um die ursprüngliche Planung des Feindes zu verändern und eine Reaktion zu erzwingen. Wallenstein griff öfters auf dieses taktische Mittel zurück. So beorderte er 1629 eine Armee unter Arnim nach Polen, um Gustav Adolf dort militärisch zu binden.⁸⁸ Schon lange nämlich fürchtete Wallenstein (völlig zurecht, wie die Zukunft zeigte), dass der schwedische König gefährlich werden könnte.

Auch im Reich wandte Wallenstein das Mittel der Diversion an. Wallenstein befahl 1632 seinem ersten Offizier, General Heinrich Holk, und Gallas eine Diversion nach Kursachsen. Diese Operation der beiden kaiserlichen Armeeabteilungen in Sachsen gibt uns einen Einblick in die militärstrategischen Gedanken Wallensteins, wie überhaupt in die militärstrategische Doktrin des Dreißigjährigen Krieges:

„Allermaßen wier nun zwar vor dießem ermeldten Veldtmarschalkh Leuthe-
nandt Holka umb eine diversion zumachen, das landt mit plündern, brennen,
vieh wegtreiben undt sonst zu ruinieren, undt dardurch den Churfürsten
weilhen ihr kay. May. er, in der güette sich nicht bequemen, besondern die
selbe vihlmehr durch falsche tractaten hindtergehen wollen, zur razion zu
bringen [...].“⁸⁹

Die von Holk und Gallas unternommene Diversion aber verfehlte zumindest den ursprünglichen Zweck. Da Johann Georg und sein Armeechef Arnim eben nicht wie erwartet Verhalten auf die kaiserlichen Angriffsaktionen reagierten, nämlich zur kaiserlichen Partei zurückzukehren und aus Schlesien abzurücken,⁹⁰ befahl Wallenstein seinen Truppen, Kursachsen zu okkupieren. Die Okkupation eines Territoriums verlangte allerdings ein höheres Maß an Disziplin der eigenen Soldaten, denn man konnte selbstverständlich das Land, das man versorgungstechnisch konservieren wollte, nicht mehr mit Plünderung und Brandschatzung überziehen. Schließlich wollte der Herzog von Friedland seine Armada in Sachsen in die Winterquartiere legen.

Letztendlich wurde der Feldzug nach Sachsen doch noch zur Diversion, da der in Richtung Schwaben marschierende Schwedenkönig seine Pläne ändern musste. Das sah der Generalissimus klar voraus, als er am 23. Oktober an seinen General Johann von Aldringen schrieb:

87 Carl von Clausewitz, *Vom Kriege*, 20. Kapitel auf <http://gutenberg.spiegel.de/buch/vom-kriege-4072/122> (Zugriff: 18. April 2018).

88 Dazu vgl. Hellmut Diwald, *Wallenstein. Biographie*, Esslingen – München 1999, 442f.

89 Dazu: Wallenstein an Gallas, Feldlager bei Forchheim 30. September 1632, Kriegsarchiv, Alte Feldakten 1632 IX 274, Ka. 65.

90 Vgl. dazu Rebitsch, *Wallenstein*, 160; und Geoff Mortimer, *Wallenstein. The Enigma of the Thirty Years War*, Basingstoke 2010, 165.

„Will der Khönig sich nicht verleihren, so muß er dem Churfürsten succuriren.“⁹¹

Und Holk schrieb nach der Schlacht von Lützen zu Wallensteins Strategie daher folgerichtig:

„Nachdem der König von Schweden aus Mangel an Fourage und Proviant und wegen des Abganges an Soldaten, insbesondere aber an Cavallerie, die Kaiserlichen vor Nürnberg hatte verlassen müssen, marschierte der Herzog von Friedland nach Meißen, um sedem belli dorthin zu transferiren, sich mit dem Pappenheimer zu konjungieren und demjenigen, der wegen der Winterquartiere kommen würde, eine Bataille zu liefern.“⁹²

So konnte man also mit einer Diversion feindliche Pläne durchkreuzen und politische Aktionen erzwingen. Allerdings hatte diese schließlich Diversion die Schlacht von Lützen zur Folge, die wiederum ein militärstrategisches Patt nach sich zog.

Feldzüge über lange Distanzen

Der Dreißigjährige Krieg war in der Tat kein statischer Krieg, er war gemessen an den Möglichkeiten des Transports und der Logistik sogar ein Krieg mit äußerst mobilen Armeen.⁹³ Tilly und Wallenstein marschierten mit großen Truppenkontingenten 1628 bis nach Jütland, große Teile der kaiserlichen Armee befanden sich 1630 in Mantua, ab 1631 operierten die schwedischen Armeen immer wieder im Süden des Reiches und drangen bis nach Wien vor, 1635 führte Gallas die kaiserliche Armee nach Lothringen, ein Jahr später nach Burgund, 1638 nach Pommern und 1644 musste Gallas einen Feldzug zur Unterstützung des dänischen Königs durchführen, der im totalen Desaster endete. Noch bis zum Ende des Krieges zogen kaiserliche Armeen in die Mitte des Reiches und Schweden und Franzosen operierten in Bayern und Böhmen.

Ein Feldzug der besonderen Art fand im Jahr 1637 statt. Mit der siegreichen Schlacht von Wittstock gelang der schwedischen Armee im Jahr 1636 ein unverhofftes Comeback. Denn zuvor noch prophezeite Reichsvizekanzler Ferdinand Sigismund Graf Kurz, dass es mit dem Oxenstierna und seinem Krieg bald zu Ende gehen werde. Und weiter spekulierte der kaiserliche Rat: Man müsse im Falle einer Auflösung der schwedischen Armee die dabei abfallenden Soldaten aufnehmen, da

91 Wallenstein an Aldringen, Neumark 23. Oktober 1632, in: Hermann Hallwich, Briefe und Akten zur Geschichte Wallensteins, III. Band (= Fontes Rerum Austriacum, 2. Abt., LXV Band), Wien 1912, Nr. 1436, 326.

92 Holks Relation über die Schlacht bei Lützen, in: ebd., Nr. 1586, 499.

93 Zu dieser Diskussion in der Forschung, ob man es im Dreißigjährigen Krieg mit einer statischen oder beweglichen Kriegsführung zu tun hat, vgl. Derek Croxton, Peacemaking in Early Modern Europe. Cardinal Mazarin and the Congress of Westphalia, 1643–1648, London 1999, 56–59, lesenswert sind auch seine Bemerkungen zu den strategischen Rahmenbedingungen ebd., 56–71.

sie ohnehin alles Landeskinder wären.⁹⁴ Dieser Gedanke tauchte in den habsburgischen Überlegungen übrigens des Öfteren auf. Der künftige Kaiser Ferdinand III. vertrat dieselbe Meinung: Der Kurfürst von Sachsen werde den Schweden bald den Garaus machen, schrieb er zuversichtlich im September 1635 an Gallas – also alles nur noch eine Frage der Zeit. Aber mit der Niederlage von Wittstock sah man sich genötigt, mit der Hauptarmee gegen die Schweden vorzugehen, obwohl das Hauptkriegstheater nach kaiserlicher und spanischer Planung eigentlich im Westen sein sollte. Allerdings blieb das Korps Piccolomini bei den Spaniern und ein kleineres, jedoch stetig verstärktes kaiserlich-bayerisches Heer unter dem untüchtigen Italiener Frederico Savelli, Fürst von Albano, und dem Haudegen Werth blieb am Oberrhein. Gallas musste sich mit den Sachsen um Banér kümmern, dessen Armee entweder in einer Schlacht aufgerieben oder über die Elbe gejagt werden sollte. Am 28. Juni 1637 konjungierten sich die Verbände von Gallas und Rudolf von Morzin bei Pretzsch an der Elbe. Sie standen damit – und das war gefährlich für die svenska armén – nördlich der Schweden. Johan Banér, der unvorsichtigerweise viel zu lange in Torgau blieb und sich damit fast in eine Sackgasse manövrierte, musste übereilt vor der kaiserlichen Übermacht weichen und sein gut verschanztes Lager aufgeben. Am 28. Juni zog er sich unter Zurücklassung der Bagage in Richtung Oder mit dem Endziel Pommern zurück.⁹⁵

Mit dem eher ungeordneten Aufbruch der schwedischen Armee entwickelte sich ein erstaunliches wie auch mörderisches Wettrennen an die Oder, das seinesgleichen im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges ob des Tempos und der Spannung sucht. Der Plan von Gallas, der nicht gewillt war, Banér unbehelligt entkommen zu lassen, war kühn: Er wollte der schwedischen Armee zwischen der Oder, der Warthe und der polnischen Grenze den Weg abschneiden und mit seinen überlegenen Kräften stellen. Es sah auch zunächst danach aus. Der Generalleutnant marschierte in Eilmärschen nördlich parallel zu Banér, erreichte am 30. Juni Jüterbog, am 2. Juli Fürstenwalde, wenig später Küstrin/Kostrzyń (heute Polen) und setzte am 4. Juli seine Truppen vor der Festung Landsberg entlang der Warthe ein. Während des Marsches kam es immer wieder zu Scharmützeln und Gefechten der Seitenbedeckungen und der Nebenhut sowie anderen streifenden Kavallerieeinheiten (dafür besonders geeignet waren die hochmobilen Kroaten). Innerhalb einer Woche legte das kaiserliche Heer an die 250 km zurück, überquerte dabei die Elster, Spree und Oder und war zudem schneller als der für seine beweglichen Aktionen gefürchtete Feldmarschall Banér. Für das kaiserliche Heer und für den ansonsten eher behäbig agierenden Generalleutnant war das eine äußerst beachtliche Leistung. Mit der Besetzung der Festung Landsberg verlegte Gallas dem schwedischen Heer, das über Herzberg (29. Juni), Luckau (30. Juni), Fürstenberg (3. Juli) und Drossen (4. Juli) marschierte, zudem die schwer passierbaren Sümpfe und Wasserflächen des Spreewaldes durchque-

⁹⁴ Vgl. dazu Rebitsch, Gallas, 167–170, Zum gesamten Feldzug 170–185.

⁹⁵ Zum Duell Gallas gegen Banér im Jahre 1637 vgl. Birger Steckzen, Johan Banér, Stockholm 1939, 281–331 (siehe hier vor allem die Karte auf 293); Ernst Samuel, Johann Banér als Ermattungsstrategie in den Feldzügen 1634–1639. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen philosophischen Fakultät der Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen 1921, 46–67; und kurz Guthrie, The Later Thirty Years War, 58f.; auch Höbelt, Von Nördlingen bis Jankau, 164–174.

ren musste und Landsberg erst am 5. Juli erreichte, den Durchmarsch in Richtung Pommern, wo es schwedische Garnisonen und Festungen zum Rückzug gab.⁹⁶ Banér saß nun in der Falle, oder wie es der im Dienste Schwedens stehende Hofhistoriograph Samuel Pufendorf beschrieb: „Die Schweden waren nunmehr im Netze, daraus sie nicht entgehen sollten.“⁹⁷ Im Norden an der Warthe lagen die Kaiserlichen, im Osten lag das Königreich Polen, mit dem man erst zwei Jahre zuvor einen mühsamen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, der freilich nicht durch eine unüberlegte Aktion gebrochen werden sollte. Ein Marsch in Richtung Süden war ohnehin sinnlos, zumal die schwedische Armee ermüdet und unversorgt war. Banér musste daher nach Pommern durchstoßen. Der gewiefte Taktiker, ein „Meister in Finten und Ausweichmanövern“⁹⁸, bediente sich dabei einer Täuschung. Zuerst ließ er das Gerücht aussetzen, die schwedische Armee ziehe sich über polnisches Gebiet zurück. Das war für den angriffslustigen und risikobereiten Banér durchaus glaubwürdig. Um dem Bluff Gewicht zu verleihen, ließ er eine Vorhut und zudem seine Frau und deren Anhang in Richtung polnische Grenze aufbrechen. Gallas ließ sich täuschen und marschierte ebenfalls ostwärts entlang der Warthe. Währenddessen drehte Banér in Richtung Westen ab, setzte am 12. Juli bei Görlitz über die Oder und marschierte stromaufwärts Richtung Norden. Nach einem erschöpfenden Marsch erreichte die vor Hunger und Müdigkeit *abgemattete* Armee Banérs Pommern, um sich mit Feldmarschall Herman Wrangel zu vereinen.⁹⁹ Die Stärke dieses Heeres soll angeblich nur noch an die 11.000 Mann, vielleicht auch einige Tausend mehr, betragen haben. Gallas aber war ohne Zweifel und zur Schadenfreude aller Gegner der Habsburger der Düpierte. Banér entkam aus einem mit viel Anstrengung aufgebauten Netz, oder bildlich gesprochen, aus dem Sack, den Gallas vergaß zuzuschnüren.¹⁰⁰ Raimondo Montecuccoli, selbst mit dabei, warf in dieser Situation dem in seinen Werken ansonsten immer wieder gewürdigten Gallas ein Versäumnis vor:

„In diesem Puncte fehlte Gallas, nachdem er Banér von der Elbe verjagt und ihm den Eingang nach Pommern verwehrt hatte; denn wenn Gallas damals Pommern von hinterwärts verwüstet hätte, wieder über die Oder zurückgegangen, nach Mecklenburg eingedrungen wäre und den Banér gezwungen

96 Eine lebhafte, wenn auch vielleicht nicht in allen Details historische Schilderung des Marsches von Banér von Torgau nach Landsberg vermittelt Englund, Verwüstung Deutschlands, 164f.

97 Siehe dazu Samuel von Pufendorf, *Sechsundzwanzig Bücher der schwedisch-deutschen Kriegsgeschichte*. Buch IX, Frankfurt am Main und Leipzig 1697, § 10.

98 So Englund, Verwüstung Deutschlands, 165.

99 Vgl. Pufendorf, *Schwedisch-deutsche Kriegsgeschichte* Buch IX, § 14. Zum Rückzug Banérs und seinem Aufenthalt in Stettin vgl. vor allem die Korrespondenzen an Reichskanzler Oxenstierna: Stettin 14. Juli 1637 und 26. Juli 1637, in: *Riksansleren Axel Oxenstiernas Skrifter och brevexling* (folgend: AOSB), II. Abt., Bd. 6: *Johan Banérs bref 1624–1641*, Stockholm 1893, Nr. 208, 408–412, Nr. 209, 412–418.

100 Nach in Paris gestochenen Karikaturen der damaligen Zeit entkamen der Schwede und seine Soldaten aus einem selbst geschnittenen Loch eines Sackes in der Hand des kaiserlichen Generals, der sich zu früh über seine Beute freute. Dazu vgl. Englund, Verwüstung Deutschlands, 166; und Guthrie, *The Later Thirty Years War*, 75, Anm. 34. Zum „Sackmotiv“ auch Findeisen: „Die Kaiserlichen hatten Banér im Sack gehabt, aber vergessen, ihn zuzuschnüren“, war eine bekannte spöttische Redensart im schwedischen Heer über die kaiserliche Generälichkeit. Zitiert nach Jörg-Peter Findeisen, *Der Dreißigjährige Krieg. Eine Epoche in Lebensbildern*. Graz – Wien – Köln 1998, 436.

hätte, sich in das hinterwärts verwüstete Pommern zurückzuziehen, so wären die Schweden durch Hunger zugrunde gegangen“;

so ein besonders radikaler Vorschlag des italienischen Generals.“¹⁰¹

In Stettin richtete sich Banér vorerst zur Verteidigung ein. Allerdings waren die Voraussetzungen nicht gerade berauschend, wie der schwedische General in einer Korrespondenz an Oxenstierna selbst beklagte. Die Versorgungslage war in Pommern keineswegs zufriedenstellend, an Geld fehlte es an allen Ecken und Enden, die Kavallerie beklagte Pferdemangel und die Herrschaft Pommern war aufgrund der mangelnden Magazine und des schlechten baulichen Zustandes der festen Plätze wahrlich nicht mehr jene Festung, die sich Banér als Rückhalt der Verteidigung wünschte.¹⁰² Er hatte jedoch einen nicht zu unterschätzenden Vorteil gegenüber der kaiserlichen Armee. Wenn die Logistik aus Schweden wieder anlief, dann lief sie frei von Störungen über die Ostsee. Es lag also an Stockholm, die eigene Deutschlandarmee wiederaufzubauen.

Indes waren die Aussichten natürlich auch für die Kaiserlichen, die immerhin bis nach Usedom vorstoßen konnten, im arg verwüsteten Pommern, in dem noch dazu nach Berichten des päpstlichen Nuntius eine grausame Kälte herrschte¹⁰³, alles andere als rosig. Johann Banér, der mit seinem zusammengeschrumpften Heer in den festen Plätzen Vor- und Hinterpommerns (nur noch Stralsund, Greifswald, Anklam, Stettin, Cammin und Kolberg waren in schwedischen Händen) eingesperrt war, berichtete über die Lage an den Reichskanzler:

„Undt hatt Gott der allmechtige überaus ein solch unglück über die Marck, lande Mecklenburg undt Pommern verhenget, dass fast alles viehe, davon man noch etliche jahr leben können, hinweg gestorben, undt die dörffer undt felder damit gleichsam beseet seind, so wohl auch die heusser voll todte menschen liegen, undt der jammer gewiss so gross ist, dass er nicht grösser sein könnte, noch genug zu beschreiben ist. [...] Denn zwischen hier undt der Elbe ist alles devastiret, auff jentseit bis in Francken ist es nicht viell besser, undt also in Deutschland wenig zu hoffen, ausgenommen in den kayserlichen erblendern [...].“¹⁰⁴

Der ansonsten wenig feinfühlende schwedische Feldmarschall gab damit nicht nur einen symptomatischen Lagebericht der verwüsteten Herrschaften in Deutschland während des Krieges, er zeigte auch die Aussichtslosigkeit zum Erhalt einer großen Armee auf. Zu hohe Truppenkonzentrationen konnten im Winter in einem verwüsteten, ja verödeten Land nicht gehalten werden. Mehr noch traf es die kaiserliche Armee. Dann tatsächlich mussten sich Gallas und seine Truppen weit zurückziehen,

101 Montecuccoli, Abhandlungen über den Krieg, in: Veltzé, Ausgewählte Schriften I. 167f.

102 Vgl. dazu Banér an Oxenstierna, Stettin 26. Juli 1637, in: AOSB, Baners Bref. Nr. 209, 412–418, auch Postscriptum.

103 Baglioni an die Kurie, Wien 21. November 1637, Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Barb. lat. 6985, fol. 126.

104 Banér an Oxenstierna, Stettin 26. Oktober 1637, in: AOSB, Banérs Bref. Nr. 218, 451.

da das Kampfgebiet versorgungstechnisch ausgelaugt und leer gefressen war. Zur Versorgungsproblematik kam noch hinzu, dass sich keine brauchbaren Winterquartiere aufzutreiben ließen.¹⁰⁵ Gute Winterquartiere aber waren essentiell für die Erholung einer Armee in einer – fast – kampffreien Zeit. In dieser Situation konnte nun Banér einen Abnützungskrieg führen.

Der Verwüstungskrieg

Der Dreißigjährige Krieg war ein Konflikt, der besonders der Zivilbevölkerung – wie viele verschiedene Quellen bezeugen – schweren Schaden zugefügt hat. Oft wirkten sich die Feldzüge verheerend auf die betroffenen Regionen aus. Gerade die Gebiete vom Südwesten bis hin zum Nordosten des Reiches – man spricht von einer Diagonale der Zerstörung – wurden außergewöhnlich verwüstet.¹⁰⁶ So wurde zum Beispiel das Herzogtum Württemberg nach der Schlacht von Nördlingen durch die kaiserlich-bayerischen Truppen schwer in Mitleidenschaft gezogen.¹⁰⁷ Bayern wurde während des Krieges mehrmals durch die Schweden ausgeplündert und verwüstet.¹⁰⁸ In der Landgrafschaft Hessen-Kassel – die Landgräfin Amalie Elisabeth war eine ebenso erbitterte wie hartnäckige Gegnerin des Kaisers – sprach man von den Kroatenjahren (1636 und 1637), in denen 18 Städte, 48 Schlösser und 300 Dörfer von der Reichsarmada zerstört wurden.¹⁰⁹

Einen regelrechten Verwüstungskrieg führte Johan Banér in Böhmen. Im Jahre 1639 musste sich das kaiserliche Heer, gefolgt von den Truppen Banérs, aus dem Norden Deutschlands nach Prag zurückziehen. Das war das Ende des 1637 in Sachsen begonnenen Feldzuges. Erzherzog Leopold Wilhelm übernahm das Oberkommando von Matthias Gallas. Ende Oktober stieß Banér gefährlich vor die Tore der Goldenen Stadt und blieb vor dem symbolträchtigen Weißen Berg/Bílá Hora, der von den Kaiserlichen befestigt wurde, liegen.¹¹⁰ In Wien erkannte man sofort den Ernst der Lage. Piccolomini wurde als Troubleshooter aus den Spanischen Niederlanden angefordert, eilends beorderte der Kaiser, der selbst schon an eine Kommandoübernahme wie ehedem vor Nördlingen dachte, alle entbehrlichen Truppen nach Böhmen. Für eine Einnahme der habsburgischen Residenzstadt an der Moldau war das schwedische Heer jedoch artilleristisch zu schwach und die Bevölkerung schloss

105 Vgl. dazu Höbelt, Wittstock, 62–64.

106 Dazu zusammenfassend Burkhardt, Krieg der Kriege, 18–25.

107 Vgl. dazu Klaus Schreiner, Die Katastrophe von Nördlingen. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Folgen einer Schlacht für Land und Leute des Herzogtums Württemberg, in: Frieden ernährt, Krieg und Unfrieden zerstört. 14 Beiträge zur Schlacht von Nördlingen 1634. Historischer Verein für Nördlingen und das Ries, Nördlingen 1985, 39–90.

108 Vgl. dazu Göran Rystad, Die Schweden in Bayern während des Dreißigjährigen Krieges, in: Hubert Glaser (Hg.), Um Glauben und Reich. Kurfürst Maximilian I. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1573–1657, Band II/1, München 1980, 424–435.

109 Vgl. Schmidt, Reiter der Apokalypse, 519; und auch den Beitrag von Michael Weise zu den Terrorfeldzügen der Kroaten in diesem Band.

110 Ferdinand III. an Piccolomini, Wien 24. Oktober 1639, Österreichisches Staatsarchiv, Abteilung Kriegsarchiv, Alte Feldakten 1639 X 37, Ka. 103; und Banér an Oxenstierna, Leitmeritz 2. November 1639, in: AOSB II, Banérs bref 1624–1641, Nr. 257, 664–672.

sich nicht zu der von den Schweden gewünschten und erhofften Aufstandsbewegung – „in sonderheit angelegen sein lassenn die Böhmen und Schlesier gegen den Keyser in rebellion zu bringen“¹¹¹ – zusammen. Das musste auch der mittlerweile frustrierte und schwer kranke Banér im Laufe der Belagerung erkennen. Er änderte daher die Taktik und ließ durch seine Truppen in Nordböhmen, Mähren, Schlesien und Sachsen plündern. Brüx/Most wurde so z.B. zur Gänze verbrannt. Galt es das eingenommene Land aufgrund der für die Versorgung notwendigen Ressourcen zu schonen, verrichteten die Schweden nun entgegen der damals üblichen Besetzungs- und Angriffstaktik ein Vernichtungswerk, das selbst für den leidvollen Dreißigjährigen Krieg als außergewöhnlich einzustufen ist. Am 21./31. Dezember meldete der schwedische Feldmarschall den Vollzug dieser Operationen an den Reichskanzler: Er habe

„seine parthien von hier [Saaz/Žatec] ab nach Pilsen geschickt und bis dahin mit brandt, so viel und so weit immer zu langen, alles ruiniren lassen.“ Und weiter am 16./26. Januar 1640: „Sonst habe ich in Pilsener creiß und auf der andern seite gegen Tabor zu per rationem belli fürsetzlich brennen und dem feinde daselbst die logierung und lebensmittel benehmen lassen müssen.“¹¹²

Diesen Verwüstungskrieg kommentierte auch der ansonsten Protestant-freundliche Friedrich Schiller dramatisch in seinem Werk über den Dreißigjährigen Krieg: „Über tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern.“¹¹³ Zu allem Überfluss machten sich die kaiserlichen Truppen, die in Westböhmen ihre Bereitstellungsräume bezogen, keinen besseren Namen, auch sie fielen durch Plünderungen und schwere Vergehen auf. Mit seiner Taktik der verbrannten Erde entzog sich Banér allerdings selbst die letzten Lebensgrundlagen. Zudem zogen der Erzherzog und Piccolomini getrennt in einem Winterfeldzug gegen die schwedischen Truppen. Das schwedische Heer musste ins Reich zurückweichen.¹¹⁴

Schlussbemerkungen

Die Frage, die des Öfteren gestellt wird, ob der Dreißigjährige Krieg mehr ein Krieg der Schlachten, ein Belagerungskrieg oder ein logistischer Krieg, geprägt durch die stomach strategy, gewesen sei, ist unvollständig. Der Dreißigjährige Krieg war über weite Strecken geprägt durch das Vermeiden von Schlachten und durch die Kunst des Manövrierns, des Gewinnens sowohl taktischer als auch logistisch günstiger Gebiete und Räume. Das Risiko einer Schlacht wurde im Normalfall nur bei klarer Überlegenheit der Kräfte eingegangen. Sonst war es unter den Feldherren beliebter,

111 Banér an Oxenstierna, Freiberg 11. April 1639, in: AOSB, Banér Bref, Nr. 249, 605.

112 Vgl. dazu die Korrespondenzen: Banér an Oxenstierna, Saaz 21./31. Dezember 1639 und Leitmeritz 16./26. Januar 1640, in: AOSB, Banér Bref. Nr. 260, 698 und Nr. 263, 723. Zur Verwüstung Böhmens durch den Feldmarschall vgl. auch Englund, Verwüstung Deutschlands. 200–206.

113 Friedrich Schiller, Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Leipzig 1902, 421.

114 Dazu Höbelt, Von Nördlingen bis Jankau, 242–254.

den Gegner durch Marschbewegungen abzunutzen, wobei die Versorgung der Armee immer eine wichtige Rolle spielte. Mit Angriffen auf einen nicht als Hauptziel definierten Gegner wiederum, mit der sogenannten Diversion, konnte man militärstrategische und/oder politische Ziele erreichen. Auch mit einer Taktik der verbrannten Erde, wie sie die Schweden in Bayern oder auch in Böhmen praktizierten, verfolgte man schließlich politische Ziele.

Wenn es zur Schlacht kam, spielten freilich die gewählte Taktik, die Aufstellung der Truppen und die zu entwickelnden Gefechtsformationen eine gewichtige Rolle. Der gerne in der Literatur zu findende Gegensatz zwischen Spanischer und Schwedischer Ordonnanz befand sich während des Krieges bereits im Fluss. Man „lernte“ voneinander. Ausschlaggebend, um eine Schlacht zu gewinnen, waren die Stärke der Truppen, die Kampfkraft, die Erfahrung und Motivation der Soldaten oder, wie es im Englischen so schön heißt, der „fighting spirit“, wie anhand der Schlacht am Weißen Berg nachgewiesen werden kann, zudem das Ausnutzen der Topographie und die Versorgung, die Führungsqualität des Kaders und das Aufrechterhalten der Kommunikation innerhalb der Truppen. In der Dynamik einer begonnenen Schlacht war letztendlich entscheidend, ob eine Partei das Verteidigungsdispositiv des Gegners zum Kollabieren bringen konnte. Der US-Soziologe Randall Collins beschreibt dieses Phänomen mit dem Begriff der „Vorwärtspanik“, die eine ähnliche gruppendynamische Reaktion erzeugt, wie im Fluchtverhalten von Menschen¹¹⁵: Zwischen den gegnerischen Seiten baut sich eine Anspannung auf, die sich schlagartig entlädt, wenn eine Seite nachgibt. Die überlegene Partei, militärisch müsste man von Kampfverband sprechen, stürmt „in einer hitzigen, hochgradig emotions- beziehungsweise adrenalingeladenen Aufwallung voran“¹¹⁶, dieser Sturm entwickelt sich bis zur Raserie der überlegenen Partei und kann bis zum bitteren Overkill gehen. Das heißt, vorwärtsstürmende, sich als überlegen zeigende Soldaten reißen ihre Kameraden mit, so wie sich auch das Fluchtverhalten der sich als Unterlegene fühlenden Kräfte massiv verstärkt. Die Gruppendynamik setzt dabei enorme emotionale Effekte frei, die sich auf die große Masse der vorwärtsstürmenden Angreifer übertragen. Durch dieses Massenphänomen konnte sich sogar auch ein an sich defensiv starkes Tercio auflösen.

Bei Belagerungen kam es auf die Vorbereitung der Verteidiger an. Gelang es, die Festungsmauern zu verstärken, Waffen und Munition sowie Nahrungsmittel noch vor der Belagerung einzulagern, konnte man dem Angreifer eher widerstehen. Für den Angreifer war wiederum ausschlaggebend, ob er genügend Belagerungskanonen mit sich führte. Ebenso waren die technischen Fähigkeiten seiner Mineure zentral für eine erfolgreiche Belagerung. In neue Sphären des Belagerungskrieges stieß man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor, als der Franzose Vauban¹¹⁷ die Festungsarchitektur enorm weiterentwickelte. Letztendlich mussten Kriegsherren und

115 Randall Collins, Kollektive Gewalt und urbane Riots. Was erklärt die Situation?, in: Axel T. Paul/Benjamin Schwalb (Hg.), Gewaltmassen. Über Eigendynamik und Selbstorganisation kollektiver Gewalt, Hamburg 2015, 204–230, hier 205f.

116 Ebd. 206.

117 Henry Guerlac, Vauban. The impact of science on war, in Peter Paret (Hg.), Makers of Modern Strategy: From Machiavelli to the Nuclear Age, Princeton 1986, 64–90.

Feldherren immer auch eine Kosten-Nutzen-Rechnung bei einer Belagerung anstellen.

Theoretiker des Krieges haben freilich gerne Idealvorstellungen und Schablonen beschrieben, die Praxis jedoch zeigt, wie auch menschliche Handlungen, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Beurteilungsvermögen, Erfahrungen und mentale Einstellungen den Kriegsverlauf entscheidend geprägt haben.

„Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“ Der Dreißigjährige Krieg als permanente Demobilisierungskrise?

von Lothar Höbelt

I. Musketen und Moneten

Zum Kriegführen, so wird gerne zitiert, braucht man drei Dinge: Geld, Geld und wiederum Geld. Der Ausspruch wird verschiedenen Feldherren der frühen Neuzeit in den Mund gelegt. In Österreich meist dem Grafen Raimondo Montecuccoli, der als Sieger der Schlacht von St. Gotthard an der Raab (Mogersdorf) 1664 berühmt geworden ist; vielleicht stammt er aber auch schon vom Renaissance-Condottieri Gian Giacomo Trivulzio, der zur Zeit Kaiser Maximilians I. zweimal Mailand für die Franzosen eroberte.¹ Wem immer hier auch das Urheberrecht gebührt, der Satz umschrieb ganz offenbar treffend die Realität. Während es im 20. Jahrhundert üblich war, militärisches Potential nach Einwohnerzahlen und Stahlproduktion zu gewichten, allenfalls noch auf technische Innovationen und politische Integrationskraft zu achten, war das verfügbare Einkommen auf Heller und Pfennig ein sehr brauchbares Indiz für die „Erstschlagskapazität“ des Barock. Die Vereinigten Niederlande zählten kaum zwei Millionen Einwohner, dominierten aber eine Zeitlang den Welthandel. Sie waren deshalb in der Lage, neben ihrer Flotte auch riesige Armeen ins Feld zu stellen – groß genug, um dem spanischen Weltreich Paroli zu bieten und später dann zum Angelpunkt der Koalitionen gegen Ludwig XIV. zu werden.²

Der Umkehrschluss aus dieser engen Verbindung von „Musketen und Moneten“ müsste dann freilich lauten: Wer kein Geld hat, kann nicht Krieg führen, sprich: Wer kein Geld mehr aufstreben kann, muss Frieden schließen. Auch dieser Zusammenhang ist vielfach belegt. Der Staatsbankrott Philipps II. 1575, der zum Kollaps seiner Armeen und zum zeitweisen Verlust fast der gesamten Niederlande führte; die Geldknappheit – und das steigende Zinsniveau –, die ein wesentliches Motiv für die Friedensbestrebungen gerade der kapitalkräftigen Seemächte in den langwierigen Kriegen gegen Ludwig XIV. waren, z.B. im Frühjahr 1696, als England der größten „financial panic“ im Jahrhundert vor der Französischen Revolution ausgesetzt war.³ Im Bereich der deutschen Linie der Habsburger ließe sich auf das Jahr 1735 ver-

1 Jan Glete, *War and the State in Early Modern Europe. Spain, the Dutch Republic and Sweden as fiscal-military states, 1500–1660*, London 2002, 126.

2 Marjolein C. t'Hart, *The Making of a bourgeois state. War, Politics and Finance during the Dutch Revolt*, Manchester 1993; dies., *The Dutch Wars of Independence. Warfare and Commerce in the Netherlands 1570–1680*, London 2014; Olaf van Nimwegen, „Deser landen crijchsvolck“. *Het Staatse leger en de militaire revoluties 1588–1688*, Amsterdam 2006; Jonathan Israel, *The Dutch Republic and the Hispanic World 1606–1661*, Oxford 1982.

3 John Ehrman, *The Navy in the War of William III 1689–1697*, Cambridge 1953, 575; vgl. auch P.G.M. Dickson, *The Financial Revolution in England. A Study in the Development of Public Credit, 1688–1756*, London 1967, 47, 56, 348, 356, 366f.; D.W. Jones, *War and Economy in the Age of William III and Marlborough*, London 1988.

weisen, als die trostlose finanzielle Lage ein wesentliches Moment darstellte, lieber namhafte Verluste in Kauf zu nehmen als den Krieg fortzusetzen.⁴ 1761/62 schließlich lässt sich das Phänomen beobachten, dass schon einige Zeit vor dem Ende des Siebenjährigen Krieges – als die wesentlichen Entscheidungen noch ausstanden – sowohl Österreich als auch Preußen ihre Kriegsanstrengungen herunterzufahren begannen, ganz einfach deshalb, weil sie ihre Armeen im bisherigen Ausmaß nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten.⁵

Der Dreißigjährige Krieg stellt in dieser Beziehung eine kuriose Ausnahme dar. Manche Aspekte haben den Verfasser deshalb verleitet, in einer früheren Studie sogar davon zu sprechen: „Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“⁶ Natürlich: Auch dieses Paradoxon lässt sich nicht generalisieren. Selbstverständlich soll damit nicht gemeint sein, dass Geld dem Erfolg abträglich war. Im Gegenteil: Viele der dramatischen Schachzüge dieses Krieges lassen sich recht unmittelbar auf Finanzspritzen von außen zurückführen. Die Subsidien der spanischen Vettern bzw. der französische Verbündeten – die einander im Laufe des Krieges übrigens annähernd die Waage hielten⁷ – deckten bei Kaiserlichen bzw. Schweden zwar nur einen Bruchteil der gesamten Kriegskosten, waren in einzelnen Phasen aber immer wieder von entscheidender Bedeutung: Der Vorstoß Banérs von der Ostseeküste bis in die kaiserlichen Erblande 1638/39 wie die Reconquista Böhmens durch die Kaiserlichen im Winter 1640 gingen auf das rechtzeitige Eintreffen lang ausgebliebener Subsidien zurück, das auf die Beilegung von Unstimmigkeiten mit den verbündeten Supermächten folgte. Der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna seufzte auf dem Höhepunkt des Krieges, im Herbst 1640, nicht von ungefähr: Er scheue sich laut zu sagen, was er hier nur *in camera caritatis* ausspreche, aber die vier Tonnen Gold, die Frankreich den Schweden jährlich zusage, lägen ihm mehr am Herzen als alles andere.⁸

II. “Who Pays the Piper, Calls the Tune“

Wer zahlt, schafft an. Allein schon diese Spruchweisheit liefert einen ersten Hinweis darauf, wie der Mangel an Geld kriegsverlängernd wirken konnte. Gerade weil

4 Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA), Vorträge 42, V-IX 1735, fol. 96 (22.8.1735), fol. 132 (29.9.1735); Lothar Höbelt, Der Polnische Thronfolgekrieg – ein zweiter Spanischer Erbfolgekrieg?, in: Heeresgeschichtliches Museum (Hg.), *Das Zeitalter Maria Theresias (= Acta Austro-Polonica 10)*, Wien 2018, 77–105.

5 P.G.M. Dickson, *Finance and Government under Maria Theresa 1740–1780*, Bd. 2, Oxford 1987, 133, 349; Franz Szabo, *Kaunitz and Enlightened Absolutism 1753–1780*, Cambridge 1994, 128.

6 Lothar Höbelt, *Ferdinand III. Friedenskaiser wider Willen*, Graz 2008, 42.

7 Vgl. Antonio Jose Rodriguez Hernandez, *Financial and Military Cooperation between the Spanish Crown and the Emperor in the Seventeenth Century*, in: Peter Rauscher (Hg.), *Kriegsführung und Staatsfinanzen. Die Habsburgermonarchie und das Heilige Römische Reich vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des habsburgischen Kaisertums*, Münster 2010, 575–602; Gottfried Lorenz, *Schweden und die französischen Hilfsgelder von 1638 bis 1649*, in: Konrad Repgen (Hg.), *Forschungen und Quellen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, Münster 1981, 98–147.

8 Jenny Öhman, *Der Kampf um den Frieden. Schweden und der Kaiser im Dreißigjährigen Krieg*, Wien 2005, 149–152.

„Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“

Schweden sich „den Krieg nicht mehr leisten konnte“, war es gezwungen, auf die französischen Bedingungen einzugehen, die unter anderem einen Verzicht auf einen Separatfrieden mit dem Kaiser vorsahen, der 1640/41 in mancher Beziehung zum Greifen nahe war. (Ferdinand III. ließ sich damals zumindest einen Augenblick lang schon zum Angebot ganz Pommerns überreden, mehr als Schweden 1648 lukrieren sollte.)⁹ Die Schwierigkeiten der Koalitionskriegsführung, das Problem der Koordination politischer Partner mit nur partiell überlappenden Zielsetzungen über weite Entfernungen hinweg, sind ein beliebtes Thema der Militärgeschichte. Zu diesen Schwierigkeiten zählt auch, zu einem Friedensschluss zu kommen, der für alle Verbündeten gleichermaßen akzeptabel ausfällt – und dem Risiko zu entgehen, allein schon durch ans Tageslicht gekommene Sondierungen hinreichend viel Misstrauen zu säen, um einen Bruch der Koalition herbeizuführen, der alle Erfolge wiederum in Frage stellt.

Dasselbe Problem stellte sich natürlich schon ganz zu Anfang des Krieges, ja war bis zu einem gewissen Grade dafür verantwortlich, dass dieser Krieg nach dem Ende des böhmischen Aufstandes in die Verlängerung ging. Die kaiserlichen Siege waren „glänzend, aber geborgt“.¹⁰ Ein Kaiser, der die Niederwerfung der Ständerevolte aus eigenen Mitteln, sozusagen aus der Portokassa hätte bezahlen können, hätte sich nicht gezwungen gesehen, Verpflichtungen auf sich zu nehmen und Versprechungen zu machen, die über kurz oder lang zu einer Ausweitung des Krieges führten. Er hätte über den „Winterkönig“ ad personam immer noch die Acht aussprechen können, aber er hätte sich nicht verpflichten müssen, Bayern die pfälzische Kurwürde zu verschaffen oder Spanien mit einem Stützpunkt in der Unterpfalz zu ködern. Schon rein geographisch erfuhr der Krieg damit eine gewaltige Ausweitung. Zugegeben: Wir wollen auch nicht hundertprozentig der leyendra negra vertrauen, die in den Ambitionen Maximilians von Bayern den alleinigen Grund dafür sieht, warum der Krieg 1620/21 weiterging.¹¹ Da spielte sehr wohl auch der Wiederausbruch des spanisch-niederländischen Konflikts eine Rolle, der es für alle Rivalen des Erzhauses geraten erscheinen ließ, für Diverisionen zu sorgen, um allfällige Synergieeffekte zwischen den beiden Hauptlinien der Habsburger im Keim zu ersticken.¹²

Dennoch: Die Abhängigkeit von Bayern war, in der unnachahmlichen englischen Formel: „a hostage to fortune“, eine Geisel, die ihren konkreten Niederschlag in der Verpfändung Oberösterreichs fand. Zugegeben: Die kaiserliche „Kriegzielpolitik“ folgte der Devise: Der Appetit kommt mit dem Essen, oder wie Thomas Brockmann es treffend ausgedrückt hat: „Der immens erweiterte Handlungsspielraum [nach der

9 Höbelt, Ferdinand III., 179–181; Öhman, Kampf um den Frieden, 147.

10 Axel Gotthard, Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung, Köln 2016, 113.

11 In dieser Beziehung etwas zu weitgehend die sehr anregende Darstellung von Eberhard Straub, Pax et Imperium. Spaniens Kampf um seine Friedensordnung in Europa zwischen 1617 und 1635, Paderborn 1980, 179: „Man darf überspitzt sagen, daß Europa 30 Jahre Krieg führen mußte, nur damit der Herzog von Bayern zum Kurfürsten aufsteigen konnte.“ Immerhin formuliert auch Brockmann (454), der Kaiser sei vom Vorwärtsprechen Maximilians in den dänischen Krieg „förmlich mitgenommen“ worden.

12 Vgl. Gotthard, Einführung 116: „Deshalb drohte die Malaise des Pfälzers externe Faktoren ins Spiel zu bringen“ – die freilich sonst wohl einen anderen Vorwand gefunden hätten?

Schlacht am Weißen Berg] übte jetzt unverkennbar eine Sogwirkung aus.“¹³ Dasselbe ließe sich wenige Jahre später von der Erfolgsserie Wallensteins 1627 behaupten. Sobald die Ausweitung des Krieges zur Tatsache geworden war, richteten sich in Wien allerlei begehrliche Blicke auf vakante Bistümer im Norden, ja selbst auf bisher schon gut katholische Kurhüte, wie denjenigen des Trierer Erzbischofs, den man gerne einem Sohn bzw. Bruder des Kaisers zugeschanzt hätte.¹⁴ Doch am Anfang des Krieges war, wie Brockmann in seinen Probebohrungen zur Entscheidungsfindung am Hofe Ferdinands II. festgestellt hat, ein eher defensiver Zug vorherrschend, der vorrangig die Behauptung des böhmisch-österreichischen Kerns der Monarchie im Visier hatte. Nur aus Schwäche war man gezwungen, auf bayerische Expansionsabsichten einzugehen.¹⁵

Ein hypothetischer Ausweg tat sich mit dem Angebot der obderennsischen Stände auf, dem Kaiser gegen Zusicherung der Glaubensfreiheit die 13 Millionen Gulden vorzustrecken, die er den Bayern schuldig war – ein Handel, der außergewöhnlich nur deshalb war, weil er hier schließlich sogar von den Bauern mitgetragen wurde.¹⁶ Denn die Übernahme größerer Schuldposten durch die Stände war keineswegs ungewöhnlich (fand allerdings meistens dann statt, wenn sich unter den Ständevertretern auch eine Reihe der betroffenen Gläubiger befand, die bei der Verwaltung der Fonds dann ganz offiziell in die eigene Tasche wirtschafteten). Die Abhängigkeit von den eigenen Untertanen mochte als Kuratel über den Fürsten auf den ersten Blick noch weit standeswidriger erscheinen, aber sie war außenpolitisch weniger beengend als die Rücksicht auf die Vorgaben auswärtiger Geldgeber und Gläubiger.

Gerade der König von Spanien als naher Verwandter kommt als Sündenbock für die Verlängerung des Krieges übrigens schon weit weniger in Betracht. Natürlich, der bloß aufgeschobene spanische Hegemonialkrieg gegen Frankreich hing wie ein Damoklesschwert über Europa – und hat den Dreißigjährigen Krieg bekanntlich auch noch „überlebt“, bis hin zum Pyrenäenfrieden von 1659. Aber wie gerade diese Verlängerung bewies: Diese beiden Konflikte konnten auch getrennt werden. Der Konflikt spielte sich in erster Linie in „Flandern“ ab, dem Biotop, wo schon seit längerem stehende Heere heimisch waren. Dem verständlichen Wunsch der spanischen Vettern, den Kaiser als Reichsoberhaupt in den Krieg gegen die aufständischen Niederlande zu verwickeln, sind weder Ferdinand II. noch Ferdinand III. je nachgekommen – allenfalls der von seinen Bewunderern meist als Gegenpol der Spanier ausgeschilderte Wallenstein hat Piccolomini 1629, während der Belagerung von s’Hertogenbosch (Bois-le-Duc) durch den Oranier, zu einem Einfall

13 Thomas Brockmann, Dynastie, Kaiseramt und Konfession. Politik und Ordnungsvorstellungen Ferdinands II. im Dreißigjährigen Krieg, Paderborn 2011, 171.

14 Höbelt, Ferdinand III. 48 f., 129 ff., Renate Schreiber, „...ein galeria nach meinem humor“. Erzherzog Leopold Wilhelm, Wien 2004, 24.

15 Brockmann, Kaiseramt und Konfession, 164, 189. Diese Abhängigkeit wurde bis zu einem gewissen Grad durch eine zweite, von Sachsen, politisch ausbalanciert. Eine Zeitlang schwiebte übrigens auch im Raum, Sachsen mit dem Territorium eines „notorischen Rebellen“ zu belohnen, nämlich des pfälzischen Ministers Christian von Anhalt(-Bernburg). Vgl. Frank Müller, Kursachsen und der Böhmishe Aufstand 1618–1622, Münster 1997, 316 f., 359.

16 Hans Sturmberger, Adam Graf Herberstorff. Herrschaft und Freiheit im konfessionelle Zeitalter, Wien 1976, 186ff.

„Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“

in Geldern freie Hand gelassen (der die Festung freilich auch nicht mehr zu retten vermochte).¹⁷

Von einer Ausweitung des Krieges auf Grund spanischen Drucks lässt sich vielmehr in bezug auf die „italienische Phase“ des Dreißigjährigen Krieges reden.¹⁸ Dieser Mantuanische Erbfolgekrieg drohte in eine Konfrontation mit Frankreich zu münden, die nicht auf Italien beschränkt bliebe, wo es insbesondere um das Bündnis mit Savoyen-Pimont ging, das beide Seiten mit Zuckerbrot und Peitsche an sich zu fesseln versuchten, sondern die auch das Reich nördlich der Alpen in Mitleidenschaft gezogen hätte: Lothringen bot sich hier an, als Stein des Anstoßes wie als Kriegsschauplatz. Doch eben dieser Eskalation wichen Ferdinand II. mit dem Frieden von Regensburg 1630 aus, ein „Appeasement“¹⁹ Frankreichs, das eine Autorität wie Konrad Repgen wohl nicht zu Unrecht als „eine völlige und unbegreifliche Kapitulation“ des Kaisers bezeichnet hat – ein Entschluss, der wohlgemerkt den Interessen des spanischen Subsidiengebers widersprach, der also im Sinne unserer These als Abweichung von der Norm zu verbuchen ist.²⁰ Gerade die verwandtschaftlichen Bände erlaubten es dem Kaiser, spanische Wünsche mitunter nachrangig zu behandeln, in einem „mixtum compositum aus Kooperation und Distanz“, ohne permanenten Liebesentzug oder einen Seitenwechsel des Partners befürchten zu müssen – erst mit den unmittelbaren Erbaussichten in den Jahren nach 1646 erhöhte sich der Einsatz: Mangelnde Bereitschaft zur Verwandtschaftshilfe konnte den Verlust des Erbes „einer halben Welt“ nach sich ziehen.²¹

Eine „Supermacht“ konnte es sich allenfalls leisten, souverän das Kriegsende anzupeilen, ohne allzu große Rücksicht auf ihre Verbündeten nehmen zu müssen. (Ludwig XIV., der extra Medaillen mit der Umschrift: „Sociorum Defensor“ prägen ließ, machte da eine rühmliche Ausnahme.²²) Am anderen Ende der Skala mochte es kleineren Pufferstaaten wie Savoyen oder Brandenburg, berühmt für ihre nahezu schon routinemäßigen Seitenwechsel, gelingen, aus ihrer Lage an der Schnittstelle

17 Lothar Höbelt, Weltmacht und „Weltgeist“. Wallenstein und die Casa d’Austria, in: Zdislawa Röhsner (Hg.), Wallenstein und noch viel mehr. 850 Jahre Familie Waldstein, Wien 2009, 45–62, hier: 54, schon Altmüller Moriz Ritter, Wallensteins Eroberungspläne gegen Venedig, 1629, in: Historische Zeitschrift 93 (1904), 47–58, hier: 53 gab darüber sein Erstaunen kund: „Merkwürdigerweise war Wallenstein dem Vorschlag keineswegs abgeneigt...“

18 Romolo Quazza, Il periodo Italiano della guerra dei trent’anni, in: Rivista Storica Italiana 50 (1933), 64–89; David Parrott, The Mantuan Succession, 1627–31. A Sovereignty Dispute in Early Modern Europe, in: English Historical Review 112 (1997), 20–65; Sven Externbrink, Le Coeur du monde. Frankreich und die norditalienischen Staaten im Zeitalter Richelieus 1624–1635, Münster 1997; Gotha, Einführung, 140ff.

19 Dieser anachronistische Vergleich hat insofern seine Berechtigung, weil eine Entscheidung, die als Weg des geringsten Widerstandes im Augenblick alternativlos oder „überdeterminiert“ erscheint, im Lichte der Nachwelt herber Kritik ausgesetzt war; in beiden Fällen spielt eine Rolle, dass sich die an Konzessionen geknüpften Hoffnungen auf ein langfristiges Arrangement zerschlugen; vgl. Brockmann, Kaiseramt und Konfession, 429ff.; Paul Schroeder, Munich and the British Tradition, in: Historical Journal 19 (1976), 223–243.

20 Konrad Repgen, Die römische Kurie und der Westfälische Friede, Bd. 1, Tübingen 1962, 191. Zur Politik der Kurie hat Rotraud Becker inzwischen die Serie der Nuntiaturberichte für die frühen 1630er-Jahre komplettiert. Vgl. dazu demnächst auch die Beiträge des aus diesem Anlass in Rom von Alexander Koller organisierten Symposiums in den Publikationsorganen der beiden historischen Institute in Rom, den Römischen Historischen Mitteilungen bzw. den Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken.

21 Brockmann, Kaiseramt und Konfession, 355, auch 435, 461 f.; Höbelt, Ferdinand III., 260.

22 René Pillorget, La France et les Etats allemands au Congrès de Nîmes (1867–1679), in: J.A.H. Bots (Hg.), The Peace of Nijmegen 1677–1678/79, Amsterdam 1980, 225–236, hier: 233.

diverser Einflusssphären immer wieder Profit zu schlagen (auch wenn diese Rolle im Falle Preußens durch spätere Entwicklungen überlagert wurde). Doch aus einer Allianz mehr oder weniger gleichgewichtiger Partner auszusteigen, hieß da schon ein viel größeres politisches Risiko auf sich zu nehmen. Wer es sich mit seinen Verbündeten verdarb, ohne dafür auf der anderen Seite verlässliche Unterstützung einzutauschen, drohte in eine gefährliche Isolation zu geraten.

Im Falle Schwedens lässt sich diese Befürchtung aus den Quellen bestätigen. Weder Reichskanzler Oxenstierna noch sein Chefunterhändler Adler Salvius waren hundertprozentige Anhänger der französischen Allianz und einem Sonderfrieden daher prinzipiell nicht abgeneigt. Der kaiserliche Unterhändler zog aus seinen Besprechungen mit Salvius den Schluss, man müsse Schweden nicht bloß Pommern anbieten, sondern darüber hinaus eine „particularallianz“, die es für den Verlust seiner Verbündeten entschädige, weil es sonst allein einem Ring missgünstiger baltischer Rivalen gegenüberstehe (wie es sich 1658-60 oder nach 1700 dann auch bewahrheiten sollte). Denn die Position Schwedens beruhte nicht auf den Ressourcen eines bevölkerungsreichen Landes (wie in Frankreich, später dann in Russland), oder dem Reichtum seiner merkantilen Bürgerschaft (wie in Holland, später dann England), sondern auf dem Abschreckungswert des Söldnerkonsortiums, das für Schweden in Deutschland focht – und sich über weite Strecken als *perpetuum mobile* aus dem Lande selbst versorgte. Doch dieser Trumpf wäre über Nacht verschwunden, sobald man sich auf den Frieden einließ und den Kriegsschauplatz räumte, von und aus dem diese Armee lebte. „In peacetime Sweden simply lacked the economic – and thereby the military – resources for actively engaging in great power politics.“²³

Bloß die Seemächte vermochten einer solchen Perspektive mit größerer Gelassenheit ins Auge sehen. Das galt – zumindest bis zum Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg – in erster Linie für das „perfide Albion“.²⁴ Das Äquivalent zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war der Absprung Hollands, das sich schon ab dem Sommer 1646 in eine Neutralität zurückzog, die anderthalb Jahre später mit dem Frieden von Münster ratifiziert wurde, wie er im berühmten ter Borch Gemälde festgehalten wird, das gerne mit dem Westfälischen Frieden einige Monate später in einen Topf geworfen wird.²⁵ Freilich: Was Ludwig XIV. eine Generation später immer wieder mit Erfolg anpeilte, nämlich die gegnerische Koalition zu spalten und über einen Vor- und Sonderfrieden den Weg zu einem ertraglichen Universalfrieden zu bahnen, mit Holland vor Nijmegen 1677/78, mit England vor Utrecht 1711/12,²⁶ gelang den Habsburgern in dieser Beziehung erst viel zu spät.

23 Göran Rystad, Sweden and the Nijmegen Peace Congress, in: Bots (Hg.) *Peace of Nijmegen, 131–143*, hier:132.

24 Ein fulminantes Plädoyer für die Bedeutung kontinentaler Allianzen auch für England hat unlängst Brendan Simms, *Three Victories and One Defeat. The Rise and Fall of the First British Empire, 1714–1783*, London 2007, geliefert.

25 Nimwegen, „crijchsvolck“, 237; Israel, *Dutch Republic and the Hispanic World*, 323; Manuel Herrero Sanchez, *El Aceramiento hispano-neerlandes (1648–1678)*, Madrid 2000.

26 Vgl. Bots (Hg.), *Peace of Nijmegen*; Wout Troost, *Stadhoudert-koning Willem III. Een politieke biografie*, Hilversum 2001, 136ff.; als Monographie immer noch unerreicht: Ottocar Weber, *Der Friede von Utrecht. Verhandlungen zwischen England, Frankreich, dem Kaiser und den Generalstaaten 1710–1713*, Gotha 1891.

„Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“

III. Die Winterquartiere und die Überwälzung der Kriegskosten

Das eigentliche Paradoxon, was die kriegsverlängernde Wirkung finanzieller Engpässe betrifft, liegt freilich nicht in den Klientelbeziehungen der internationalen Politik verborgen. Dass Fürsten oder Staaten sich durch materielle Anreize zum Kriegsführen veranlassen sehen, kann schließlich als der Normalfall gelten. In diesem Sinne waren gerade die Reichsfürsten – vielleicht mehr noch: ihre nachgeborene Verwandschaft, die von den in Mode kommenden Primogeniturregelungen marginalisierten jüngeren Söhne – als Kriegsunternehmer großen Stils tätig. Bernhard von Weimar ist dafür bloß das beste, bei weitem nicht das einzige Beispiel. Selbst ein so reicher König wie Christian IV. von Dänemark, als Herr über die Sundzölle, war dieser Versuchung nicht gewachsen. Die Gegner Habsburgs vermochten auf diesem Wege immer wieder Diverisionen in Gang zu setzen, die kaiserliche Energien von den Hauptfronten des Krieges ablenkten.²⁷

Man kämpfte für Geld, mit religiös-weltanschaulichen Motiven bestenfalls als Zusatzreiz. Doch was passierte, wenn das Geld ausblieb? Hier stoßen wir auf das eigentliche, epochenspezifische Problem. Armeen ließen sich nicht so einfach verabschieden. Im achtzehnten Jahrhundert stellte diese „Demobilisierung“ im Zeichen der gelungenen „Verstaatlichung“ des Militärwesens dann bereits kein Problem mehr dar. Man liest nach großen Kriegen allenfalls von einer Zunahme des Räuberunwesens, dem sich entlassene Soldaten hingegeben hatten. Aber das Offizierskorps blieb loyal, behielt in der Regel auch seine Stellen (oder bezog doch zumindest Wartegebühren), hatte allenfalls mit schlechteren Beförderungsaussichten in Friedenszeiten zu rechnen. Das „Inhaberwesen“ war zur Kleinkorruption verkommen, seine wirtschaftliche Bedeutung nahm ab.²⁸

Im Zeichen der Obristen des Dreißigjährigen Krieges, die noch allesamt tatsächlich Militärunternehmer waren, war das anders. Es gehört zu den immer wiederkehrenden Beobachtungen, dass verhältnismäßig viel Geld, und zwar tatsächlich Bargeld, für die Anwerbung von Truppen ausgegeben wurde, verhältnismäßig wenig für den Unterhalt der Soldaten.²⁹ Daraus ergab sich ein Muster von wechselseitigen Zusagen, die von vornherein nicht ganz ernst gemeint waren. Der Arbeitgeber versprach pünktliche Zahlungen, der Untergebene strikte Disziplin. Diesem Idealzustand einigermaßen nahegekommen ist man allenfalls in der holländischen Armee. Überall anderswo, vor allem im Reich, musste der Oberst – pars pro toto – eine Ausfallshaftung übernehmen und das Geld vorschießen. So klagte der kaiserliche Oberkommandant („Generalleutnant“) Gallas selbst am Höhepunkt seiner militärischen Erfolge in Norddeutschland 1638: Euer Majestät Offiziere und Soldaten bleiben „ohne trost alß ob sye niemandts zugehörten“.³⁰ Damit ergab sich ein pikantes

27 David Parrott, *The Business of War. Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe*, Cambridge 2012, 253; Paul D. Lockhart, *Denmark in the Thirty Years War, 1618–1648. King Christian IV and the Decline of the Oldenburg State*, London 1996, 111ff.; Höbelt, Ferdinand III., 34ff.

28 Parrott, *Business of War*, 298.

29 Hildegard Ernst, *Madrid und Wien 1632–1637. Politik und Finanzen in den Beziehungen zwischen Philipp IV. und Ferdinand II.*, Münster 1991, 293.

30 Státní Oblastní Archiv (SOA) Litoměřice/Děčín, Familienarchiv Gallas 358, Gallas an Ferdinand III., 10.3.1638.

Verhältnis: Die zum Gehorsam verpflichteten Untergebenen des Herrschers waren zugleich seine ungeduldigen Gläubiger, die nicht wussten, wie sie zu ihrem Geld kommen sollten.³¹ Nun war genau das natürlich die Crux neuzeitlicher Finanzpolitik, das Paradoxon des Absolutismus: „Staatsmacht als Kreditproblem“.³² Einem allerhöchsten Schuldner, den man per definitionem nicht klagen oder pfänden konnte, borgte man am besten gleich gar nichts (der Ämterkauf bot sich als Alternative an, weil er über Gehälter oder Sporteln eine regelmäßige Refundierung in Aussicht stellte).

Mit unbezahlten Söldnertruppen und ihrem Tross, die sich zu einer Landplage entwickelten, hatten auch frühere Jahrhunderte immer wieder so ihre Erfahrungen gemacht. Ein berühmt-berüchtigtes Beispiel dafür war nicht zuletzt der Sacco di Roma 1527, als ein Heer zur Selbsthilfe griff, das inmitten einer der reichsten Landschaften Europas von seinem Auftraggeber finanziell im Stich gelassen worden war.³³ Daran hatte sich seither nur insofern etwas geändert, als es zu einer „Verstetigung“ der Heere gekommen war.³⁴ Truppen wurden nicht mehr bloß für einen Feldzug angeworben, sondern über die Bereitstellung von Winterquartieren auf das folgende Jahr vertröstet. „The rise of attritional warfare“, die Verlängerung der Perioden kontinuierlicher Kampfhandlungen sei ein Schlüssel für die „militärische Revolution“ der frühen Neuzeit, hat David Parrott festgestellt.³⁵ Diese „Verstetigung“ eröffnete aber auch die Möglichkeit, die Abrechnung hinauszuzögern, die dringendsten Bedürfnisse der Truppe einstweilen aber mit Kontributionen und Winterquartieren zu befriedigen und einen Großteil der Unterhaltskosten, vielleicht sogar des Solds und der Handgelder, auf das Kriegsgebiet zu überwälzen.³⁶

Winterquartiere im eigenen Land waren natürlich ein Desaster. Gerade weil der Krieg ein „Ermattungskrieg“ war, der kaum Entscheidungsschlachten kannte, war das „praevenire“ Trumpf, die Flucht nach vorne angesagt. Der „territoriale Imperativ“, der Zwang zur Überwälzung der Kosten auf Feindesland wirkte als Impuls für eine Vorwärtsverteidigung: „The need to exact contributions became a strategic

31 Dazu auch Lothar Höbelt, Götterdämmerung der Condottieri. Der Dreißigjährige Krieg, in: Stig Förster, Christian Jansen & Günther Kronenbitter (Hgg.), Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn – u.a. 2010, 127–139.

32 Wolfgang Reinhard, Staatsmacht als Kreditproblem. Zur Struktur und Funktion des frühneuzeitlichen Ämterkaufs, in: Vierteljahrshefte zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 61 (1974), 289–319.

33 Judith Hook, The Sack of Rome: 1527, Basingstoke 2004; James D. Tracy, Emperor Charles V. Impresario of War. Campaign Strategy, International Finance and Domestic Politics, Cambridge 2002, 45ff.

34 Lothar Höbelt, Vom militärischen saisonnier zum miles perpetuus. Staatsbildung und Kriegsführung im ancien régime, in: Thomas Kölnberger & Ilja Steffelbauer (Hgg.), Krieg in der europäischen Neuzeit, Wien 2010, 58–79, hier: 63; Gotthard, Einführung, 199, verwendet das Begriffspaar „Verstetigung und Verstaatlichung“ dann schon für die Periode der „stehenden Heere“ nach 1648.

35 Parrott, Business of War, 76.

36 In seinem klassischen Beitrag hat Moriz Ritter, Das Kontributionssystem Wallensteins, in: Historische Zeitschrift 90 (1903), 193–249 auf den schlechenden Übergang hingewiesen: Ging es zuerst bloß um den Unterhalt der Soldaten, wurde bald auch der fällige Sold aus den besetzten Gebieten herausgepresst; Gotthard, Einführung, 191ff.

„Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“

necessity.“³⁷ Das Fehlen der ausgebauten Festungsgürtel späterer Zeiten erleichterte eine solche Strategie. Selten genug wurden Truppen aus der Heimat versorgt, am ehesten noch entlang der Elbe, wo die Kaiserlichen zumindest ab und zu Proviant den Fluss hinab schickten. Dann kamen die Kosten der Heeresversorgung immerhin der heimischen Wirtschaft zugute, wie es später vielleicht auch während der Türkenkriege³⁸ der Fall war (oder damals schon bei den Holländern, die über eine unerreicht effiziente Landwirtschaft verfügten und ihre Kriege über die Besteuerung des städtischen Konsums finanzierten). Eine Armee durch Fuhren über Land versorgen zu wollen galt hingegen als „vergebens ausgelegte uncosten“.³⁹

Die schwedische Armee operierte weitgehend ohne Rücksicht auf irgendwelche Verbindungslien. Sie verschwand oft wochen- und monatelang vom Radarschirm ihrer Stockholmer Herren und Meister. Nach dem Prager Frieden von 1635 genoss sie überdies den Vorteil, überall im Reich nach Herzenslust „brandschatzen“ zu können.⁴⁰ Sprich: Die Schweden konnten – weit mehr als die Kaiserlichen, die darüber mit den Reichständen erst langwierig verhandeln mussten – logistischen Überlegungen Priorität einräumen vor politischen Rücksichten. Für sie galt über weite Strecken tatsächlich: „Die Versorgungslage dirigierte die Heeresströme.“⁴¹ Hielt man sich im Zeitalter Moltkes (und der Eisenbahnen) an die Devise, das Ziel der Operationen bestehe im Unschädlichmachen der gegnerischen Armee, nicht in der bloßen Okkupation von feindlichem Territorium, so lautete die Regel im 17. Jahrhundert, ohne die Verfügung über ausreichend viel Land lasse sich auch keine Armee unterhalten. Den skeptischen Kurfürsten suchte der Kaiser diese Rationale noch auf dem Regensburger Tag im Sommer 1630 zu verdeutlichen: Es sei doch zweifelsohne „besser, den kriegh dem feindt haimb zu schickhen als denselben auf deß Heiligen Reichs aigenthumb zu führen.“⁴²

Wallensteins zweiter, noch viel dramatischerer Sturz wiederum ist wesentlich darauf zurückzuführen, dass er trotz Lützen und Steinau 1632/33 den kaiserlichen Erblanden diese Belastung beide Male nicht ersparen konnte oder wollte.⁴³ Dieser Verstoß gegen die Interessen seines Herrn wurde 1633 nicht zuletzt durch einen Zielkonflikt hervorgerufen, zwischen der Offensive gegen Sachsen und Brandenburg und der Unterstützung Bayerns (inzwischen aber auch – was für Wallenstein fatal

37 John A. Lynn, How War Fed War. The Tax of Violence and Contributions during the Grand Siecle, in: *Journal of Modern History* 65 (1993), 286–310; ders., Recalculating French Army Growth during the Grand Siecle, in: *French Historical Studies* 18 (1994), 881–906.

38 Zur Logistik viele Hinweise bei Ferenc Toth (Hg.), *Journal des campagnes du duc Charles V de Lorraine*, Paris 2017, umso wertvoller, weil die Alten Feldakten für diesen Zeitraum nicht mehr erhalten sind.

39 SOA Děčín, Familienarchiv Gallas 359, Ferdinand III. an Gallas, 13.4.1638; zu den prohibitiven Kosten eines Transports von der Donau zum Neckar bzw. Rhein vgl. Höbelt, Nördlingen bis Jankau, 109f.

40 Lothar Höbelt, Von Nördlingen bis Jankau. Kaiserliche Strategie und Kriegsführung 1634–1645 (= Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums, Bd. 22), Wien 2016, 205; Parrott, *Business of War*, 131.

41 Gotthard, Einführung, 168.

42 Kaiserliche Replik auf das Gutachten der Kurfürsten (1.8.1630), zitiert bei Brockmann, Kaiseramt und Konfession, 427. Zwar machten sich den Vorteil eines auszuländernden Glacis vor den eigenen Erblanden auch noch Österreich ab 1704 in Bayern oder Preußen ab 1756 in Sachsen zunutze, aber im Zeitalter der Magazinversorgung ging die Bedeutung dieses Faktors allmählich zurück.

43 Schon 1626 war es deshalb zu einer Krise zwischen Wallenstein und seinen Auftraggebern gekommen; vgl. Golo Mann, *Wallenstein*, Frankfurt/M. 1971, 324ff.; Schmidt, *Apokalypse*, 290.

war – der spanischen Operationen in Süddeutschland).⁴⁴ Konnte man schon keine Winterquartiere im feindlichen Gebiet beziehen, so griff man im Zweifelsfall auf das Territorium unglücklicher „Neutraler“ zurück – ein Status, der im Reichsrecht zumindest nach Ansicht des Kaisers nicht vorgesehen war. Jeder Reichsstand war zu Beitragsleistungen verpflichtet. Sonst konnte leicht eine Situation entstehen, wo ein Neutraler ein größeres Hindernis für die eigene Kriegsführung darstellte als ein offener Gegner.⁴⁵ Die Gegenseite erwies sich in dieser Beziehung natürlich als genauso wenig zimperlich: Ein gutes Beispiel dafür stellt die abgelegene Grafschaft Ostfriesland dar, die immer wieder als Ausweichquartier benutzt wurde, 1623 von Mansfeld, 1637 dann von den Hessen.

Diese Manöver hatten ein Potential zur Ausweitung des Krieges: War es doch vorteilhaft, seine Zelte in einer Region aufzuschlagen, die vom Kriege bisher verschont worden war. Eine gewisse abschreckende Wirkung vermochten da allenfalls zeitgemäße Stadtbefestigungen auszuüben. Einer Stadt wie Hamburg, so der Reichsvizekanzler Kurz 1638, könne man bestenfalls mit der Drohung beikommen, den Bürgern ihre „Lusthäuser“ im Umland niederzubrennen.⁴⁶

IV. Die Abdankung der Armeen: Der Offenbarungseid

Doch der Offenbarungseid ließ sich durch Kontributionen und Winterquartiere nur hinauszögern. Irgendwann einmal wurde der aufgelaufene Sold fällig. Die Soldaten mochten dahinsterben, die Regimentsinhaber waren zäher oder hatten zähe Erben, die ihre Ansprüche geltend machten. Im Idealfall ließen sich diese kumulierten Abrechnungen und Abfindungen aus der Beute bezahlen: Bekannt sind die Landschenkungen für kaiserliche Truppenführer nach der Schlacht am Weißen Berg (Buquoy, Marradas, Wallenstein), in noch größerem Umfang – zumindest was die militärischen Nutznießer betrifft – dann nach dem Fall Wallensteins 1634. Durch die Verurteilung des geheimnisvollen Friedländers (und seines Gefolgsmannes Trcka) ersparte sich der Kaiser nicht bloß die Summen, die er ihm schuldete, sondern zog Güter im Wert von rund vierzehn Millionen Gulden ein, die er prompt benützte, um sich mit großzügigen Dotationen und Abschlagszahlungen der Loyalität der Unterbefehlshaber zu versichern.⁴⁷ Stellvertretend für diese Spezies von Kriegsgewinnern steht in Schillers Drama der (in Wirklichkeit damals noch gar nicht gefürstete) Ottavio Piccolomini,⁴⁸ in der Realität in erster Linie der Generalleutnant Matthias Gallas,⁴⁹ aber auch viele Kriegsunternehmer der zweiten Reihe (z. B. Butler, Bredow, Leslie oder Colloredo), deren Familien für Generationen ein hochherrschaftliches

⁴⁴ Höbelt, Weltmacht und „Weltgeist“, 58f.

⁴⁵ Vgl. die Kommentare Gallas' bei Höbelt, Nördlingen bis Jankau, 207.

⁴⁶ HHStA, Friedensakten 43a, fol. 79, Kurz an Gallas, 30.11.1638.

⁴⁷ Mann, Wallenstein, 969f.

⁴⁸ Thomas Barker, Generalleutnant Ottavio Fürst Piccolomini. Zur Korrektur eines ungerechten historischen Urteils, in: Österreichische Osthefte 22 (1980), 322–369.

⁴⁹ Robert Rebitsch, Matthias Gallas (1588–1647). Generalleutnant des Kaisers zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Münster 2006.

„Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“

Domizil in der „Bohemia felix“ bezogen (die nach Wallensteins Tod bald aufhörte, felix zu sein).

Am Ende des Krieges war unweigerlich die große Abrechnung angesagt. Die Truppe – und das hieß in erster Linie die Stäbe – konnten es sich nicht leisten, einfach heimzugehen und an den Pflug zurückzukehren. Bertold Brecht hat in seiner „Mutter Courage“ den Krieg durchaus treffend als Geschäft beschrieben, der einer kapitalistischen Logik folgt (auch wenn moderne Inszenierungen diese Logik gekonnt zu verbergen wissen). Kapitalismus ist als ein Wirtschaftssystem definiert, das auf Kreditexpansion beruht. Alle waren verschuldet – und hatten offene Forderungen. Wer eine Armee abdanken wollte, brauchte deshalb viel Geld (oder Geldes Wert). Daraus ergab sich das Dilemma, das hinter unserem Paradoxon von der kriegsverlängernden Wirkung der finanziellen Misere stand: Wer sich schon den Krieg nicht mehr leisten konnte, die Fortschreibung des Krieges durch Umwälzung der Kosten auf das Umland, der konnte sich den Frieden noch weniger leisten, wenn dieser Mechanismus wegfiel und all die offenen Rechnungen präsentiert wurden, die sich im Laufe der Jahre angesammelt hatten. Um es mit Brecht zu sagen: „Wenn der Krieg dann erst floriert, ist er auch zäh; dann schrecken die Leut zurück vorm Frieden, wie die Würfler vorm Aufhören, weil dann müssens zählen, was sie verloren haben.“ Oder mit einer der führenden Expertinnen: „So teuer es gewesen war, die Rüstungen zu bezahlen, um einen Feldzug zu beginnen, noch viel höhere Kosten entstanden jeweils dann, wenn der Krieg abgeschlossen war.“⁵⁰

Wer die Forderungen seiner Armee in einem solchen kritischen Moment nicht zumindest ansatzweise befriedigen konnte, der riskierte nicht bloß den Streik der Tarifpartner, Aufkündigung des Gehorsams und Meuterei. Allen gegenwärtig war da noch das Beispiel der „spanischen Furie“, der Plünderung Antwerpens nach dem Staatsbankrott von 1575, der bei der meuternden Armee zu Erscheinungen führte, die Geoffrey Parker einmal mit den Soldatenräten der Jahre 1917/18 verglichen hat.⁵¹ Schlimmer noch: In letzter Konsequenz drohte in solchen Fällen schlicht und einfach der Seitenwechsel der Armee. Macchiavelli hatte nicht zufällig immer schon vor der Untreue der Condottieri gewarnt.

Nun hätte dieser gegenseitige Vertrauensbruch natürlich nicht geschadet, wenn er erst nach erfolgtem Friedensschluss erfolgt wäre. In der Regel war die Truppe jedoch äußerst hellhörig, wenn es um Friedensschalmeien ging, die sie ihrer Friedensdividende berauben sollten. Um wiederum Brechts Mutter Courage zu zitieren: „Ich halte nix von Friedensglocken im Moment. Ich seh nicht, wie sie den Sold auszahlen wolln, wo im Rückstand ist.“⁵² Die Armee stellte ihre Forderungen rechtzeitig, solange ihr Verhandlungspotential noch in die Waagschale fiel. Dem späten Wallenstein wird oft sein Streben nach einem Frieden zugutegehalten. Diese Aussicht war für

50 Bertolt Brecht, Mutter Courage und ihre Kinder. Eine Chronik aus dem Dreißigjährigen Krieg, Frankfurt/M. 1963, 8 (1. Szene); Antje Oschmann, Der Nürnberger Exekutionstag 1649–1650. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 17), Münster 1991, 45.

51 Geoffrey Parker, The Dutch Revolt, London 1977, 172.

52 Brecht, Mutter Courage 80 (8. Szene).

sein Offizierskorps jedoch äußerst bedenklich. Der Pilsener Revers, den seine Obristen unterschrieben, war in dieser Beziehung eine adäquate Antwort auf potentiell bedrohliche Entwicklungen. Dieses oft als Vorbereitung zur Meuterei, ja als „quasi offiziell angekündigter Militärputsch“ verstandene Dokument richtete sich gegen den potentiellen Vertragsbruch des Arbeitgebers, als erster Schritt in einem Ringen der „Tarifpartner“.⁵³ Wallenstein versuchte dieses Misstrauen gekonnt auf den Kaiser umzulenken. Der Kaiser mußte dieses Lizit überbieten, indem er die Spitze des Unmuts der unbefriedigten Gläubiger gegen den Generalissimus selbst wendete.

Auch in der königlich schwedischen Armee waren ähnliche Situationen immer wieder an der Tagesordnung: Wenig mehr als ein Jahr nach dem Fall Wallensteins, im August 1635, nahmen die Obristen der schwedischen Armee den durchreisenden Reichskanzler Oxenstierna beinahe als Geisel, um eine Garantie der Krone zu erpressen, die allerdings auch den zweiten Aspekt der Amnestie umfasste: Schweden dürfe seine Getreuen nicht der Rache der Kaiserlichen ausliefern. Bemerkenswert war zumindest eine Zeitlang die gewerkschaftliche Solidarität, mit der diese Forderungen vertreten wurden. Nur vereinzelte Obristen ließen sich individuell von den Kaiserlichen abwerben, das Gros verhandelte geschlossen – nach beiden Seiten. Letztendlich erwiesen sich die kaiserlichen Angebote doch als zu knausrig, ja der Kaiser sparte am falschen Platz, weil er die Kosten der Abfindung der Schweden am liebsten auf Sachsen und die deutschen Protestanten abgewälzt hätte.⁵⁴

Die Abwerbung der schwedischen Obristen en detail aber scheiterte am Mangel der Winterquartiere, die einem Regiment zugestanden werden mussten, das sich bereit erklärte, die Seiten zu wechseln. Der Krieg in Deutschland – der jetzt in erster Linie ein Ringen zwischen dem Kaiser und der Krone Schweden war, geführt von zwei Konsortien von Kriegsunternehmern – ging deshalb in eine weitere Runde. Nach dem Tode Banérs 1641 folgte dann noch ein weiteres Moment der letzten Spannung, ergab sich abermals eine Chance für die Kaiserlichen, die schwedische Armee – oder zumindest große Teile von ihr – abzuwerben und auf die eigene Seite herüberzubringen. In einem groß angelegten Manöver wollte der Kaiser einen Teil seiner Armeen dann gleich an die spanischen Vetter weiterverkaufen. Mehrere Monate standen die Dinge auf des Messers Schneide. Der neue schwedische Oberbefehlshaber Torstensson und Adler Salvius als schwedischer Vertreter in Hamburg mussten ihren privaten Kredit strapazieren, um die unruhige Armee bei Laune zu halten.⁵⁵

Schweden benötigte zum Contentment seiner Armee große Summen, wenn es seine neu erworbene Position im Kreise der Großmächte erhalten wollte. Nur eine nach dem Muster „gute Freunde, strenge Rechnung“ ordnungsgemäß abgefondene „Soldateska“ wäre bereit, einem allfälligen neuerlichen Ruf Schwedens zu folgen. Der sächsische Kurfürst brachte es später einmal auf den Punkt, wenn er folgerte,

53 Georg Schmidt, *Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, München 2018, 445; Mann, Wallenstein, 855ff.; Höbelt, Weltmacht und „Weltgeist“, 58f.

54 Höbelt, Nördlingen bis Jankau, 68ff., 100; Michael Roberts, Oxenstierna in Germany, 1633–1636, in: *Scandia* 48 (1982), 61–105; Ernst Dürbeck, Kursachsen und die Durchführung des Prager Friedens 1635, Leipzig 1908.

55 Per Sörensson, Krisen vid de Svenska Armeerna i Tyskland efter Baners död (Maj–November 1641), Stockholm 1931; S. Lundgren, Johan Adler Salvius, Lund 1945, 198ff.; Höbelt, Nördlingen bis Jankau, 295ff.

„Der Krieg geht weiter, weil niemand ihn sich leisten konnte.“

das Ziel bestehe darin, sich das Triple A auf dem Söldnermarkt zu sichern, so daß die Offiziere „dermaßen affection gegen die schwedischen ministri bey sich behielten, daß zu allen stunden und momenten sie zu ihrem dienst wieder fertig bleiben.“⁵⁶ Die berühmten 50 Tonnen Gold, die für die schwedische Armee im Rahmen des Westfälischen Friedens abfielen, scheinen diese Funktion auch erfüllt zu haben. Als Karl X. Gustav wenige Jahre später zu seinem Feldzug gegen Polen aufbrach, brauchte er sich um mangelnden Zulauf keine Sorgen zu machen.⁵⁷ Die Kaiserlichen wiederum versuchten zwar einen Teil der Armee zu behalten – die von Johannes Burkhardt sogenannten „stehengebliebenen“ Heere⁵⁸ –, die Kosten dafür aber womöglich auf Ungarn abzuwälzen und überschüssige Regimenter unter der Hand an die Spanier abzugeben.⁵⁹

Es gab freilich vereinzelt auch Beispiele dafür, wie das Prinzip: „Gute Freunde, strenge Rechnung“ – schon vorher zwar nicht dem Krieg, aber einem Feldzug, oder besser: einem marodierenden Heerhaufen ein Ende setzte. Ein Katalysator der Ausbreitung des Krieges in den ersten Jahren war der Graf Ernst von Mansfeld, ein „konfessionelles Chamäleon“ und „lebendiges Hindernis auf dem Weg zum Frieden“, der von ursprünglich kaiserlichen, dann spanischen in savoyische, dann böhmisch-ständische, pfälzische und schließlich „staatische“ (niederländische) Dienste wechselte und dabei kreuz und quer durch das Reich zog, von Pilsen über die Pfalz nach Sedan, um sich dann über Belgien in die Niederlande durchzuschlagen. Er fand schließlich Ende 1623 Zuflucht in Ostfriesland, das bereits seit langem über eine niederländische Garnison in Emden verfügte. Den Holländern war die Nachbarschaft der unruhigen Geister unbequem. Sie sorgten deshalb für eine ordnungsgemäße Abdankung der Mansfeld'schen Armee.⁶⁰ 1624 war – auch wenn das vielleicht nicht unbedingt im Sinne der Holländer war – nicht zuletzt deshalb das Jahr, wo der „teutsche Krieg“ nahezu komplett ruhte.

Holland – so schien es – konnte sich nicht bloß den Krieg, sondern auch den Frieden leisten. Doch selbst in Holland gab es eine Demobilisierungskrise, eine Situation, wo man die Geister, die man gerufen hatte, so schnell nicht mehr loswurde. Dieser Konflikt verband sich mit diversen innenpolitischen Bruchlinien, mit dem Gegensatz von Amsterdamer „Regenten“ und dem Haus Oranien, der sich bei Bedarf auch noch religiös aufladen ließ. Die Armee sollte nach 1648 auf 30.000 Mann reduziert werden. Das Haupt der Militärpartei aber war der oranische Statthalter, der 1650 zu einem Manöver ansetzte, das einem Militärputsch verdächtig ähnlichte.

56 HHStA, Friedensakten 56c, fol. 24, Johann Georg I. an Ferdinand III., 26.5.1648; vgl. auch Theodor Lorentzen, Die Schwedische Armee im 30jährigen Krieg und ihre Abdankung, Leipzig 1894; Oschmann, Exekutionstag, 42f.

57 Glete, War and the State, 208; Parrott, Business of War, 245, 255; Claes-Göran Isacson, Karl X. Gustavs Krig. Fältogen in Polen, Tyskland, Baltikum, Danmark och Sverigen 1655–1660, Lund 2004.

58 Johannes Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg (= edition suhrkamp, Neue Folge Bd. 542), Frankfurt am Main 1992, 216.

59 Philipp Hoyos, Die kaiserliche Armee 1648–1650, in: Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien 7, Wien 1976, 169–232; Höbelt, Ferdinand III., 294f.

60 Walter Krüssmann, Ernst von Mansfeld (1580–1626). Grafensohn, Söldnerführer, Kriegsunternehmer gegen Habsburg im Dreißigjährigen Krieg, Berlin 2010, 94, 485, 515; vgl. dagegen das Beispiel der von Sachsen-Altenburg ursprünglich für Spanien (!) geworbenen Truppen in der Anfangsphase des Krieges, die über Sachsen-Weimar ihren Weg zum „tollen Halberstädter“ fanden. Schmidt, Apokalypse, 236f.

Nur sein plötzlicher Tod ein paar Monate später bewahrte die Niederlande vor einer nachhaltigen Verfassungskrise.⁶¹

V. Resümee

Es stimmt: Kriege kann man sich nie wirklich leisten. Aber selten war das Missverständnis zwischen den finanziellen Ressourcen und den Ansprüchen des Militärs so groß wie während des Dreißigjährigen Krieges, oder besser noch während des „deutschen Krieges“. Die Armeen erreichten eine Größe, wie danach lange nicht mehr: Wallenstein und Gustav Adolf verfügten zeitweise über mehr als 100.000 Mann – eine solche Anzahl versammelten die Kaiserlichen erst fast ein Jahrhundert später wieder unter ihren Fahnen, die Schweden überhaupt nie mehr. Und dabei handelte es sich nicht um eine punktuelle, einmalige Kraftanstrengung. Zwischen beiden Dimensionen – Größe und Dauer – besteht ein gewisser Zusammenhang. Der Krieg dauerte nicht zuletzt so lange, weil die Armeen so groß, zu groß waren. John Lynn hat diese Dialektik der logistischen Überforderung eine Drehung weiterverfolgt: Erst der nochmalige Quantensprung auf Heeresstärken in der Höhe von 300-400.000 Mann im Laufe des „Vierzigjährigen Krieges“ ab 1672 habe in Frankreich dann die absolute Notwendigkeit bewiesen, zu einer geregelten Versorgung überzugehen. „Such agonies of war became the birth pangs of the modern state.“⁶²

Es stimmt, die wirklichen Großmächte gehorchten auch schon während des Dreißigjährigen Krieges einer anderen Logik. Das Dilemma der Schweden und der Kaiserlichen bestand darin, dass ihr überdimensionierter Militärapparat sie zu einer Vorwärtsverteidigung zwang, die einer Eskalation des Krieges Vorschub leistete. Diese Dynamik fand ihre Entsprechung auch in einem anderen Teil Europas, auf dem „Balkan“, an der Grenze zum Osmanischen Reich. Hier war Kleinkrieg an der Tagesordnung, nicht bloß weil die Grenzen seit der Implosion des Königreich Ungarns nach der Schlacht bei Mohacs nie genau festgelegt worden waren, sondern weil diese unsichere Grenze von Grenztruppen bewacht wurde, die nicht ausreichend bezahlt wurden und sich deshalb auf Kosten der Gegner – oder der Zivilisten im Machtbereich des Gegners – schadlos hielten – und die Grenze damit erst recht unsicher machten.⁶³ Ein kaiserlicher Staatsmann hat deshalb 1698, kurioserweise gerade in dem Zeitpunkt, als die Grenzen zum ersten Mal stabil zu werden begannen, auch philosophiert, im Interesse des Friedens wäre es am besten, zwischen den beiden Reichen einen komplett entvölkerten Landstrich zu schaffen, quasi eine Politik der verbrannten Erde im gegenseitigen Einvernehmen.⁶⁴

61 Herbert H. Rowen, The Revolution That Wasn't: The Coup d'Etat of 1650 in Holland, in: Craig E. Harline (Hg.), *The Rhyme and Reason of Politics in Early Modern Europe. Collected Essays of Herbert H. Rowen*, Dordrecht 1992, 63–81.

62 Lynn, *How War Fed War*, 287, 308.

63 Vgl. dazu jüngst die exzellente und detaillierte Arbeit von James D. Tracy, *Balkan Wars. Habsburg Croatia, Ottoman Bosnia and Venetian Dalmatia, 1499–1617*, Lanham 2016.

64 HHStA; Turcica 165, fol. 155v., 157v., Konferenz vom 17. August 1698 (Kinsky); John Stoye, *Marsigli's Europe 1680–1730. The Life and Times of Luigi Ferdinando Marsigli, Soldier and Virtuoso*, New Haven 1994, 167–214.

Vom Dreißigjährigen Krieg zum dauerhaften Frieden: Friedenssicherung als Problem der Reichspolitik in den 1640er und 1650er Jahren

von Anuschka Tischer

Die Unterzeichnung des Westfälischen Friedens am 24. Oktober 1648 wird in der Regel als der erfolgreiche Endpunkt eines langen Friedensprozesses betrachtet. Dieses Urteil ist natürlich grundsätzlich richtig: Formal beendete der Westfälische Frieden den Dreißigjährigen Krieg, und aus der historischen Retrospektive ist offensichtlich, dass die Konflikte, welche diesen Krieg ausgelöst und rund zwei Generationen lang am Leben gehalten hatten, in einen langfristigen Frieden überführt wurden.¹ Aus der zeitgenössischen Perspektive war dies allerdings zunächst weniger gewiss. Europa blieb unruhig, und die anderen Auseinandersetzungen drohten die Konflikte im Heiligen Römischen Reich immer wieder zu entfachen. Überhaupt bestanden berechtigte Zweifel daran, dass die Kriegsparteien, die sich zum Frieden verpflichtet hatten, tatsächlich ausreichend bereit dazu waren. Der Friede war ein langer Prozess, der über seinen Abschluss hinaus andauerte. Die Instrumentarien, welche ihn zum Erfolg machten, und die langfristigen Bemühungen, um ihn zu abzusichern, sollen im Folgenden in den Blick genommen werden.

Der Westfälische Friede und seine Umsetzung

Das Procedere der Unterzeichnung der Verträge lässt bereits erkennen, dass der Friede kein sorgfältig inszenierter, triumphaler Höhepunkt war.² Die Verhandlungen

1 Die Literatur zum Dreißigjährigen Krieg ist durch das vierhundertjährige Gedenken seines Ausbruchs enorm angewachsen. Für die europäische Perspektive sind nach wie vor einschlägig: Peter H. Wilson, *Europe's Tragedy. A New History of the Thirty Years War*, London – New York u.a. 2010; Christoph Kampmann, *Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Geschichte eines europäischen Konflikts*, Stuttgart 2013. – Zum Westfälischen Frieden ist trotz des überholten Forschungsstandes die Studie von Fritz Dickmann aufgrund des breiten Themenpektrums ein Standardwerk: *Der Westfälische Frieden*, Münster 1998. Daneben ist die Monographie von Derek Croxton insbesondere für die politisch-diplomatische und die internationale Dimension heranzuziehen: *Westphalia. The Last Christian Peace*, Basingstoke 2013. Als knappe Darstellungen siehe Siegrid Westphal, *Der Westfälische Frieden*, München 2015; Konrad Repgen, *Die Hauptprobleme der Westfälischen Friedensverhandlungen von 1648 und ihre Lösungen*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 62 (1999), 399–438; Anuschka Tischer, *Westfälischer Frieden*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit* 14, Hg. von Friedrich Jaeger, Stuttgart/Weimar 2011, 1020–1029; Maria-Elisabeth Brunert, *Der Westfälische Frieden 1648 – eine Friedensordnung für das Reich und Europa*, in: Peter Geiss/Peter Arnold Heuser (Hg.), *Friedensordnungen in geschichtswissenschaftlicher und geschichtsdidaktischer Perspektive* (= *Wissenschaft und Lehrerbildung* 2), Göttingen 2017, 69–95. Sowie zu verschiedenen Einzelaspekten: Derek Croxton/Anuschka Tischer, *The Peace of Westphalia. A Historical Dictionary*, Westport – London 2002.

2 Der 24. und 25. Oktober 1648 sind durch die Editionsserie *Acta Pacis Westphalicae* (APW) gut erschlossen. Siehe darin unter anderem das Diarium des Bischofs von Osnabrück, Franz Wilhelm von Wartenberg, der für den Kurfürsten von Köln verhandelte, in: Joachim Förster (Bearb.), Serie III (Protokolle, Verhandlungsakten, Diarien, Varia), Abt. C (Diarien), Bd. 3,2, Münster 1988, 1169f., und in: Helmut Lahrkamp (Bearb.), Abt. D (Varia), Bd. 1: *Stadt münsterische Akten und Vermischtes*, Münster 1964, 232f.; das Diarium des kaiserlichen

zwischen dem Heiligen Römischen Reich und Frankreich bzw. Schweden, die sich in den rund 60 km voneinander entfernten Städten Münster und Osnabrück über vier Jahre hinweg gezogen hatten, mündeten in zwei Verträgen, die durch die Unterzeichnungen in Münster zu einem gemeinsamen Frieden zusammengekoppelt wurden.³ Dieser Akt spiegelte nochmals die ganze Komplexität der Verhandlungen wider, die damit ihr Ende fanden: Die Überprüfung der Vertragstexte, die Unterschriften, das Siegeln und die Kommunikation der zahlreichen Beteiligten zogen sich bei Kälte und Regen über verschiedene Orte in Münster verteilt den ganzen Tag hin. Es gab keinen gemeinsamen Verhandlungsort des Westfälischen Friedens, und es gab nicht den einen gemeinsamen Moment des Friedensschlusses. Nicht von ungefähr hat der Westfälische Frieden keine eigene Ikonographie. Das oft gezeigte Bild von Gerard ter Borch stellt die Beschwörung des spanisch-niederländischen Friedens fünf Monate zuvor dar, eines Separatfriedens.⁴ Der angestrebte Universalfrieden kam in Westfalen nicht zustande, was den Westfälischen Frieden – den ‚deutschen Frieden‘ – von Anfang an prekär machte.⁵

Die Unterzeichnung des gesamten Westfälischen Friedens dauerte fast sieben Stunden. Um acht Uhr abends wurden die ersten Salutschüsse abgefeuert, aber die letzten Formalitäten endeten erst gegen Mitternacht. Noch kurz vor dem Friedensschluss war nicht klar, ob es wirklich so weit kommen würde.⁶ Als der lange Akt endlich vollzogen war, waren die Akteure in Münster offensichtlich erschöpft. Nichts deutet auf spontane Freudenausbrüche hin.⁷

Gesandten Isaak Volmar, in: Joachim Förster/Roswitha Philippe (Bearb.), III C, Bd. 2, Münster 1984, 1159f.; das Diarium des kaiserlichen Gesandten Johann Maximilian von Lamberg, in: Herta Hageneder (Bearb.), III C, Bd. 4, Münster 1986, 198f.; den Bericht der schwedischen Gesandten vom 25. Oktober 1648, in: Wilhelm Kohl (Bearb., unter Mitarbeit von Paul Nachtsheim), Serie II (Korrespondenzen), Abt. C (Die schwedischen Korrespondenzen), Bd. 4,2, Münster 1994, 748f.; die Berichte der kaiserlichen Gesandten vom 24. und 25. Oktober 1648, in: Dorothee Goetze (Bearb.), II A (Die kaiserlichen Korrespondenzen), Bd. 10, Münster 2015, 265–275.

3 Vgl. dazu Anuschka Tischer, Zwei Verhandlungsorte für einen Frieden: die räumliche Dimension des Friedenskongresses in Münster und Osnabrück (1644–1648), in: Christian Windler (Hg.), Kongressorte der Frühen Neuzeit im europäischen Vergleich, Köln u.a. 2016, 173–187.

4 Zu Münster und Osnabrück als Verhandlungs- und Erinnerungsorten sowie zur Ikonographie der Friedensschlüsse siehe Brunert, Der Westfälische Frieden, 70–75, mit weiterführender Literatur.

5 Beim Gastmahl, das die niederländischen für die spanischen Gesandten nach der Beschwörung des Friedens gaben, wurde unter anderem auf den Universalfrieden („*pro pace communi et universali totius christianitatis*“) und auf den – weiterhin denkbaren – Erfolg der französisch-spanischen Verhandlungen getrunken: Diarium Wartenberg vom 26. Mai 1648, APW III D 1, 230. – Die kaiserlichen Gesandten monierten bei der Vertragsunterzeichnung mit Frankreich weisungsgemäß, dass der französisch-spanische Friede noch nicht zustande gekommen und „*vor dißmal der Teutsche friden absonderlich geschlossen werden möchte*“. Da der Kaiser den Plan eines Friedensschlusses gemeinsam mit Spanien hatte aufgeben müssen, äußerten die kaiserlichen Gesandten, „*das sie verhofften, es darmit dess Teutschen fridens halber seine bestendige richtigkeit haben und alles zu würckhlicher volnziechung gelangen werde, [...]*“; APW II A 10, 269.

6 Der kaiserliche Gesandte Lamberg äußerte noch am Vormittag des 24. Oktober 1648 in einem Schreiben an den Reichsvizekanzler Zweifel daran, ob und wann es zur Unterzeichnung des Friedens kommen werde. Ebd., 265f.

7 Mehrere Gesandte gingen nach ihrem Teil des Friedensschlusses gegen 20 Uhr nach Hause und warteten nicht den allgemeinen Abschluss ab. Siehe dazu den Bericht der kaiserlichen Gesandten an Kaiser Ferdinand III. vom 25. Oktober 1648 (APW II A 10, 269) oder den Eintrag im Diarium Wartenberg vom 24. Oktober 1648 (APW III C 3,2, 1169f.).

Am nächsten Tag, einem Sonntag, wurden bei mittlerweile sonnigem Wetter die weiteren Maßnahmen zur Bekanntmachung des Friedens – unter anderem durch die Publikation mit Trommeln und Trompeten auf den öffentlichen Plätzen der Verhandlungsstädte – sowie zu einem angemessenen Zeremoniell getroffen.⁸ In Münster wurden den ganzen Tag Freudenschüsse abgefeuert, es gab ein einstündiges Läuten, und die Unterhändler gratulierten sich gegenseitig zum Frieden. Ihr Verhalten folgte den üblichen formalen Vorgaben. Erleichterung oder Jubel sind zumindest in den Quellen nicht dokumentiert. Tatsächlich herrschten eher Verwirrung und Improvisation, als hätten sie sich über die gemeinsame Interaktion nach der Unterzeichnung der Verträge noch keine Gedanken gemacht. An dem im Dom veranstalteten Gottesdienst mit *Te Deum* nahmen aufgrund organisatorischer Missverständnisse nicht alle katholischen Unterhändler teil.⁹ Die Akteure in Münster ließen im Oktober 1648 nur verhalten erkennen, dass sie gerade ein Jahrhundertwerk vollendeten. Sie waren erschöpft und zum Teil durchaus unzufrieden mit dem Ergebnis, nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass sie keinen Universalfrieden schlossen.¹⁰ Die tatsächliche Bedeutung des Friedens für die Zukunft ließ sich zu diesem Zeitpunkt nicht wirklich überschauen. Allen war offensichtlich bewusst, dass der Friede zwar unterzeichnet und völkerrechtlich beschlossen, aber dadurch noch nicht in die Realität überführt worden war.¹¹

Unmittelbar nach dem Friedensschluss musste die neue Situation zunächst allgemein bekannt gemacht werden. Militärisch konnte der Krieg frühestens enden, wenn die Armeen vom Frieden in Kenntnis gesetzt worden waren. Die Schweden stellten die Belagerung Prags erst bei der Ankunft der kaiserlichen Armee im November 1648 ein und transportierten noch nach dem Friedensschluss die erbeuteten Kulturgüter ab.¹² Im Februar 1649 wurden in Münster die Ratifikationen ausgetauscht und damit in den Worten des kaiserlichen Gesandten Isaak Volmar „*dem fridenschluß der verbindliche knopff gemacht*“¹³. Nun wurde der Friede in Münster mit einer angemessenen zeremoniellen Inszenierung gefeiert, die unter anderem Gottesdienste, Glo-

8 Siehe dazu die Quellennachweise in Anm. 2. Vgl. auch Brunert, Der Westfälische Frieden, 74f. Die jeweilige Wetterlage laut Diarium Lambregt.

9 Laut Eintrag im Diarium Wartenberg entschuldigte Nassau die Missverständnisse damit, „*dafß alles in der eyl und confusion zuegangen*“ sei; APW III C 3,2, 1170.

10 Vgl. Anm. 5.

11 Zum andauernden Gefühl der Unsicherheit siehe auch verschiedene Beiträge in Benigna von Krusenstjern/Hans Medick (Hgg.), Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, Göttingen 1999.

12 Zu der schwedischen Belagerung Prags im Jahr 1648 siehe umfassend Robert Rebitsch/Jenny Öhman/Jan Kilián, 1648: Kriegsführung und Friedensverhandlungen. Prag und das Ende des Dreißigjährigen Krieges, Innsbruck 2018. Zur Phase nach dem 24. Oktober siehe besonders 237–242 (Jan Kilián), 303 und 318–320 (Jenny Öhman). Vgl. auch Dorothée Goetze, Einleitung, APW II A 10, LXXIV; Antje Oschmann, Der Nürnberger Exekutionstag 1649–1650. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland. (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e.V. 17), Münster 1991, 101–103.

13 Zu den Berichten der kaiserlichen Gesandten über die Ratifikationen siehe APW II A 10, 616–626. Darunter aus einem Bericht Volmars an Trauttmansdorff vom 19. Februar, 625: „*[...], dafß dermahl auff gestrigen tag die commutatio ratificationum glücklich undt woll volnzogen undt damit dem fridenschluß der verbindliche knopff gemacht worden, in hoffnung, es werde daraufhin auch die evacuatio et exauctoratio ebenmäßig ehist ihre richtigkeit erlangen [...].*“

ckenläuten, Salutschüsse, eine katholische Prozession und ein Feuerwerk umfasste.¹⁴ Tatsächlich umgesetzt war er damit aber noch nicht.

Die Hoffnung auf eine rasche Demobilisierung, die Volmar anlässlich der Ratifikationen äußerte, erfüllte sich nach dreißig Jahren nicht so ohne weiteres. Die Friedensverträge waren in Bezug auf die Umsetzung der Bestimmungen unpräzise. Insbesondere die Truppenabzüge und entsprechenden Restituierungen erwiesen sich als schwierig. Während Frankreich keine Geldzahlungen gefordert hatte und seine Truppen zudem in dem weiter andauernden Krieg gegen Spanien einsetzen konnte, war Schweden für seine Abdankungen auf die vertraglich zugesicherte Militärsatisfaktion angewiesen. Der Versuch, die Modalitäten in kaiserlich-schwedischen Gesprächen rasch zu regeln, schlug fehl. Stattdessen erwies sich ein weiterer größerer Kongress als notwendig, der Exekutionstag zu Nürnberg, der im Mai 1649 begann und damit gerade rechtzeitig vor Beginn der Feldzugssaison, welche die ungeklärte Situation noch heikler machte.

In Nürnberg wurde mehr als ein Jahr darüber verhandelt, wie unter anderem die Truppenabzüge und Abdankungen, die Räumung besetzter Gebiete und Plätze sowie als zentrale Voraussetzung die Geldzahlungen des Heiligen Römischen Reiches an Schweden abzulaufen hatten.¹⁵ Im Juni und Juli 1650 unterzeichneten die Vertreter der am Dreißigjährigen Krieg beteiligten Mächte die Vereinbarungen zur Friedensexekution.¹⁶ Erneut fanden zeremonielle Feiern statt, die dieses Mal von einem Friedensmahl gekrönt wurden, das neben zahlreichen erlesenen Mahlzeiten mit Schaugerichten, Springbrunnen, Musik und Feuerwerk kunstvoll inszeniert war. Es gilt als die aufwändigste der Friedensfeiern des Westfälischen Friedens.¹⁷ Nachdem der Frieden nicht nur geschlossen, sondern seine Umsetzung zwei Jahre lang nachverhandelt und er durch immer weiter perfektionierte Repräsentationen affiniert worden war, nahm er nun allmählich deutlichere Gestalt an. Der Nürnberger Dichter Johann Klaj pries die Abkommen von 1650, mit denen der offizielle Truppenabzug eingeläutet wurde, als den „*Geburtstag Deß Friedens*“, weil der Kriegsgott Mars nun ehrenvoll das Reich verlasse und an seiner Stelle der Frieden Einzug halte.¹⁸ Tatsächlich zogen die Truppen bis zum Herbst 1650 aus dem Heiligen Römischen Reich ab, auch wenn die Restituierungen noch weitere Zeit in Anspruch nahmen.¹⁹ Gerade die Präsenz der Streitkräfte bedeutete nicht nur angesichts wechselnder Konjunkturen oder schwelender Konflikte eine andauernde Kriegsgefahr, sondern belastete die be-

14 Siehe die Berichte aus Münster in APW III D 1, 237f.

15 Zum Nürnberger Exekutionstag siehe die umfassende Studie von Oschmann, *Nürnberger Exekutionstag*.

16 Ebd., 400–417.

17 Bernd Roeck, Die Feier des Friedens, in: Heinz Duchhardt (Hg.), *Der Westfälische Friede. Diplomatie - politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte*, München 1998, 633–659, hier 642–644.

18 Johann Klaj, *Geburtstag Deß Friedens / oder rein Reimteutsche Vorbildung / Wie der großmächtigste Kriegs- und Siegs-Fürst MARS auf dem längstbedrängten und höchstbezwängten Deutschland / seinen Abzug genommen / mit Trummeln / Pfeiffen / Trompeten / Heerpaucken / Musketen- und Stückchen-Salven begleitet / hingegen die mit vielmahlbunderttausend feurigen Seufzten gewünschte und nunmehrbetene goldgildene IRENE mit Zincken / Posauen / Flöten / Geigen / Dulcinen / Orgeln / Anziehungen der Glocken / Feyertägen / Freudenmahlen / Feuerwerken / Geldauftreibungen und andern Danckschuldigkeiten begierigst eingebölet und angenommen worden*, Nürnberg (Wolfgang Endter) 1650, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: 65.15 Poet. (2).

19 Oschmann, *Nürnberger Exekutionstag*, 418–446.

troffenen Gebiete weit über den Friedensschluss hinaus durch Quartiernahmen und Übergriffe.²⁰

Doch nicht nur die völkerrechtliche Umsetzung des Friedens zog sich, sondern auch die rechtsrechtliche. Innerhalb von sechs Monaten nach der Ratifikation der Friedensverträge, also noch im Jahr 1649, hätte bereits ein Reichstag stattfinden sollen, der tatsächlich erst 1653 in Regensburg eröffnet wurde.²¹ Damit sollte, wie es der Reichsabschied im Mai 1654 formulierte, der zu Münster und Osnabrück geschlossene Frieden „*gehandhabt und befestigt, alles Mißtrauen gestillett und aufgehebt*“ werden.²² Dies gelang nur teilweise. Der Reichsabschied überführte den Westfälischen Frieden endgültig in das Reichsrecht und erklärte ihn mit Bezug auf die entsprechenden Vereinbarungen in den Friedensverträgen zum Reichsgrundgesetz.²³ Damit war der Westfälische Friede endgültig auf alle rechtlich möglichen Weisen implementiert. Es blieben aber die grundlegenden Probleme einer Verfassungsreform und einer effektiven Sicherheitsstruktur des Reiches, die der Westfälische Friede an den Reichstag verwiesen hatte, der sie aber ebenfalls nicht klären konnte. Ferdinand III. kündigte dafür zwar einen neuen Reichstag für 1656 an,²⁴ den allerdings sowohl er als auch – nach seinem Tod – sein Sohn und Nachfolger Leopold I. hinauszögerten. Erst im Vorfeld neuer Auseinandersetzungen mit dem Osmanischen Reich kam 1663 der nächste Reichstag in Regensburg zustande. Bis dahin tagte in Frankfurt am Main eine Reichsdeputation, die über die dringlichsten Punkte weiter beriet.²⁵ Der zweite Reichstag nach dem Westfälischen Frieden fand dann in einer mittlerweile so weit stabilisierten Situation statt, dass viele Reichsstände endgültig nicht mehr bereit waren, die Fragen der Verfassungsreform respektive Verfassungsbeschwerden, die immer wieder hinausgeschoben worden waren, nochmals aufzuschieben. Der Reichstag löste sich nicht mehr auf und blieb bis zum Ende des Alten Reichs als ein Immerwährender Reichstag bestehen. Der Reichsabschied von 1654 wurde zum letzten, zum sogenannten Jüngsten Reichsabschied. Das Heilige Römische Reich entwickelte damit in der Umsetzung und Weiterführung des Westfälischen Friedens völlig neue Formen und Hand-

20 Siehe z.B. entsprechende Quellen aus Westfalen aus den Jahren 1648 und 1649 in: Horst Conrad/Gunnar Teske (Hg.), *Sterbzeiten. Der Dreißigjährige Krieg im Herzogtum Westfalen. Eine Dokumentation* (= Westfälische Quellen und Archivpublikationen 23), Münster 2000, 430–435.

21 Die Terminierung des Reichstags war in den Westfälischen Friedensverträgen (IPO VIII,3 = IPM § 64) festgelegt. Die Verträge sind im Rahmen der *Acta Pacis Westphalicae* als *Supplementa Electronica 1* ediert: www.pax-westphalica.de/ipmipo/index.html (10. August 2018). Zum Reichstag siehe Andreas Müller, *Der Regensburger Reichstag von 1653/54. Eine Studie zur Entwicklung des Alten Reiches nach dem Westfälischen Frieden* (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 511), Frankfurt a. M. u. a. 1992.

22 Der jüngste Reichsabschied von 1654. Abschied der Römisch Kaiserlichen Majestät und gemeiner Stände, welcher auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahr Christi 1654 aufgerichtet ist (= Quellen zur Neueren Geschichte 32), bearb. von Adolf Laufs, Bern/Frankfurt am Main 1975, 7.

23 „[...] ein ewiges Gesetz und sanctio pragmatica, gleich andern des Heil. Reichs Fundamentalsatz- und Ordnungen [...]“; Ebd., 11 (§ 4). Die gesamte Überführung in das Reichsrecht ebd., 10–12 (§4–6).

24 Ebd., 93 (§192).

25 Matthias Schnettger, *Der Reichsdeputationstag 1655–1663. Kaiser und Stände zwischen Westfälischem Frieden und Immerwährendem Reichstag* (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 24), Münster 1996.

lungsspielräume, ohne dass allerdings alle grundsätzlichen Probleme einer Lösung zugeführt worden wären.²⁶

Konfliktkonstellationen nach 1648

Die Bemühungen um die Umsetzung des Westfälischen Friedens und auch die damit verbundene institutionelle Entwicklung respektive die Weiterentwicklung des Heiligen Römischen Reiches zwischen 1648 und 1663 machen deutlich, dass der Westfälische Frieden mit der Unterzeichnung der Friedensverträge nicht ohne weiteres Wirklichkeit wurde, sondern dass er verfassungsrechtlich und politisch umgesetzt werden musste. Zudem waren weder innerhalb des Heiligen Römischen Reiches noch auf der internationalen Ebene alle Konflikte beigelegt. So blieben verschiedene Formen der Unsicherheit, und es blieb nach drei Jahrzehnten Krieg auch ein Misstrauen, das selbst der Jüngste Reichsabschied 1654 klar benannte. Das Heilige Römische Reich hatte wenig Ruhe, um zu sich selbst zu finden, denn es blieb von anderen Krisenherden umgeben, denen es nicht nur geographisch nah, sondern mit denen es verflochten war.²⁷ Diese Konstellation war fatal angesichts der Tatsache, dass der Dreißigjährige Krieg aufgrund seiner internationalen Verflechtungen von Anfang an und in seinem ganzen Verlauf immer auch ein europäischer Krieg gewesen war.²⁸

Der französisch-spanische Krieg, der 1635 ausgebrochen war, ging nach 1648 weiter.²⁹ Dieser Krieg hatte Frankreich angesichts der symbiotischen Verbindung der

26 Zu den Anfängen des Immerwährenden Reichstages siehe Anton Schindling, *Die Anfänge des Immerwährenden Reichstags zu Regensburg. Ständevertretung und Staatskunst nach dem Westfälischen Frieden* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 143), Mainz 1991. Der Immerwährende Reichstag ist nur unzureichend erforscht. Grundlegend für einen systematischen Überblick ist die Studie von Susanne Friedrich, *Drehscheibe Regensburg. Das Informations- und Kommunikationssystem des Immerwährenden Reichstags um 1700* (= *Colloquia Augustana* 23), Berlin 2007. Für aktuelle Impulse siehe Harriet Rudolph/Astrid von Schlachta (Hg.), *Reichsstadt – Reich – Europa. Neue Perspektiven auf den Immerwährenden Reichstag zu Regensburg (1663–1806)*, Regensburg 2015; Michael Rohrschneider (Hg.), *Der Immerwährende Reichstag im 18. Jahrhundert. Bilanz, Neuansätze und Perspektiven der Forschung*, in: *Zeitenblicke* 11 (2012), Nr. 2: www.zeitenblicke.de/2012/2 (12. August 2018).

27 Zur gesamteuropäischen Situation in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Westfälischen Frieden siehe Klaus Malettke, *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht. 1648/1659–1713/1714* (= *Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen* 3), Paderborn 2012, 273–342.

28 Siehe dazu die in Anm. 1 angeführten Titel von Wilson und Kampmann. Eine Studie zur Rolle Spaniens bereits beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges verfasste in den 1970er Jahren Peter Brightwell, die aufgrund seines plötzlichen Todes nur in Auszügen publiziert wurde: Peter Brightwell, *The Spanish Origins of the Thirty Years' War*, in: *European Studies Review* 9 (1979), 409–431; ders., *Spain and Bohemia: The Decision to Intervene*, in: *European Studies Review* 12 (1982), 117–141; ders., *Spain, Bohemia and Europe, 1619–21* in: *European Studies Review* 12 (1982), 371–399.

29 Zur Historiographie dieses nur unzureichend erforschten Krieges siehe Anuschka Tischer, *Der französisch-spanische Krieg 1635–1659: die Wiederentdeckung eines Wendepunkts der europäischen Geschichte*, in: Heinz Duchhardt (Hg.), *Der Pyrenäenfriede 1659. Vorgesichte, Widerhall, Rezeptionsgeschichte* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz Beihefte 83), Göttingen 2010, 5–22. Zur Phase nach dem Westfälischen Frieden siehe Daniel Séré, *La paix des Pyrénées. Vingt-quatre ans de négociations entre la France et l'Espagne (1635–1659)*, Paris 2007; Anuschka Tischer, *Von Westfalen in die Pyrenäen: französisch-spanische Friedensverhandlungen zwischen 1648 und 1659*, in: Klaus Malettke/Christoph Kampmann (Hg.), *Französisch-deutsche Beziehungen in der neueren Geschichte. Festschrift für Jean Laurent Meyer zum 80.*

spanischen und der kaiserlich-österreichischen Habsburger erst zur Kriegspartei im Dreißigjährigen Krieg gemacht.³⁰ Der Westfälische Frieden beendete diese Symbiose, denn der Kaiser und der König von Frankreich verpflichteten sich, die jeweiligen Feinde des anderen nicht zu unterstützen.³¹ Die Nähe zwischen den Habsburgern aber blieb, und an eine echte Neutralisierung der österreichischen Habsburger war nicht zu denken. Die Gemeinsamkeit wurde 1649 vielmehr durch die Heirat einer Tochter Kaiser Ferdinands III., Maria Anna, mit Philipp IV. von Spanien erneut bekräftigt. Die Bestimmungen des Westfälischen Friedens waren zudem interpretationsfähig, sodass Ferdinand III. tatsächlich nicht sämtliche Unterstützung für Spanien einstellte. Sein Sohn Leopold I. musste bei seiner Kaiserwahl 1658 zusätzlich zu seiner allgemeinen Verpflichtung auf den Westfälischen Frieden die Klausel, die Feinde Frankreichs nicht zu unterstützen, nochmals ausdrücklich bestätigen.³²

Spanien war den gesamten Dreißigjährigen Krieg hindurch aktive Kriegspartei im Reich und insbesondere in der Pfalz gewesen und ließ sich nicht so ohne Weiteres vom deutschen Kriegsschauplatz entfernen, wo es immer noch einzelne Plätze besetzt hielt.³³ Der Kaiser sicherte im Westfälischen Frieden zu, sich für deren Restituation einzusetzen und sich gegebenenfalls gegen seine spanischen Verwandten zu stellen. Insbesondere der Abzug aus der kurpfälzischen Festung Frankenthal geschah nur unter politischem Druck und nach intensiven Verhandlungen. Kaiser und Reich traten dafür die Reichsstadt Besançon ab. Erst im Mai 1652 räumten die spanischen Truppen Frankenthal und zogen sich damit endgültig aus den Gebieten, die sie im Dreißigjährigen Krieg besetzt hatten, zurück.³⁴ Der andauernde französisch-

Geburtstag (= Forschungen zur Geschichte der Neuzeit. Marburger Beiträge 10), Berlin 2007, 83–96. Gut erforscht ist der Kriegsausbruch 1635. Genannt sei nur die völkerrechtliche Analyse von Randall Lesaffer, *Defensive Warfare, Prevention and Hegemony. The Justifications for the Franco-Spanish War of 1635*, in: *Journal of the History of International Law* 8 (2006), 91–123 und 141–179, der auf die zahlreiche ältere Literatur verweist.

30 Siehe dazu Anja Victorine Hartmann, Von Regensburg nach Hamburg. Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem französischen König und dem Kaiser vom Regensburger Vertrag (13. Oktober 1630) bis zum Hamburger Präliminarfrieden (25. Dezember 1641), Münster 1998, 169–262. - Konzise Überblicke über die neuzeitliche Geschichte der habsburgischen Dynastie und ihre internationale Verflechtung bieten mit unterschiedlichen Akzentsetzungen Michael Erbe, *Die Habsburger 1493–1918: eine Dynastie im Reich und in Europa*, Stuttgart 2000; Arno Strohmeyer, *Die Habsburger Reiche 1555–1740. Herrschaft – Gesellschaft – Politik*, Darmstadt 2012. Eine Fülle verschiedener Aspekte der Verflechtung der habsburgischen Zweige beleuchtet der dreibändige Sammelband von José Martínez Millán/Rubén González Cuerva (Hg.), *La dinastía de los Austria. Las relaciones entre la Monarquía Católica y el Imperio* (= Colección La Corte en Europa, Temas 5), Madrid 2011.

31 IPM § 3.

32 Wahlkapitulation Leopolds I., in: Wolfgang Burgdorf (Bearb.), *Die Wahlkapitulationen der römisch-deutschen Könige und Kaiser 1519–1792* (= Quellen zur Geschichte des Heiligen Römischen Reiches 1), München 2015, 186–230, hier 200f.

33 Zur Rolle Spaniens im Dreißigjährigen Krieg siehe neben den Titeln von Brightwell: Anna Egler, *Die Spanier in der linksrheinischen Pfalz 1620–1632. Invasion, Verwaltung, Rekatholisierung* (= Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte 13), Mainz 1971; Hildegard Ernst, *Madrid und Wien 1632–1637. Politik und Finanzen in den Beziehungen zwischen Philipp IV. und Ferdinand II.* (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e.V. 18), Münster 1991.

34 Zur Restitution Frankenthals und der nach 1648 andauernden Unterstützung Ferdinands III. für Spanien siehe Luis Tercero Casado, *Westfalia inconclusa: España y la restitución de Frankenthal (1649–1653)*, in: Millán/Cuerva, *La dinastía de los Austria* Bd. 2, 1387–1420.

spanische Krieg betraf jedoch zugleich den Burgundischen Reichskreis durch den die Spanischen Niederlande ein Teil des Heiligen Römischen Reiches waren.³⁵ Dieser Reichskreis wurde darum vom Westfälischen Frieden ausgenommen, wogegen burgundische Gesandte in Münster sowohl vor als auch nach dem Friedensschluss protestierten.³⁶

Auch der Krieg zwischen Frankreich und Lothringen ging weiter.³⁷ Herzog Karl IV. war weitgehend souverän, hatte aber einzelne lehensrechtliche Verbindungen zu Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich. Die Reichsstände lehnten es ausdrücklich ab, Lothringen als Reichsangelegenheit zu behandeln und den Frieden davon abhängig zu machen. Die Trennung der Konflikte und Interessen Spaniens und Lothringens von denen des Heiligen Römischen Reiches war eine zentrale Voraussetzung für den Westfälischen Frieden.³⁸ Lothringische Truppen blieben allerdings auch nach dem Frieden auf dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches aktiv, wogegen Kaiser und Reich trotz aktiven Bemühens relativ machtlos waren.³⁹

Bis zu dem 1659 geschlossenen Frieden zwischen Frankreich und Spanien, der dann auch Lothringen einschloss, blieb ein erneutes Übergreifen des französisch-spanischen Krieges auf das Heilige Römische Reich also möglich, und in Form von militärischen Aktionen griff er auch tatsächlich weiterhin über. Die Grundidee der Westfälischen Friedensverhandlungen war darum bereits der Universalfrieden gewesen, der Frieden zwischen allen Kriegführenden, der aber an den französisch-spanischen Verhandlungen scheiterte.⁴⁰

Zu dem weiter andauernden Krieg kamen bald neue hinzu, so 1656 der Villmerger-Krieg in der Eidgenossenschaft, der auch die Frankfurter Reichsdeputation beschäftigte.⁴¹ Die Eidgenossenschaft war zwar seit dem Westfälischen Frieden exempt vom Reich, zwischen dem Reich und der Eidgenossenschaft existierten aber weiterhin zahlreiche Verflechtungen. Einzelne eidgenössische Herrschaftsträger, darunter der Fürstbischof von Basel, waren zugleich Reichsfürsten. Der Villmerger-Krieg war zudem ein konfessionell motivierter Krieg, und gerade das war angesichts der konfessionellen Motivlage im gerade beendeten Dreißigjährigen Krieg ein durchaus beun-

35 IPM § 3. Zum Burgundischen Reichskreis siehe Winfried Dotzauer, *Die deutschen Reichskreise (1383–1806): Geschichte und Aktenedition*, Stuttgart 1998, 390–440.

36 Ebd., 426f.

37 Zur Ausgangslage des Konflikts um Lothringen siehe Rainer Babel, *Zwischen Habsburg und Bourbon. Außenpolitik und europäische Stellung Herzog Karls IV. von Lothringen und Bar vom Regierungsantritt bis zum Exil (1624–1634)* (= *Beihefte der Francia* 18), Sigmaringen 1989; Marie-Catherine Vignal Souleyreau, *Richelieu et la Lorraine*, Paris 2004.

38 Siehe z.B. die Beratungen im Fürstenrat Osnabrück im September 1647, in: Maria-Elisabeth Brunert (Bearb.), APW III, Abt. A (Protokolle), Bd. 3 (Die Beratungen des Fürstenrates in Osnabrück), Teilbd. 4, Münster 2006, 322f. Zur Rolle Lothringens in den französisch-spanischen Verhandlungen siehe Anuschka Tischer, *Französische Diplomatie und Diplomaten auf dem Westfälischen Friedenskongress: Außenpolitik unter Richelieu und Mazarin* (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e.V. 29), Münster 1999, 367–374, 397–410; Michael Rohrschneider, *Der gescheiterte Frieden von Münster. Spaniens Ringen mit Frankreich auf dem Westfälischen Friedenskongress (1643–1649)* (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e.V. 30), Münster 2007, 436–439.

39 Müller, *Regensburger Reichstag*, 351–386.

40 Siehe dazu Rohrschneider, *Frieden*.

41 Schnettger, *Reichsdeputationstag*, 108–111.

ruhigernder Faktor. Allerdings konnte der Villmerger-Krieg rasch beigelegt werden. Bereits seit 1655 baute sich allerdings ein weiterer Krieg zwischen den Mächten im Ostseeraum auf, dessen Konfliktlagen bereits 1654 die Frankfurter Reichsdeputation beschäftigten und an dem sukzessive mehrere vormalige Kriegsparteien des Dreißigjährigen Krieges beteiligt waren: Schweden, dessen Könige seit dem Westfälischen Frieden zudem Reichsstände waren, Brandenburg, die Habsburger und Dänemark. Dieser Nordische Krieg dauerte bis 1661.⁴²

Der Friede war im Heiligen Römischen Reich 1648 aber keineswegs nur durch auswärtige Auseinandersetzungen respektive Verflechtungen mit auswärtigen Kriegen und Kriegsparteien bedroht, innerhalb des Reiches waren ebenfalls längst nicht alle Konflikte beigelegt.⁴³ Das Reich war auch nach dem Dreißigjährigen Krieg durchaus weiterhin ein guter Nährboden für Auseinandersetzungen, denn es war nicht nur Konfliktpotential, sondern auch Gewaltbereitschaft vorhanden. So flammte 1651 zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg der Erbfolgestreit um die Herzogtümer Jülich, Kleve und Berg und andere Herrschaftsgebiete wieder auf, der beim Eintreten des Erbfalls 1609 bereits für eine größere Auseinandersetzung vor dem Dreißigjährigen Krieg gesorgt hatte. Dieser Konflikt konnte noch in der Spannungsdekade vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges – zumindest provisorisch – beigelegt und dann den gesamten Krieg hindurch ruhig gehalten werden. Auch 1651 herrschte die Bereitschaft, die Situation nicht eskalieren zu lassen, sodass sie erneut provisorisch beigelegt wurde. Bis zum endgültigen Vertrag von Kleve 1666 schwelte der Konflikt aber weiter.⁴⁴ Die Tatsache, dass auch der nach wie vor auf Reichsgebiet aktive Herzog von Lothringen in den kurzzeitigen ‚Kuhkrieg‘ um Jülich-Kleve-Berg verwickelt war, unterstreicht die latente Bedrohung von verschiedenen Seiten.⁴⁵

Ein neuer Konflikt bahnte sich im Heiligen Römischen Reich zudem um das sogenannte Wildfangrecht an, mit dem der restituierte Kurfürst von der Pfalz Untertanen anderer Landesherren für sich beanspruchte, um die zerstörte und entvölkerte Pfalz zu beleben. Zu den betroffenen Landesherren, die sich dem Kurfürsten von der Pfalz entgegen stellten, gehörte mit dem Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, ausgerechnet der zentrale Akteur einer aktiven Friedens- und Sicherheitspolitik dieser Epoche.⁴⁶ In den 1650er Jahren schwelte der Konflikt. Trotz in-

42 Ebd., 111–141.

43 Die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches in der unmittelbaren Phase nach dem Westfälischen Frieden ist z.T. nicht oder nur durch ältere Publikationen erschlossen. Eine schlüssige Darstellung auf einer umfassenden Forschungsgrundlage fehlt folglich. Siehe für einen Überblick Joachim Whaley, Germany and the Holy Roman Empire. Bd. 2: From the Peace of Westphalia to the Dissolution of the Reich 1648–1806. Oxford 2012, 3–102. Aufgrund seiner Detailfülle immer noch nützlich ist Karl Otmar von Aretin, Das Alte Reich 1648–1806. Bd. 1: Föderalistische oder hierarchische Ordnung (1648–1684), Stuttgart 1997. Einen prägnanten Eindruck vermittelt die thesenfreudige Darstellung von Johannes Burkhardt, Vollendung und Neuorientierung des frühmodernen Reiches. 1648–1763 (= Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, 10. Aufl., 11), Stuttgart 2006, 25–132.

44 Hans Schmidt, Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg (1615–1690) als Gestalt der deutschen und europäischen Politik des 17. Jahrhunderts. Bd. 1 (1615–1658), Düsseldorf 1973, 23–51; Ernst Opgenoorth, Friedrich Wilhelm. Der Groß Kurfürst von Brandenburg. Eine politische Biographie. Erster Teil: 1620–1660, Göttingen u. a. 1971, 210–222.

45 Zum Eingreifen Herzog Karls siehe Müller, Regensburger Reichstag, 353.

46 Aretin, Das Alte Reich, 230f.

tensiver Bemühungen der Reichsgremien, ihn zu verrechtlichen, wurde er erst nach seiner militärischen Eskalation in den 1660er Jahren beigelegt.⁴⁷

Die Vorstellung von der Zeit nach dem Westfälischen Frieden als einer friedlichen Epoche relativiert sich mithin bei genauerer Betrachtung. Als mehrere Reichsstände im Rahmen einer langfristigen Sicherheitspolitik im August 1658 das als (ersten) Rheinbund oder Rheinische Allianz bezeichnete Verteidigungsbündnis schlossen, begründeten sie dies damit, dass auch nach dem Friedensschluss von 1648 und dem Exekutionsrezess von 1650

„die gefehrliche motus im Heiligen Römischen Reich noch nicht allerdings gelegt, sondern einiger ohrten beschwerliche und fast unleidentliche vergewaltigungen vorgangen und verschiedene einquartierung, durchzüg, kriegsexactiones, belägungen und andere, dem krieg anhangende thaedtligkeiten und insolentien vorgemelten friedenschluß und andern heilsahmen Reichssatzungen zugegen wieder unterschiedliche chur-, fürsten und stände des Reichs verübt worden, [...].“⁴⁸

Auch zehn Jahre nach dem Westfälischen Frieden war das Heilige Römische Reich also keineswegs im Frieden angekommen.

Langfristige Perspektiven der Friedens- und Sicherheitspolitik

Aus der Mikroperspektive war der Westfälische Frieden vielleicht weniger eine Zäsur als vielmehr eine Etappe – zweifellos die zentrale Etappe – einer langfristigen Friedens- und Sicherheitspolitik, die vor dem Westfälischen Frieden begann, in ihm gipfelte, aber weiterhin darüber hinausging. Der Dreißigjährige Krieg war von Anfang an keineswegs nur von Eskalation und militärischen Auseinandersetzungen geprägt: Siegrid Westphal hat in einer Überblicksdarstellung zum Westfälischen Frieden 2015 die Perspektive eröffnet, den Dreißigjährigen Krieg auch als eine Zeit zu begreifen, in der immer wieder verhandelt wurde.⁴⁹ Man kann diese Perspektive auf eine Friedens- bzw. Sicherheitspolitik weit vor dem Westfälischen Friedenskongress im Prinzip sogar weiter vor den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges zurückverfolgen. Die Beilegung des Erbfolgestreits um Jülich-Kleve-Berg 1614 oder die um eine konfessionelle Ausgleichspolitik auf Reichsebene bemühten – allerdings noch unzureichend erforschten – Aktivitäten eines Melchior Khlesl sind dafür prägnante Beispiele.⁵⁰

47 Schnettger, Reichsdeputationstag, 221–223.

48 Wilhelm Kohl (Hg.), Akten und Urkunden zur Außenpolitik Christoph Bernhards von Galen (1650–1678) (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLII – Quellen und Forschungen zum Absolutismus in Westfalen 1), Teil 1, Münster 1980, 202.

49 Siehe Anm. 1.

50 Zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges und die unmittelbare Zeit davor siehe Robert Rebitsch (Hg.), 1618. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Wien u.a. 2017.

Im Dreißigjährigen Krieg prallten nicht durchweg gewaltbereite Akteure aufeinander, um schließlich politisch und militärisch vernichtet dem Frieden zustimmen zu müssen. Das unterscheidet die Konfliktdynamik des Dreißigjährigen Krieges zum Beispiel klar von der des Ersten Weltkriegs. Trotz vorhandener Bereitschaft zu Verhandlungen und zur Verrechtlichung gelang es im Dreißigjährigen Krieg aber über einen ungewöhnlich langen Zeitraum hinweg nicht, einen sicheren und stabilen Frieden zu schließen, was dann eben die spezifische Tragik dieses Krieges ausmachte. Am Ende stand aber ein Frieden, der heute als wegweisend und mustergültig gilt. Das unterscheidet den Westfälischen Frieden wiederum von zahlreichen anderen historischen Friedensschlüssen.

Das historische Urteil über den Westfälischen Frieden war und ist, insbesondere in einer langfristigen Perspektive, keineswegs eindeutig.⁵¹ Mit seiner intensiven Erforschung ist er aber in den Fokus nicht nur von Historikern, sondern auch von Politologen und selbst von politischen Akteuren gerückt.⁵² Der Friedensschluss von Münster gilt mittlerweile als ein Erfolgsmodell, sodass nicht zuletzt seine Einzellemente im Hinblick darauf analysiert werden, wie es – auch kontextunabhängig – möglich ist, einen komplexen Krieg in einen Frieden zu überführen und diesen Frieden stabil zu halten. Gerade auch vor dem Hintergrund dieses aktuellen Interesses soll im Folgenden noch ein genauerer Blick darauf geworfen werden, warum der Westfälische Friede zum Erfolg wurde, was also zum Friedensschluss notwendig war, welche Elemente der Verträge ihn zu einem langfristig sicheren Frieden machten und was nach dem Friedensschluss zur weiteren Friedenssicherung unternommen wurde: Dass der Westfälische Frieden ohne eine über ein Jahrzehnt währende Nachbereitung nicht zu dem geworden wäre, was wir heute historisch mit ihm verbinden, ist aus den vorangegangenen Darlegungen ersichtlich geworden.

Der erste wichtige Punkt der Friedensverhandlungen war der, dass tatsächlich alle relevanten Kriegsakteure zu einem Kongress zusammenkamen und verhandelten. Die Verbündeten Frankreich und Schweden ließen sich auch bei unterschiedlicher, mitunter sogar konträrer Interessenlage nicht auseinanderdividieren und konnten so ihr Bündnis nicht nur militärisch, sondern auch politisch nutzen.⁵³ Kaiser Ferdinand III. musste im Hamburger Präliminarvertrag 1641 zugestehen, dass die mit Frank-

51 Zur Rezeption und Erinnerungskultur des Westfälischen Friedens siehe neben den in Anm. 1 aufgeführten Titeln mehrere Beiträge in dem 1998 von Duchhardt hg. Sammelband, *Der Westfälische Friede, zum 350jährigen Jubiläum, das die Friedensrezeption um eine europäische Dimension erweitert hat*.

52 Mit der Diskussion um die Neugestaltung des Staatsystems in den letzten Jahrzehnten hatte das – von Historikern kritisierte – Modell eines bis in die Gegenwart nachwirkenden ‚Westfälischen Systems‘ Konjunktur. Siehe dazu aus historischer Perspektive Heinz Duchhardt, Das »Westfälische System«: Realität und Mythos, in: Hillard von Thiessen/Christian Windler (Hgg.), *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel* (= Externa – Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven 1), Köln u.a. 2010, 393–401. – In jüngster Zeit findet in der politischen bzw. politologischen Rezeption eine verstärkte Konzentration auf die Mikroperspektive des Westfälischen Friedens und seiner Aushandlung statt. Siehe dazu die Rede des damaligen deutschen Außenministers und heutigen Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier zur Eröffnung des 51. Historikertags in Hamburg am 20. September 2016: www.auswaertiges-amt.de/de/newsroom/160920-bm-historikertag/283542 (29. August 2018) oder das Projekt „Ein Westfälischer Friede für den Nahen Osten“ der Körber-Stiftung: www.koerber-stiftung.de/ein-westfaelischer-frieden-fuer-den-nahen-osten (29. August 2018).

53 Zur französischen Kongresspolitik siehe Tischer, *Diplomatie*.

reich und Schweden verbündeten Reichsstände ebenfalls zum Kongress zugelassen wurden.⁵⁴ Auf französisch-schwedischen Druck hin lud der Kaiser schließlich alle Reichsstände zum Westfälischen Friedenskongress ein. Damit zeichnete sich bereits ab, was der Westfälische Frieden dann bestätigte: Der Kaiser musste seinen Anspruch auf die politische Alleinvertretung des Heiligen Römischen Reiches aufgeben. Die Reichsstände unterzeichneten den Westfälischen Frieden zusammen mit dem Kaiser, und in den Friedensverträgen wurde explizit festgeschrieben, dass sie das Recht hatten, über alle Reichsangelegenheiten mit zu entscheiden. Zugleich wurde ihr Recht, Bündnisse zu schließen, ausdrücklich bestätigt.⁵⁵ Diese Instrumentarien sollten wichtige Bausteine der reichsständischen Friedenssicherung in den Jahren nach dem Friedensschluss werden.

Wie aber wurde der Friedensschluss überhaupt erreicht? Das ursprüngliche Friedenskonzept war es, einen Universalfrieden zu schließen, das heißt, die drei großen Kriege, die sich miteinander verflochten hatten – den Niederländischen Unabhängigkeitskrieg (1568–1648), den ‚deutschen‘ Krieg, der zum Dreißigjährigen Krieg wurde, und den französisch-spanischen Krieg (1635–1659) – in einem gemeinsamen Frieden zu beenden. Die Idee war schlüssig, drohte doch jeder offene Krieg andere Konflikte wieder zu entzünden. Umgekehrt hätten die gegenseitigen Garantien, wie sie im Westfälischen Frieden umgesetzt wurden, im Falle des Universalfriedens die Chance eines weitreichenden europäischen Sicherheitssystems geboten. Der Universalfrieden sollte darum auch ein Frieden sein, bei dem die großen Akteure sich nicht als Verlierer, sondern als Gewinner fühlen konnten.⁵⁶ Waren sie trotz aller Kompromisse an dem Gesamtpaket des Vertragswerks ausreichend interessiert, hätten sie seine Stabilität garantiert. Diese Strategie erscheint durchaus plausibel und wurde im Westfälischen Frieden tatsächlich umgesetzt. Der Universalfrieden allerdings scheiterte und mit ihm ein umfassenderes Garantie- und Sicherheitssystem.

Das Scheitern des Universalfriedens machte nicht nur die Erlangung des Westfälischen Friedens komplexer, sondern gerade auch seine Absicherung. Alle Friedenswilligen wurden zunehmend zu Friedensakteuren. Gerade diejenigen, die in dem Krieg bzw. in den verschiedenen Kriegen ohnehin nichts zu gewinnen und viel zu verlieren hatten, wurden federführend. Bei den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden übte eine anwachsende Gruppe von Reichsständen auf alle späteren Vertragsparteien, aber insbesondere auf den Kaiser Druck aus, endlich Frieden zu schließen. Unter diesem Druck musste Ferdinand III. seine Interessen von denen der spanischen Habsburger trennen. Die Reichsstände, die so zusammenarbeiteten,

⁵⁴ Zu den Hamburger Präliminarverhandlungen siehe mit weiterführender Literatur Croxton/Tischer, Dictionary, 120f.

⁵⁵ IPO VIII,2 = IPM § 63.

⁵⁶ Siehe zu entsprechenden Äußerungen des französischen Prinzipalgesandten Henri de Longueville, über welche die kaiserlichen Gesandten am 28. November 1645 an Ferdinand III. berichteten, in: Wilhelm Engels (Bearb.), APW II A, Bd. 2, Münster 1976, 603: „Und hat mir, Volmarn, herr bischoff von Oßnabrugg gestrigen tags vermeldet, neben anderm hete sich besagter herzog [von Longueville; A.T.] gegen dem von Haafslang verlauten lassen, es müeste bey diesem krieg iederman gewinnen. Euer Kaiserliche Mayestät müesten die erbgerechtigkeit im königreich Böheimb uf ein bestendiges zugesprochen, der cron Francreich das Elsäss etc. der cron Schweeden Pommern, dem churfürsten in Bayrn das Landt ob der Enß und dem landgrafen von Hessen Cassel Marburg überlassen werden. Andere interessati weren domini minorum gentium, die müeste man nit vil achten.“

formierten sich jenseits der machtpolitischen Blöcke, aber auch über konfessionelle Grenzen hinweg. Es gelang ihnen, zu einer eigenständigen Größe zu werden, weshalb sie mitunter als Dritte Partei bezeichnet werden.⁵⁷ Allerdings handelte es sich nicht um eine fest definierte Gruppe, sondern eher um eine informelle Kooperation. Diese Kooperation konnte bei allen zu überwindenden Unterschieden grundsätzlich auf den Instrumentarien der Reichsverfassung aufbauen. Die Reichsstände tagten in Münster und Osnabrück so, wie es auf einem Reichstag üblich gewesen wäre, also in den traditionellen Kurien und nach den etablierten Verfahren.⁵⁸ Zur Führungspersönlichkeit der Dritten Partei wurde nicht von ungefähr Johann Philipp von Schönborn, dem als Kurfürst von Mainz seit 1647 und damit zugleich Reichserzkanzler und Reichstagsdirektor wichtige Funktionen im Reichsgefüge zukamen.⁵⁹ Die eingespielten Modi der Reichsverfassung bildeten die Grundlage der erfolgreichen reichsständischen Zusammenarbeit in Westfalen, aber auch nach dem Westfälischen Frieden. In dieser Hinsicht lässt sich das westfälische Modell nur bedingt auf andere Friedensprozesse übertragen.

Der Frieden, der 1648 geschlossen wurde, enthielt dann diverse Instrumentarien, um ihn tatsächlich abzusichern. Er sorgte für ein ausgewogenes konfessionelles Verhältnis, stärkte in der bereits dargelegten Form die Reichsstände, die nun ausdrücklich in alle Entscheidungen über Reichsangelegenheiten einbezogen wurden und ein Bündnisrecht hatten. Zudem wurde der Westfälische Friede durch eine gegenseitige Garantie aller Unterzeichner abgesichert.⁶⁰ Die auswärtigen Mächte Frankreich und Schweden wurden damit zu Garanten der Reichsverfassung. Im Prinzip aber musste jeder Unterzeichner um des Gesamtfriedens willens bereit sein, die Rechte aller zu garantieren, auch die eines Anderskonfessionellen oder vormaligen politischen Gegners.

Entscheidend war, dass der Friedensprozess 1648 nicht endete. Es folgten die eingangs geschilderte stufenweise Umsetzung des Westfälischen Friedens, seine bereits im Friedensvertrag vorgesehene Einbindung in die Reichsverfassung sowie die Weiterentwicklung in den Reichsgremien. Zum Friedensprozess nach 1648 gehörte aber auch eine aktive Bündnispolitik der Reichsstände unter Einbeziehung Schwedens und Frankreichs, nachdem sich abzeichnete, dass der Frieden mit seiner Unterzeichnung, Ratifikation und Implementierung noch nicht tatsächlich abgesichert war. Die reichsständische Bündnispolitik stand nun auf der Basis des Westfälischen Friedens, nicht nur im Hinblick auf das Bündnisrecht der Reichsstände⁶¹, sondern auch

57 Zur Dritten Partei auf dem Westfälischen Friedenskongress siehe Westphal, Westfälische Frieden, 88–91.

58 Zur aktiven Führungsrolle der Reichsstände bilden die Beratungen im Fürstenrat Osnabrück seit Mai 1648 eine gute Quellengrundlage: APW III A 3/5, bearb. v. Maria-Elisabeth Brunert, Münster 2006.

59 Siehe grundsätzlich: Peter Claus Hartmann (Hg.), *Der Mainzer Kurfürst als Reichserzkanzler: Funktionen, Aktivitäten, Ansprüche und Bedeutung des zweiten Mannes im Alten Reich*, Stuttgart 1997. Eine umfassende Biographie zu Schönborn fehlt. Zahlreiche Aspekte sind thematisiert in: Friedhelm Jürgensmeier, Johann Philipp von Schönborn (1605–1673) und die römische Kurie. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts (= *Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte* 28), Mainz 1977.

60 IPO XVII, 5–6 = IPM § 115–116.

61 Dazu noch immer grundlegend: Ernst-Wolfgang Böckenförde, Der Westfälische Frieden und das Bündnisrecht der Reichsstände, in: *Der Staat* 8 (1969), 449–478.

auf die Garantie des Friedens durch Frankreich und Schweden. Die reichsständische Bündnispolitik der 1650er Jahre war zugleich eine konsequente Weiterentwicklung der traditionellen Landfriedenssicherung unter Einbeziehung des Westfälischen Friedens.⁶²

Ab 1651 kam es zu mehreren Bündnisinitiativen. Erfolgreich geschlossen wurden 1651 ein Bündnis zwischen den Kurfürsten vom Mainz, Köln und Trier, 1652 eines zwischen den Herzögen von Braunschweig, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und der Königin von Schweden für Bremen und Verden sowie 1654 ein erneutes der Kurfürsten von Köln und Trier mit dem Bischof von Münster und dem Herzog von Pfalz-Neuburg.⁶³ Der entscheidende Schritt war es aber, als 1658 in Frankfurt am Main zahlreiche Reichsstände, darunter die Kurfürsten von Mainz und Köln, die Herzöge von Braunschweig und von Pfalz-Neuburg sowie der Landgraf von Hessen-Kassel mit Frankreich und Schweden ein großes überkonfessionelles Bündnis im Heiligen Römischen Reich schlossen.⁶⁴ Kurz zuvor hatten die Kurfürsten dem neu gewählten Kaiser Leopold I. bereits eine umfassende Wahlkapitulation abgerungen, in der dieser sich vollumfänglich auf den Westfälischen Frieden verpflichtete und darauf, das Reich in keinen der auswärtigen Kriege und Konflikte zu verwickeln.⁶⁵ Die Reichsstände hatten damit Frieden und Sicherheit im Jahrzehnt nach dem Westfälischen Frieden konsequent in die eigene Hand genommen. Federführend war auch weiterhin Johann Philipp von Schönborn, der diese Rolle bereits innerhalb der Dritten Partei des Westfälischen Friedenskongresses wahrgenommen hatte, deren Grundprinzip durch den Rheinbund konsequent weiter entwickelt wurde.⁶⁶

62 Vgl. auch grundsätzlich Karl Härtner, Sicherheit und Frieden im frühneuzeitlichen alten Reich. Zur Funktion der Reichsverfassung als Sicherheits- und Friedensordnung 1648–1806, in: Zeitschrift für Historische Forschung 30 (2003), 413–431.

63 Zur langfristigen Entwicklung der reichsständischen Bündnispolitik hin zum Rheinbund nach wie vor unverzichtbar ist Erich Joachim, Die Entwicklung des Rheinbundes vom Jahre 1658. Acht Jahre reichsständischer Politik. 1651–1658, Leipzig 1886. Die Hildesheimer Allianz von 1652 ist innerhalb des Projekts „Europäische Friedensverträge der Vormoderne Online“ des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte in Mainz dokumentiert: <http://www.ieg-friedensverträge.de/treaty/1652%20II%2014%20Allianz%20von%20Hildesheim/t-604-1-de.html?h=1> (29. August 2018).

64 Der Rheinbund ist nur unzureichend erforscht, insbesondere seine Entwicklung nach 1658. Siehe neben dem in Anm. 63 zitierten Titel von Joachim: Anton Schindling, Der erste Rheinbund und das Reich, in: Volker Press (Hg.), Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit, (= Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 23), München 1995, 123–129; Roman Schnur, Der Rheinbund von 1658 in der deutschen Verfassungsgeschichte (= Rheinisches Archiv 47), Bonn 1955; Margarete Hintereicher, Der Rheinbund von 1658 und die französische Reichspolitik in einer internen Darstellung des Versailler Außenministeriums des 18. Jahrhunderts, in: Francia 13 (1985), 247–270.

65 Vgl. Anm. 32.

66 Die genaue Rolle Schönborns im Rheinbund muss noch erforscht werden, u.a. im Hinblick auf die anderen Bündnispartner und Schönborns umfangreiches Mitarbeiternetzwerk. Siehe zu seiner Friedenspolitik nach dem Westfälischen Frieden: Heinz Duchhardt, Der Kurfürst von Mainz als Europäischer Vermittler. Projekte und Aktivitäten Johann Philipp von Schönborn in den Jahrzehnten nach dem Westfälischen Frieden, in: Studien zur Friedensvermittlung in der Frühen Neuzeit (= Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft 6), Wiesbaden 1979, 1–22; Franz Brendle, Die Rolle Johann Philipp von Schönborn (1605–1673) bei der Umsetzung des Westfälischen Friedens, dem jüngsten Reichsabschied und der Einrichtung des Immerwährenden Reichstages. Ein Beitrag zur Reichspolitik des Mainzer Kurfürsten, in: Peter Claus Hartmann (Hg.), Die Mainzer Kurfürsten des Hauses Schönborn als Reichserzkanzler und Landesherren, Frankfurt a. M. 2002, 65–82.

Der Rheinbund konnte die Strukturen des Frankfurter Deputationstages nutzen. In Frankfurt wurde ein politisches Ratsgremium des Rheinbunds installiert, in Hildesheim ein Kriegsrat. Damit mündete die informelle reichsständische Sicherheitspolitik in den Beginn einer vom Kaiser unabhängigen reichsständischen Regierung. Diese Idee war keineswegs neu, sondern hatte Vorbilder in den Reichsregimentern des 16. Jahrhunderts.⁶⁷ Wie diese scheiterte allerdings langfristig auch der Rheinbund mit seinen Institutionen an unterschiedlichen Interessen. Die auswärtigen Konflikte, welche für das gemeinschaftliche reichsständische Handeln den entsprechenden Druck aufgebaut hatten, wurden bis 1661 sukzessive beigelegt. Die gemeinsame reichsständische Opposition ließ sich nicht in eine konstruktive dauerhafte Zusammenarbeit überführen. Eine ständische Balance zum Kaiser war dann ab 1663 der Immerwährende Reichstag, auch wenn Leopold I. mit ihm umzugehen verstand.⁶⁸

Unter den Vorzeichen der Expansionspolitik Ludwigs XIV. änderte sich auch die Reichspolitik. Die reichsständische Politik und insbesondere der Rheinbund von 1658 sind lange nur unter diesem Aspekt und damit als ein Scheitern beurteilt worden. Der Versuch, den Westfälischen Frieden hin zu einer eigenen reichsständischen Politik auszubauen, scheiterte tatsächlich. Man muss die reichsständische Politik aber im größeren Kontext der Friedenssicherung von der Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges her sehen: Ohne die aktive eigenständige reichsständische Politik wäre der Westfälische Frieden kaum in dieser Form geschlossen worden. Die konsequente Fortsetzung dieser Politik nach dem Friedensschluss sorgte dann dafür, dass aus dem Friedensschluss tatsächlich ein Friede wurde und der Westfälische Frieden sich zu dem entwickelte, was wir heute damit verbinden.

⁶⁷ Für einen vergleichenden Überblick der Idee des Reichsregiments und ihrer praktischen Umsetzung siehe Heinz Angermeier, Das Reichsregiment in der deutschen Geschichte, in: Ders., Das alte Reich in der deutschen Geschichte, München 1991, 283–294; ders., Die Reichsregimenter und ihre Staatsidee, in: Ebd., 295–340.

⁶⁸ Zum Immerwährenden Reichstag vgl. Anm. 26.

Waffentechnik und Waffenentwicklung im Dreißigjährigen Krieg anhand der Bestände der Burg Forchtenstein¹

von Franz Felberbauer

Ein historischer Rückblick

Palatin Nikolaus Graf Esterházy (1583–1645)², der Stammvater der fürstlichen Linie, erwarb am 1. Mai 1622 von Kaiser Ferdinand II. um 400.000 Gulden pfandweise die um 1300 erbaute Burg Forchtenstein³ und die Herrschaften Eisenstadt und Forchtenstein. Im Übergabeinventar, dem „Inventarium arcis Frakno“ – Frakno ist der ungarische Name der Burg Forchtenstein – vom 4. Februar 1622 findet sich bereits eine „Rüsst Cammer oder Zeugheußl“. Dieses erste Inventar gibt einen recht guten Überblick über die militärische Ausrüstung einer noch mittelalterlichen Burg am Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Diese wurde von Palatin Nikolaus zu einer neuzeitlichen Festung ausgebaut, wobei Waffen und Munition im Zeughaus mengenmäßig aufgestockt wurden. Auf der Basis der seit 1622 bis 1868 intermittierend geführten Inventarlisten erfolgte die wissenschaftliche Aufarbeitung und teilweise die empirische Erprobung der umfangreichen Bestände des Zeughauses der Burg Forchtenstein. Der Bestand an vollzähligen Kanonen reicht von mehreren Falkonetts aus der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert bis zu einer Batterie von elf Feldlafetten aus dem Dreißigjährigen Krieg, darunter das einzige komplett erhaltene schwere Feldgeschütz aus dieser Periode mit dem Baujahr 1630/32. Es ist an Hand der Zeughausbestände möglich, mit Hilfe ausgewählter Objekte die Entwicklung der Bautechnik der Kanonen während des Dreißigjährigen Krieges zu demonstrieren. Dazu gibt es Bestände an Munition und Zubehör, die in Europa sonst nirgends mehr vorhanden sind. Die Vorräte an roh vorgearbeiteten Pistolen- und Gewehrkolben, Radnaben für Geschützräder, zahlreichen fertig geschmiedeten Musketenläufen sowie Geräten zur Pulverherstellung weisen auf die Arsenalfunktion der Burg hin. Der größte bekannte Bestand an Glashandgranaten wird durch Gusseisenhandgranaten und wenige ganz seltene Tonhandgranaten ergänzt.

1 Diese Arbeit beruht auf einer zehnjährigen Forschungstätigkeit des Autors im Zeughaus der Burg Forchtenstein mit seinen umfangreichen und bisher kaum bearbeiteten Beständen aus dem 17. Jahrhundert.

2 Zu seiner Person kurz Johann Christoph Allmayer-Beck, Esterházy von Galántha, Nikolaus, in: Neue Deutsche Biographie 4 (Berlin 1959), 661f.

3 Zu dieser spätmittelalterlichen Burg in nördlichen Burgenland vgl. Jakob Michael Perschy (Hg.), Bollwerk Forchtenstein. Burg Forchtenstein, 15. Mai bis 31. Oktober 1993 (= Katalog der Burgenländischen Landesausstellung 1993. Burgenländische Forschungen, Sonderband 11), Eisenstadt 1993; sowie Stefan Körner/Manfred Horvath, Burg Forchtenstein. Tresor der Fürsten Esterházy, Wien 2009.

Die Blankwaffen⁴

Eine wesentliche Veränderung in der Herstellung und im Gebrauch von Seitenwaffen und Stangenwaffen scheint im Dreißigjährigen Krieg nicht eingetreten zu sein. Die Pike, eine nahezu 6 m lange und mit einer Spitze versehene Stangenwaffe, blieb die sehr billige Hauptbewaffnung der mit einer leichten Rüstung gepanzerten Pikeniere. Die Pike war eine effektive Waffe im Kampf gegen Reiter und leitete sich aus den langen Spießen der Schweizer Gewalthaufen ab. Die Pikeniere mussten in tief gestaffelten Formationen kämpfen und wurden im Laufe des 16. Jahrhunderts durch Feuerwaffenträger ergänzt. In Spanien ordnete man die Musketenschützen an den Ecken und Rändern des Gewalthaufens an, der in der Regel 50 Mann breit und 30 Mann tief war und als Spanisches Viereck oder „Tercio“ die Urform des Regiments bildete. Pikenträger machten am Anfang der großen Auseinandersetzung über 50% der Infanterie aus. Im Laufe des Dreißigjährigen Krieges wurde ihre Zahl gegenüber den Musketieren immer geringer, bis sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts, zuletzt in Russland, aufgegeben wurden.

Neben Pike oder Muskete hatte fast jeder Söldner Blankwaffen bei sich. Einen Dolch führten alle, auch die Reiterei. Das massive und schwere Schwert des Mittelalters wurde durch den wesentlich leichteren und besser zu führenden Degen bzw. das Rapier ersetzt. Hellebarden und Streitäxte blieben weiter im Stand. Erstere wurden letztlich zur Bewaffnung der Unteroffiziere, die Reiter hingegen führten oft noch die mittelalterliche Streitaxt. Über die Verteilung der Waffenwirkung der Blankwaffen gibt es wenige Angaben. Die Fachleute der Schlachtfeldarchäologie vermeinen an den Skeletten von Wittstock und Lützen Auseinandersetzungen zwischen Infanterie und Reitern feststellen zu können, weil Letztere auf den Gebrauch von Hiebwaffen angewiesen waren, nachdem sie in der Regel eine ihrer beiden Pistolen auf kürzeste Distanz abgefeuert hatten.⁵ Ob Musketiere wirklich mit ihren Stoßdegen aufeinander losgingen, ist eine offene Frage. Vom 17. bis ins 20. Jahrhundert scheint die Infanterie den Nahkampf eher vermieden zu haben. Man wich aus, wenn man konnte, und kämpfte nur in bestimmten unvermeidbaren Situationen mit der blanken Waffe. Dazu gehörten der Sturm durch eine Bresche und der Häuser- und Straßenkampf.

4 Allgemein zu Blankwaffen und deren Geschichte vgl. Heribert Seitz, Blankwaffen: ein waffenhistorisches Handbuch. Geschichte und Typenentwicklung im europäischen Kulturbereich, Band 2: Vom 16. bis 19. Jahrhundert, Braunschweig 1968.

5 Hiezu vgl. den Ausstellungsband 1636 – Ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg. Hg. von Sabine Eickhoff und Franz Schopper, Berlin 2012, vor allem den Beitrag von Bettina Jungklaus/Hans Günter König/ Joachim Wahl, Die toten Soldaten, 152–158; und allgemein zur Schlachtfeldarchäologie Thomas Brock/Arne Homann, Schlachtfeldarchäologie. Auf den Spuren des Krieges (= Sonderheft 2/2011 der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“), Stuttgart 2011; ein guter zusammenfassender Überblick von Arne Homann, Trümmer, Gräber, Schlachtfelder – Ein Blick auf die Archäologie des Dreißigjährigen Krieges, in: Birgit Emich/Dirk Niefanger/Dominik Sauerer/Georg Seiderer (Hg.), Wallenstein. Mensch – Mythos – Memoria (= Historische Forschungen, Band 117), Berlin 2018, 67–95.

Die Handfeuerwaffen⁶

Vom Ende des 16. bis etwa zum letzten Drittel des 17. Jahrhunderts waren drei Typen von militärischen Handfeuerwaffen im Gebrauch:

- die Luntenmuskete mit einem Kaliber zwischen 17,6 und 19,5 mm,
- die leichtere und kürzere Radschloss-Arkebuse, hauptsächlich eine Reiterwaffe, die ein kleineres Kaliber als die Muskete besitzt, und
- die Pistole, eine reine Reiterwaffe mit Radschloss, deren Kaliber zwischen 9 mm und 14 mm schwankte.⁷

Während des Dreißigjährigen Krieges änderte sich an dem Kalibersystem der Handfeuerwaffen nur wenig. Eine Vereinheitlichung, wie sie bei den Kanonen die Reformen von Kaiser Maximilian I. und Kaiser Karl V. und der Zwang des Krieges selbst erbrachten, gab es bei den Handfeuerwaffen nicht. Die großen Produktionsstätten wie Augsburg, Amsterdam, Nürnberg oder Ferlach fertigten nach ihren jeweiligen Standards. Die maximale Annäherung an eine gleichartige Ausrüstung geschah über die Regimentsinhaber, die die Waffen für ihr Regiment beschafften und wenigstens dabei auf gleiche Kugelkaliber achteten.



Abbildung 1

Ein Problem während des ganzen Krieges war der Mangel an teurem Blei. Aus der Schlachtfeldarchäologie ist bekannt, dass man Steinchen und Keramikstücke in die Kugelzangen (Abb. 1) einlegte und mit Blei umgoss. Bei Nördlingen schossen die

⁶ Zur Entwicklung der Waffen vgl. umfassend Franz Felberbauer, Waffentechnik I, Band 1: Rohrwaffen, Lenkwaffen und Flugkörper, Ballistik, Zielen und Richten (= Truppendiffizienz Taschenbücher), Wien 2. neu bearbeitete Auflage 2007, im taktischen Kontext vor allem 100–106 und 110–117 und zu den Feuerwaffen 310–326.

⁷ Zur Bewaffnung und Ausrüstung der kaiserlichen Völker siehe Johann Christoph Allmayer-Beck/Erich Lessing, Die kaiserlichen Kriegsvölker. Von Maximilian I. bis Prinz Eugen 1479–1718. München 1978, 125–164, bes. 161–164; und auch Johann Christoph Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, Wien. Saal I: Von den Anfängen des stehenden Heeres bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, Salzburg 1982, bes. 33–50.

schwedischen Soldaten mit in Kugelmühlen hergestellten Steinkugeln.⁸ Im Zeughaus der Burg Forchtenstein finden sich riesige Mengen an Kugeln aus Glas mit einem Durchmesser von 17,5 mm bzw. 15,4 mm. Sie scheinen ihre Entstehung der wohlfeilen Herstellung in den fürstlichen Waldglashütten zu verdanken. Auch war dies eine innovative Lösung, um dem Mangel an teurem Blei auszuweichen. Die Glaskugeln wurden offenbar geschliffen und weisen nur geringe Durchmesserabweichungen auf. Die Kugeln mit 17,5 mm Durchmesser waren wohl für die Musketen bestimmt. Die Glaskugeln erreichten bei gleicher Treibpulverladung wegen ihres geringeren Spiels eine höhere Mündungsgeschwindigkeit als Bleikugeln und sie waren damit bei den damaligen recht geringen Schussweiten durchaus wirksam. Beide Glaskugeltypen konnten natürlich auch in Kartätschen gefüllt werden.

Die Husaren waren mit Radschloss-Arkebusen oder Radschloss-Karabinern ausgerüstet, zu denen vermutlich die Kugeln mit einem Durchmesser von 15,4 mm gehörten. Der Name Karabiner stammt von dem Karabiner mit Halteseil, der in einen Eisenbügel, das „Reitstangl“, eingehakt wurde, welches parallel zur Waffe angeschraubt war. Falls es nötig wurde, den Säbel zu ziehen oder das Pferd zu dirigieren, konnte der Reiter sein Gewehr daher einfach auslassen, ohne dass dieses zu Boden fiel. Interessanterweise wurden auf Forchtenstein bisher keine Pistolenkugeln gefunden, obwohl die Esterházy Spezialisten für das Aufstellen von Husarenregimentern waren: Im Jahr 2014 wurde beim Aufbrechen einer vermauerten Tür die komplette Ausrüstung eines Husarenregiments, allerdings ohne Waffen, gefunden.

Wie erwähnt, finden sich bei den Handfeuerwaffen in dieser Zeit im Gegensatz zu den Kanonen keine Veränderungen in der Herstellungsmethode. Stapel von roh ausgearbeiteten Pistolen- und Musketenkolben sowie Mengen an einbaufertigen Musketenläufen weisen die Burg als Produktionsstätte aus. Der Lauf wurde aus Flacheisen über einem Dorn geschmiedet, mit einer Längsnaht verschweißt und auf die gewünschte Kalibergröße ausgebohrt. Die Luntensmokete wiegt etwa 7,5 kg und kann nur durch Auflegen auf eine Stützgabel abgefeuert werden. In der engen Formation hantierte jeder Musketier mit einer an beiden Enden brennenden Lunte und offenem Pulver, und die 43 oder mehr Kommandos, die zum Schießen für nötig erachtet wurden, dienten hauptsächlich zur Sicherung der eigenen Einheit gegen Unfälle. Offenbar unter dem Einfluss König Gustav Adolfs fertigte Suhl ab 1632 eine kürzere (140 cm) und leichtere (4,5 kg) Muskete mit 19,7 mm Laufbohrung, die ohne Gabel abgeschossen werden konnte. Amsterdam und die schwedischen Manufakturen fertigten aber weiterhin die schwere (7,5 kg) Muskete mit Stützgabel, die bis zum Kriegsende auch bei den kaiserlichen Truppen im Gebrauch blieb. Schwedische Fußtruppen waren mit Radschloss-Gewehren bewaffnet, vermutlich aus Nürnberger Fertigung, wo das Radschloss erfunden worden war.⁹

8 Kalibertabellen und -abmessungen für Feuerwaffen von 1600 bis 1650 zu finden bei Peter Engerisser, Ausrüstung und Bewaffnung der Armeen des Dreißigjährigen Krieges. URL: <http://www.engerisser.de/Bewaffnung/Kaliber.html> (Zugriff: 7.8.2018).

9 Zur schwedischen Bewaffnung vgl. Richard Brzezinski, Die Armee Gustav Adolfs. Infanterie und Kavallerie, Königswinter 2006, 19–24; sowie ausführlich Marcus Junkelmann, Gustav Adolf (1594–1632). Schwedens Aufstieg zur Großmacht, Regensburg 1993, 208–249.

Der Musketier hatte ein Bandelier mit zehn bis elf gedrechselten Holzbüchsen umgehängt, von denen in Forchtenstein große Mengen vorhanden sind. Jedes enthielt die Pulvermenge für einen Schuss bis auf eines, das mit dem feiner gemahlenen Zündkraut gefüllt war, welches auf die Pfanne des Luntenschlosses gestreut werden musste. In einem Beutel wurden etwa zehn Kugeln mitgeführt, eine Menge, die in der Regel sogar für den Bedarf während einer Schlacht ausreichend war. Die Munitionsversorgung erfolgte über die Depots der jeweiligen Armee. Für den Notfall führten die Musketierrotten eine Kugelzange und Gießlöffel mit (Abb. 1), mit denen man an jedem Lagerfeuer Bleikugeln gießen konnte. Dabei wurden die Gusszapfen nicht entfernt, was für eine weitere Verschlechterung der ohnehin miserablen Außenballistik dieses Geschosses sorgte und fürchterliche Wunden verursachte. Dem schwedischen König wird die Einführung von Papierpatronen zugeschrieben, bei denen Kugel und Pulver in einer Papierrolle abgepackt waren. Dies ermöglichte eine höhere Schussfolge und damit eine Reduktion der Tiefe von schwedischen Infanterieformationen auf nur sechs Musketiere. Allerdings waren Papierpatronen bereits im 16. Jahrhundert bekannt.¹⁰

Die Wirkung der Musketenkugeln

Es gibt weder zeitgemäße Daten über die Leistungen einer Waffe im 17. Jahrhundert, noch wurden Unterlagen zu einer Schießausbildung für die Musketiere gefunden. Das steirische Landeszeughaus in Graz, das über die größte Sammlung von Waffen aus dem 17. Jahrhundert verfügt,¹¹ riskierte es im Jahr 1989, fünfzehn Waffen seines Bestandes einer modernen Beschussprobe in Beschussamt Ferlach zu unterziehen. Im Anschluss führten die Experten mit modernen Messmethoden gemeinsam mit dem Österreichischen Bundesheer auf dem Schießplatz Felidorf Schießversuche mit genauer Messung aller Parameter durch. Die Ergebnisse müssen allerdings unter der Einschränkung betrachtet werden, dass bei den Versuchen die Schützenstreuung ausgeschaltet und modernes Schwarzpulver gleichmäßiger Leistung verwendet wurde. Die Berechnungen der Ergebnisse für die Fläche eines aufrecht stehenden Mannes von 167 cm x 30 cm ergaben auf 100 m Entfernung für die erprobten Musketen eine Treffwahrscheinlichkeit von 50 bis 60% unter Schießplatzbedingungen: kein Wind, fest eingespannte Waffe und optimale Temperatur- und Ladebedingungen. Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg zeigen allerdings, dass dieser auf dem Schießplatz ermittelte Wert im Gefecht mindestens halbiert werden muss. Anders ausgedrückt: treffen unter Schießplatzbedingungen auf 100 Meter von zehn Schüssen fünf, so sind es auf dem Gefechtsfeld nur etwa zwei bis drei, sieben bis acht Kugeln verfehlten das Ziel. Man konnte daher erst bei 30 m Entfernung mit halbwegs sicheren Treffern rechnen. Man rechnete aber gar nicht damit, sondern strebte eine möglichst rasche Schussfolge der ganzen Einheit auf den dicht gedrängt

10 Junkelmann, Gustav Adolf, 213.

11 Vgl. Thomas Höft/Angelo Kaunat, Welt aus Eisen. Waffen und Rüstungen aus dem Zeughaus in Graz, Wien 1998.

heranrückenden Gegner an. Man traf also jemanden, aber sicher nicht den, auf den man – wenn überhaupt – angelegt hatte.

Die Durchschlagsleistung wurde in Felldorf an einem Brustharnisch Augsburger Fertigung aus dem 16. Jahrhundert mit 2,8 bis 3 mm Materialstärke und einer Oberflächenhärte von 290 HB¹² erprobt. Eine Radschloss-Pistole Nürnberger Fertigung aus ca. 1620 durchschlug den Panzer auf 8,5 m Entfernung glatt, die Kugel blieb aber nach dem Durchschlag stecken, ohne die darunter befindliche Stoffauflage zu beschädigen. Der Panzer hätte seinen Träger sicher geschützt.

Beschussversuche, die auf Gelatine- und Seifenblöcke durchgeführt wurden, um das Verwundungsverhalten zu untersuchen, zeigten die wahrhaft furchtbare Wirkung der energiereichen und in der Regel zwei Loth (35,8 g) schweren Bleikugeln auf kürzere und mittlere Entfernung. Bis etwa 100 m wurden derart überdimensionale fürchterliche Wunden geschlagen, dass eine medizinische Versorgung zur damaligen Zeit völlig aussichtslos war. Die Wirkung erhöhte sich noch, wenn der Gusszapfen nicht entfernt worden war. Wurde kein Knochen getroffen, sind derartige Wunden mit den Mitteln der Schlachtfeldarchäologie an Skeletten nicht nachweisbar. Eine Luntenschloss-Muskete mit einer 17,5 mm Kugel erreichte auf 100 m die selbe Auf treffenergie wie ein modernes 5,56 mm Geschoß aus dem österreichischen Sturmgewehr StG 77 (Steyr AUG – Armee-Universal-Gewehr) mit 990 m/s Mündungsgeschwindigkeit!¹³

Die Untersuchungen haben eindeutig ergeben, dass vom Dreißigjährigen Krieg bis weit in das 18. Jahrhundert zwar deutliche Fortschritte in der allgemeinen Waffentechnik, also von der schweren zur leichten Luntenschloss-Muskete, zur Radschloss- und Steinschloss-Muskete stattfanden, die Außenballistik und die Geschosswirkung aber ziemlich gleich und fürchterlich blieb.

Die Geschütze

Grundsätzlich wurde die nach Kalibern geordnete Baureihe der Kanonen nach den Reformen Kaiser Maximilians I. und Kaiser Karls V. mit zwölf Typen im Dreißigjährigen Krieg radikal gelichtet. Waren bei Maximilian der 96-Pfünder und bei Karl der 48-Pfünder neben einer Reihe kleinerer Kaliber die beliebtesten Geschütze, so blieben in der großen Auseinandersetzung des 17. Jahrhunderts nur mehr der 24-Pfünder, die „Singerin“ oder Halbe Karthaune, der 12-Pfünder, die „Quartierschlange“ oder Viertel Karthaune, und die leichte „Falkaune“ mit 8 bzw. 6 Pfund Geschoss-

12 HB: Kurzbezeichnung für eine standardisierte Härtebestimmung nach Brinell. Eine Kugel wird mit immer gleichem Druck in die Metallocberfläche gedrückt und dann der Durchmesser der entstandenen kalottenförmigen Vertiefung gemessen und als Tabellenwert angegeben.

13 Zur Waffenwirkung von damaligen Musketen schreibt auch Junkelmann: „Die Aufhaltekraft einer Musketenkugel war auf kurze Entfernung (unter 100 m) enorm, die Getroffenen müssen sich förmlich überschlagen haben. Dementsprechend verheerend war die Wundwirkung, bei Nahschüssen auf 10 m Distanz wurden, wie Versuche mit Seifenblöcken gezeigt haben, temporäre Wundhöhlen von über 500 cm³ verursacht (bei modernen Infanterieschüssen meist unter 150 cm³).“ Junkelmann, Gustav Adolf, 214.

masse als Feldkanonen übrig.¹⁴ Hauptursache dafür waren die große Unbeweglichkeit der Artillerie und ihr enormer Bedarf an Pferden, Wagen und Bedienungspersonal. Zur Fortbewegung einer einzigen Doppelkarthaune auf ihrem Sattelwagen, einem Geschütz, das 100-pfündige Eisenkugeln schoss, waren 33 Pferde und 17 Pferdeknechte nötig. Für den Transport der dazugehörigen leeren Lafette brauchte man weitere sechs Pferde und drei Knechte. Für eine auf acht Tage bemessene Munitionsausstattung – 240 Stück 100-pfündige Kugeln – benötigte man bei sechsspännigen Wagen 156 Pferde und 78 Rossknechte.

Im Dreißigjährigen Krieg waren die Marschgeschwindigkeit und die Länge der Märsche so angestiegen, dass nur mehr die 24-Pfünder mithalten konnten. Um einen 24-Pfünder einsatzbereit in die Stellung zu bringen, waren aber immer noch 13 Pferde für das ca. 2700 kg schwere Rohr auf einem eigenen Transportwagen, vier Pferde für die leere Lafette, ein vierspänniger Wagen für das Hebezeug (Kran) und die Werkzeuge und drei Wagen mit je fünf Pferden für zweimal je 100 Kugeln und 40 Zentner Pulver erforderlich. In Summe brauchte man daher 41 Pferde, 7 Wagen und 12 Pferdeknechte, nicht gerechnet die Transportmittel für die Geschützbedienung und die Fourage. Die Marschgeschwindigkeit eines solchen Geschützes war derart langsam, dass in der zweiten Hälfte des Krieges schwedische Befehlshaber oft auf das Mitführen der 24-Pfünder verzichteten. Man konnte so zwar schneller marschieren, war aber nicht in der Lage, die Ringmauern selbst veralteter Stadtbefestigungen zu brechen. Feldmarschall Banér erlitt aus diesem Grund bei der Belagerung der sächsischen Bergbaustadt Freiburg eine schwere Niederlage.

Die schweren Geschütze wurden in einer Feldschlacht in der Regel auf Schanzen in Batterien zusammengefasst und entweder seitlich und direkt vor der Schlachtroute postiert. König Gustav Adolf II. verfügte in der Schlacht von Lützen über 20 schwere Feldgeschütze und zusätzlich über 40 leichte Falkonette („Regimentsstücke“) von 2 bis 4 Pfund Geschossmasse. Die schweren Feldgeschütze waren vor der Mitte der schwedischen Schlachtroute in einer großen Batterie zusammengefasst, die Regimentsstücke auf die Regimenter aufgeteilt. Sie sollten deren Angriff unterstützen, leisteten aber auch bei der Abwehr kaiserlicher Reiterangriffe vorzügliche Dienste. Bei Lützen fiel General Pappenheim, bei Ingolstadt General Tilly diesen leichten Kanonen zum Opfer.

Wallenstein errichtete in Lützen mit seinen 21 schweren Stücken zwei Batterien: eine genau gegenüber der schwedischen und eine größere mit 14 Kanonen seitlich auf dem Windmühlenhügel. Das völlig ebene Schlachtfeld war über lange Perioden von so dichtem Nebel bedeckt, dass Infanterie und Reiterei zur Untätigkeit verurteilt waren. Alleine die Kanonen feuerten ohne Unterlass, und da ihr Schussfeld bis in die hintersten Reihen des Gegners reichte, forderten sie einen hohen Blutzoll in einer der blutigsten Schlachten dieser Zeit. Die zu spät aus Halle auf dem Schlachtfeld

¹⁴ Zur damaligen Artillerie vgl. M. Christian Ortner, Die kaiserliche Artillerie im 17. Jahrhundert, in: Heeresgeschichtliches Museum Wien (Hg.), „Sintflut und Simplicissimus“. Österreich und Polen im 17. Jahrhundert. Symposium 9. November 2012, Wien 2013, 143–156; und weiterhin unverzichtbar Anton Dolleczeck, Geschichte der österreichischen Artillerie von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart, Wien 1887; eine kurze Zusammenfassung des Artilleriewesens im Dreißigjährigen Krieg auch bei Peter Engerisser, Von Kronach nach Nördlingen. Der Dreißigjährige Krieg in Franken, Schwaben und der Oberpfalz 1631–1635, Weißenstadt 2004, 575–591.

eintreffende Infanterie Pappenheims fand in der Nacht nach der Schlacht die kaiserlichen Kanonen in ihrer Stellung verlassen vor, verfügte aber über keine Pferde, um sie nach Leipzig transportieren zu können. Sie wurden zur Beute der Schweden.

Gustav Adolf wird durch die Einführung seiner extra leichten „Lederkanonen“ vielfach als Erfinder des leichten Kanonentyps angesehen. Mehrere leichte Falkonetten in der Burg Forchtenstein beweisen aber, dass dies wohl für den taktischen Einsatz, nicht aber für diese Kanonen an sich zu gelten hat (abgesehen davon, dass ohnehin mehrere Waffenproduzenten die Erfindung der „Lederkanone“ beanspruchen). Zudem wurde von der Forschung bereits herausgearbeitet, dass die schwedischen Lederkanonen ihren letzten großen Einsatz im Jahre 1629 in Polen hatten und auf Reichsboden nicht mehr zum Einsatz kamen.¹⁵

Die Geschütze im Zeughaus von Forchtenstein bieten eine exzellente Demonstration für den Wandel in der Geschützbautechnik im Laufe des Dreißigjährigen Krieges. Dieser Wandel lässt sich durchaus mit der ab Anfang 1942 in der deutschen Rüstungsindustrie vorgenommenen Rationalisierungsmaßnahme „Entfeinerung“ vergleichen, die Fertigungszeit und Herstellungskosten für Panzer, Kanonen und Lastwagen absenken sollte, und es auch in großem Ausmaß tat.¹⁶ Es wurden an allen Bauteilen nur mehr die unbedingt für die Funktion nötigen maschinellen Bearbeitungen vorgenommen und auf alle optischen, nicht funktionell bedingten Maßnahmen, etwa die Entfernung der Guss haut auf Gussstücken, die Bearbeitung von Schweißnähten usw. verzichtet.

Im Geschützbau hatte sich bis zur Wende des 16. auf das 17. Jahrhundert die Wandlafette durchgesetzt. Sie bestand aus zwei massiven hölzernen Bohlen, die durch vier Querriegel zusammengehalten wurden, welche wiederum durch Eisenstreben verstärkt waren. An der Unterseite war die hölzerne Achse eingelassen, an der Oberseite vorne war eine halbrunde Ausnehmung angeordnet, die, mit Flacheisen ausgelegt, den Schildzapfen des Rohres aufnahm. Da der Schwerpunkt des Rohres ganz in der Nähe des Schildzapfens lag, konnte dieses praktisch masselos in der Höhe gerichtet werden. Alle kritischen Stellen der Lafette wurden mit geschmiedeten Eisenteilen verstärkt, die fast immer eine zusätzliche Funktion als „Avanzier- und Retirierhaken“ zum Einhängen der Zugseile erfüllten. Seit Karl. V. hatte sich das „Kalibersystem“ durchgesetzt, in dem sämtliche Abmessungen eines Geschützes als Vielfaches oder Teile des Kalibers, also des Durchmessers der zu verschießenden Kugel angegeben wurden.

Die Rationalisierung bei den Falkonetten

Die Falkonette (Abb. 2) des Freiherrn Carl von Saint Hillier (Inventarisierungsnummer Z 3038/1-2 und Z 3040/1-2) mit Baujahr 1628 stellt ein klassisches Beispiel einer „Friedens-Fertigung“ dar. Das Bronzerohr ist bereits sparsam verziert und nur

15 Dazu Engerisser, Von Kronach nach Nördlingen, 589; und Junkelmann, Gustav Adolf, 221.

16 Zu diesen Rationalisierungsmaßnahmen vgl. Norbert Schausberger, Rüstung in Österreich 1938–1945, Publikation des Österreichischen Institutes für Zeitgeschichte, Band 8, Wien 1970, 89–101.

mit Wappen und Namen des Besitzers sowie dem österreichischen Wappen und den Initialen Kaiser Ferdinands II. versehen. Die eisernen Querbolzen, die die Riegel verstärken, sind mit schön geformten und im unteren Bereich als Sechskant ausgebildeten Hutmuttern verschraubt, die auch die Oberpfannen für die Schildzapfen niederhalten (Abb. 3). Die Verstärkungsplatten an der Außenseite der Lafettenwände sind künstlerisch ausgeführte Schmiedestücke, wie sie auch an einem deutlich älteren, aber undatierten Falkonett (Z 3036/1-2) (Abb. 4) zu sehen sind.

Die beiden Falkonette des Grafen Kéry (Z 3037/1-2 und Z 3039/1-2) stammen wohl aus der späteren Zeit des Konflikts und zeigen die Auswirkung eines 30 Jahre andauernden erbitterten Krieges. Die phantasievollen geschmiedeten Eisenbeschläge sind einfachen, viereckigen Platten gewichen (Abb. 5). Alle Schrauben und Muttern, ganz besonders kostspielige und mühsam herzustellende Bauteile, sind verschwunden und durch geschlitzte Stehbolzen mit Keilen ersetzt, die mit einem Hammerschlag zu öffnen sind und nur zur Sicherung gegen Verlust an kleinen Kettchen hängen. Die Kantenbeschläge der Wandholme sind einfaches unverziertes Bandeisen, dafür ist vor dem Protzriegel ein Behälter für Bereitschaftsmunition eingelassen, sichtlich ebenfalls eine Lehre aus dem langen Krieg (Abb. 6).



Abbildung 2



Abbildung 3



Abbildung 4



Abbildung 5



Abbildung 6

Die schweren Feldgeschütze der Fürsten Esterházy

Die elf schweren im Zeughaus befindlichen Lafetten ohne Rohre mit Baujahren 1631 bis 1633 gehören zu den letzten in Europa erhaltenen kompletten Fahrgestellen aus dem Dreißigjährigen Krieg. Die Zusammensetzung dieser Batterie konnte mit Hilfe der Kaliberrelationen als aus zwei 24-Pfündern, einem 12-Pfünder, zwei 8-Pfündern und sechs 6-Pfündern bestehend bestimmt werden. Diese Kombination scheint in dieser Zeit üblich gewesen zu sein und bestätigt die Ansicht des österreichischen Artillerieexperten Anton Dolleczeck, dass schwere und leichte Geschütze während des Dreißigjährigen Krieges im Verhältnis von 1:2 beschafft und eingesetzt wurden.¹⁷ Der schwedische Feldmarschall Banér eroberte beispielsweise nach der Schlacht bei Wittstock 1636 fünf 24-Pfünder, sieben 8-Pfünder, zwei 6-Pfünder, vier 4-Pfünder und einen 3-Pfünder. Fünf Stück schweren Halben Karthaunen standen daher neun leichten Falkaunen und Regimentsstücke gegenüber.¹⁸

Die zu den Lafetten im Zeughaus gehörigen Rohre wurden im Dezember 1848 auf Anordnung der ungarischen Revolutionsregierung unter Kossuth in das Arsenal Komorn gebracht und vermutlich zum großen Teil eingeschmolzen. Erhalten geblieben sind ein einziges 6-Pfünder Rohr mit Esterházy Wappen (Baujahr 1630) und zwei wunderschöne 8-Pfünder Rohre, gegossen 1608 für Baron Unverzagt, den Herrn von Retz, Ebenfurt und Regelsbrunn. Alle drei Rohre liegen in der Artilleriehalle des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien. Das erst genannte Rohr bildet zusammen mit einer der in Forchtenstein vorhandenen 6-Pfünder Lafetten das letzte komplett erhaltene schwere Feldgeschütz aus dem Dreißigjährigen Krieg (Abb. 7). Nur sein Rohr lässt einen Vergleich mit der Vorkriegsfertigung zu. Die beiden Rohre aus dem Jahre 1608 sind von derart ungewöhnlicher Schönheit, dass sich wohl auch die revolutionären Ungarn nicht dazu entschließen könnten sie einzuschmelzen. Sie dürften von den österreichischen Truppen 1849 zurückerobert worden sein und kamen später aus der kaiserlichen Geschützsammlung in Laxenburg in das Heeresgeschichtliche Museum (HGM).



Abbildung 7

17 Dolleczeck, Geschichte der österreichischen Artillerie, 227–234.

18 Peter Englund, Verwüstung. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Hamburg 2013, 188–191.

Das Rohr aus dem Jahr 1630, gegossen von Jakob Schulthes in Wien, kommt ohne jede Zierde mit Ausnahme des gräflichen Esterházy-Wappens und einer Namensinschrift aus. Bemerkenswert ist, dass Schulthes in seiner offensichtlich privaten Gießerei in Wien in der Lage war, in einem Jahr bei diesem Auftrag über 20 Tonnen Bronze zu verarbeiten.

Für die Lafetten gibt es leider keine Vergleichsobjekte aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg. Die Aquarelle aus dem Zeughaus Kaiser Maximilians bieten keine stichhaltigen Aussagen über die Verwendung von Schrauben. Ein etwa zeitgleicher Holzschnitt aus dem Germanischen Museum in Nürnberg (Abb. 8) zeigt deutlich Keile, während die Friesacher Haubitze, das älteste Geschütz dieser Art in Österreich, Schrauben aufweist.

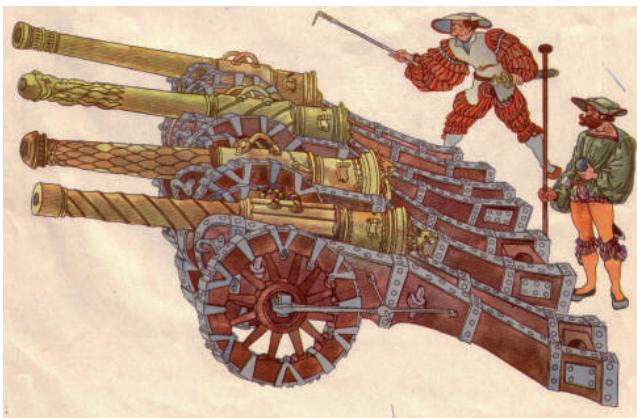


Abbildung 8

Bei den elf Lafetten auf Forchtenstein wurden nur mehr Keilverbindungen verwendet, und auch die Eisenplatten auf der Außenseite der Holme haben eine einfache rechteckige Form. Es gibt keine Schrauben mehr, die Flacheisen an den Kanten der Holme sind zwar noch verziert, es kann sich dabei aber um eine gekonnte Schlagführung beim Breiten der handgeschmiedeten Blechstreifen handeln. Die leichteren 6- und 8-Pfünder und die schwereren 24- und 12-Pfünder unterscheiden sich in der Wandstärke der Holme und besonders in der Ausführung der Räder.

Jedes der vier schweren Räder (Abb. 9), die aus dem Dreißigjährigen Krieg erhalten sind, musste einer Belastung von etwa 2 Tonnen standhalten, wenn das ca. 2500 kg schwere Rohr auf die etwa 1000 kg schwere Lafette aufgelegt war. Das Rad musste mit rauem, steinigem Gelände fertig werden. Durch den Sturz (die Radachse ist leicht nach unten gebogen und das Rad daher oben leicht nach außen und unten leicht nach innen geneigt), wurde zusammen mit der tellerförmigen Ausbildung des Rades erreicht, dass jene Speiche, die gerade die Last trägt, praktisch senkrecht steht. Der Winkel der Speichen zur Nabe entspricht dem Winkel, den die Achse zur Waagrechten einnimmt. Diese höchst ausgeklügelte und sinnreiche Herstellungsart hat sich bis heute unverändert erhalten.

Die Räder wurden aus bestem, lange gelagerten Holz gefertigt. Nabens wurden meist aus dem Holz der Rüster (Bergulme) geschnitten, weil es nicht reißt, auch

wenn zwölf Zapfenlöcher dicht aneinander ausgestemmt werden. Für die Speichen brauchte es vier Jahre lang gelagertes Eichenholz. Die Felgen wurden aus Eschenholz gefertigt; ideal war es, wenn dieses bereits in der nötigen Krümmung gewachsen war. Im Zeughaus lagern noch Naben für sechs Kanonen verschiedener Größe, was vermuten lässt, dass die elf Lafetten vor Ort hergestellt wurden. Das Lafettenrad der Kanonen hat mehrere Radschienen statt eines einzigen Reifens, wie er an leichten Wagenrädern als Ganzes glühend aufgezogen wurde. Dabei musste der Wagner die glühende Radschiene über den Stoß zweier Felgen nageln, die beim Erkalten fest zusammengezogen wurden. Die Stöße der Radschienen wurden bei schweren Rädern dann mit einer an der Innenseite verschmiedeten Binde aus Flacheisen abgesichert.



Abbildung 9

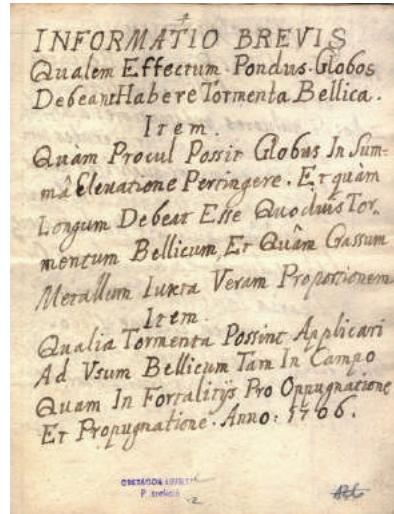


Abbildung 10

Die Wirkungsweise der Kanonen

Im Esterházy Familienarchiv (Ungarisches Staatsarchiv, MNL OL Budapest) wurde ein eigenhändig lateinisch geschriebenes „Artilleriebüchlein“ des Fürsten Paul I. (1635–1712) aus dem Jahr 1706 gefunden (Abb. 10), das die wichtigsten Daten einer Geschützreihe aus dem 16. Jahrhundert vom 96-Pfunder bis zum ½-Pfunder auflistet. Angegeben werden die Kugelmasse, die zum Schuss benötigte Pulvermasse, die Masse des Rohres, die maximale Schussweite, die Kaliberlänge (ausgedrückt durch die Rohrlänge in „Kugeln“) und die Rohrwandstärke beim Zündloch und bei der Mündung. Die letzten beiden Angaben dienten der Sicherheit gegen Zersprünge. Im „Artilleriebüchlein“ sind auch die „wirksamen Reichweiten“ enthalten, die erheblich unter der Höchstschiessweite liegen, und die Angabe, ob dieses Geschütz gegen Mauern wirksam ist oder nicht.

Kanonen verfügten damals nur über zwei Arten von Munition, nämlich Vollkugeln und Kartätschen. Letztere waren hölzerne oder blecherne Büchsen, gefüllt mit

Kugeln, Steinen oder Eisenschrott zur Abwehr von Infanterie. Die Vollkugeln waren aus Gusseisen, für kleinere Kaliber etwa ab 4 cm aus Blei. An diesem teuren Metall wurde oft gespart; Bodenfunde zeigen, dass für Falkonettkugeln gelegentlich ein keramischer Kern mit Blei umgossen wurde. Mit Kanonen wurde nur auf sichtbare Ziele geschossen, wobei die Flughöhe der Kugel unterhalb der Höhe eines Reiters oder Musketiers liegen musste, um über die gesamte Flugbahn wirksam zu sein. Dies ist auch die Schussweite, die Fürst Paul in seinem Büchlein als „wirksam“ angibt. Eleviert (erhebt) man die Kanone, um eine höhere Schussweite zu erzielen, so fliegt die Kugel im mittleren Bereich der Flugbahn über der Mann- oder Reiterhöhe und ist nur nahe der Mündung und vor dem Auftreffen auf dem Boden, also auf zwei wesentlich kürzeren Strecken wirksam. Eine sehr beliebte dritte Schussart war daher das Abprallerschießen, bei dem in flachem Winkel auf harten Boden angehalten wurde, wodurch das Geschoss immer wieder abprallend eine lange tödliche Bahn, womöglich durch mehrere Infanterieformationen, ziehen konnte. Das funktionierte aber nur, wenn das Schussfeld ziemlich eben war. Die Schlussfolgerung daraus ist, dass die Wahl der Feuerstellung, die im Dreißigjährigen Krieg während einer Schlacht kaum verändert werden konnte, wichtiger war als die Zahl der verfügbaren Kanonen.

Die Bekämpfung von nicht sichtbaren Zielen hinter Mauern oder von Zielen, die im direkten Richten nicht zu treffen waren, wie etwa von Annäherungsgräben bei Belagerungen, erfolgte durch Steilfeuergeschütze, nämlich Böller, Mörser oder Haubitzen.

Von den im Zeughaus vorhandenen mehreren kleinen „Böllern“ stammt keiner aus dem Dreißigjährigen Krieg. Der große „Eyerne Böller“ dürfte höchstwahrscheinlich dem 15. Jahrhundert zuzuordnen sein. Es müssen auf Forchtenstein aber wesentlich mehr Böller vorhanden gewesen sein, weil sich unter den reichlich im Zeughaus vorgefundenen Steinkugeln eine größere Anzahl befindet, die nach ihrem Durchmesser nur Böllern oder Haubitzen zugeordnet werden können. Bei beiden Waffen blieb im Heiligen Römischen Reich die alte Kaliberangabe in Stein üblich.

Die Munition der Geschütze

Neben steinernen Vollkugeln, Brandkugeln und Kartätschen wurden schon seit Kaiser Maximilian I. pulvergefüllte Hohlkugeln mit Brennzündern aus Böllern und Haubitzen verschossen, die man damals als Bomben bezeichnete. Nach heutiger Terminologie würde es sich um Granaten mit Zeitzündung handeln. Für alle diese Munitionsarten sind Objekte im Zeughaus vorhanden, wobei daraus einige äußerst seltene Stücke hervorzuheben wären. So gibt es zwei hölzerne Hohlkugeln mit 14,5 cm Durchmesser und etwa 1,5 bis 2 cm Wandstärke (Abb. 11), die – mit einer Brandmasse gefüllt – aus Böllern verschossen werden konnten. Im Heeresgeschichtlichen Museum in Wien gibt zwei derartige 15 cm Böller, ein offenbar häufiges Modell.

Die Berichte von Belagerungen aus dem Dreißigjährigen Krieg zeigen, dass es lange vor Vauban üblich war, sich mit Hilfe von Annäherungsgräben, sogenannten Sappen, gedeckt an die Befestigungen einer Stadt heran zu graben. Im Gegensatz zu den oberirdischen Sappen bezeichneten Minen den unterirdischen Annäherungsweg an eine Befestigung. Um den Bau von Sappen zu verzögern, half nur



Abbildung 11



Abbildung 12

der Beschuss der Tag und Nacht vorgetriebenen Sappenköpfe, d.h. der vordersten Teile der Sappen. Dafür waren Böller wesentlich geeigneter als Kanonen. Die Sappenköpfe waren jene Stellen, an denen die Sappeure versuchten, einen Laufgraben in Richtung der belagerten Stadt zu graben. Sie waren gegen direkten Beschuss aus Kanonen und Musketen durch mit Erde gefüllte, immer wieder neu aufgestellte Schanzkörbe geschützt. Obwohl Bomben die wirksamste (und teuerste) Munition gewesen wären, wurden bis weit in das 19. Jahrhundert die Sappenköpfe von oben mit billigster Schottermunition bekämpft. Gegen einen Steinhagel von oben war der Sappenkopf verwundbar. Nach Unterberger war die Wirkung viel besser und die Streuung geringer, wenn man die Steine vor dem Verschuss in Weidenkörbe packte, weil „die Belagerer in den Aprochen durch continuierliches werffen mit Steinen mehr als mit Stücken und Mußqueten können incommodieret werden“.¹⁹ Man lud die Kammer der Steinmörser mit einer geringen Ladung und setzte dann in den Flug einen „Treibspiegel“ ein, d.h. eine passgenau zugeschnittene Holzscheibe, auf die der schottergefüllte Weidenkorb aufgesetzt wurde. Statt Schotter konnten auch kleinere Vollkugeln aus Gusseisen geladen werden.

Der „Korb-Hagel“ von Forchtenstein, im Katalog der Millenniumsausstellung (Nr. 8675) als Kartätschengeschoss aus dem 16. Jahrhundert bezeichnet, weist eine Bauart auf, bei der der Boden praktischerweise gleich den Treibspiegel bildet. In diesen Fichtenholzboden sind sieben ursprünglich einheitlich 24 cm lange Weidenstäbchen eingelassen, durch Weidengeflecht zu einem Körbchen verbunden und mit Steinen gefüllt (Abb. 12). Der Treibspiegel musste nur auf das genaue Kaliber des Handmörser zugeschnitten werden. Im Zeughaus von Forchtenstein finden sich zahlreiche Exemplare dieser Korb-Hagel mit für einige der vorhandenen Böller passendem Kaliber, sodass man annehmen kann, dass dies eine zur Verteidigung vorgesehene Vorratshaltung war. Die Lage von Forchtenstein dürfte allerdings eine Belagerung nach Vaubanschem Muster ausschließen, sodass die Munition möglicherweise aus anderen Festungen der Fürsten verlagert wurde, als es zur Konzentration des gesamten militärischen Gerätes im Zeughaus zu Forchtenstein kam. Derartige Munition dürfte anderswo kaum erhalten sein und hat höchsten Seltenheitswert.

¹⁹ Leopold von Unterberger, Österreichische Artillerie. Nötige Kenntnisse von dem Geschütz und dessen Gebrauch, Wien 1807.

Die k.k. österreichische Armee hatte bis ins 19. Jahrhundert 60-Pfündige Steinmörser aus Eisen im Geschützpark, die sowohl beim Angriff als auch bei der Verteidigung fester Plätze von Nutzen waren. Als Munition dienten billige Schottersteine, die in Weidenkörbe eingefüllt geladen wurden. Als Angreifer zielte man auf die von oben ungeschützten Verteidiger auf den Basteien, als Verteidiger auf die Sappenköpfe. Die Wurfweite musste auf etwa 100 Klafter (ca. 180 Meter) begrenzt werden, „sonst zerstreuen sich die Steine zu viel“.²⁰

Die Handgranate, eine Erfindung des Dreißigjährigen Krieges

Die „Bomben“ kleiner Mörser fanden als „Handgranaten“ eine für den Dreißigjährigen Krieg charakteristische neue Anwendung.²¹ Der schwedische Stadtkommandant von Regensburg, Lars Kagg, rüstete am 4. Juni 1634 in der belagerten Stadt Soldaten mit diesen kleinen Mörserbomben aus, die mit einer eingesteckten Lunte von Hand gezündet und dann geworfen wurden. So gelang es, mehrere Sturmversuche der kaiserlich-ligistischen Truppen mit hohen Verlusten für die Angreifer abzuwehren. Handgranaten wurden auch bei mehreren Ausfällen der Garnison mit großem Erfolg eingesetzt.²²

Dieser Einsatz einer neuen Waffe, die – wohl einmalig in der Kriegsgeschichte – mit einem genauen Datum versehen werden kann, fand schnell Verbreitung, genauso wie die Vorgangsweise, diesen äußerst riskanten Einsatz durch ein höheres Handgeld zu entlohen. Die Waffengattung der Grenadiere hat somit einen festliegenden Geburtstag. Die neue Waffe wandte sich allerdings schnell gegen ihre Erfinder. Als der schwedische Feldmarschall Torstenson, 1644 vor Wien liegend, versuchte, sich der wohlhabenden aber miserabel befestigten Stadt Brünn mit ihren großen Nahrungsmittelvorräten zu bemächtigen, traf er auf einen tatkräftigen Verteidiger im Dienste des Kaisers. Der Hugenotte de Souches wusste seine spärliche Besatzung durch Bewaffnung der Bürger und Studenten zu verstärken. Die Belagerung zog sich monatelang hin. Als endlich zwei Breschen geschossen und am 15. August 1645 ein Sturmangriff versucht wurde, scheiterte dieser nicht zuletzt an den Handgranaten der Verteidiger. Der schwedischen Armee dürfte die vergebliche Belagerung Brünns 8000 Soldaten gekostet haben.²³

Die ersten Handgranaten waren vermutlich kleine Mörserbomben aus Gusseisen. Sie wurden bald durch eigens gefertigte Handgranaten aus Ton, Glas, Messing, Bronze oder Blei ergänzt, wobei sich die Metall- und die Bleigranaten rasch als zu teuer und viel zu wenig wirksam erwiesen. Im Zeughaus der Burg Forchtenstein befindet sich neben Gusseisen-Handgranaten der größte in Europa bekannte Bestand

20 Unterberger, Österreichische Artillerie, 80.

21 Zur Geschichte der Handgranate vgl. Franz Felberbauer, Die Glas-Handgranaten der Grenadiere der Fürsten Esterhazy im Zeughaus der Burg Forchtenstein, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Historische Waffen- und Kostümkunde 2 (2012), 181–220.

22 Zur Belagerung von Regensburg und zum schwedischen Kommandanten Lars Kagg vgl. Engerisser, Von Kronach nach Nördlingen, 198f. und 258–284.

23 Vgl. dazu den Beitrag von Rebitsch in diesem Band mit Literaturangaben.



Abbildung 13



Abbildung 14

an gläsernen Handgranaten und einige wenige der seltenen Handgranaten aus Ton. (Abb. 13).

Über die Wirkung von Handgranaten gibt es keine brauchbaren zeitgenössischen Quellen. Der bekannte Chirurg Theodor Billroth (1829–1894) beschreibt aber in seinem Buch die fürchterlichen Wunden, die von gläsernen Handgranaten hervorgerufen wurden. Es lag nahe, die tatsächliche Splitterwirkung durch Versuche festzustellen. Es wurden daher sowohl die Glas- als auch die Ton-Handgranaten mit Unterstützung der Esterhazy Privatstiftung nachgebaut und mit Hilfe des Österreichischen Bundesheeres Sprengversuchen unterzogen. Dazu war es nötig, die schon im 17. Jahrhundert eingeführte Zündmethode mittels Brandröhren mit eingepresstem Verzögerungssatz („Brandel“) auf ihre Innenballistik zu untersuchen und an eine moderne elektrische Zündmethode anzupassen. Es fand immer die gleiche Menge von 60 Gramm an feinem Schweizer Schwarzpulver Nr. 4 Verwendung. Während Ton-Handgranaten sowohl im gebrannten als auch im nur getrockneten Zustand bei richtigem Zündereinsatz zwischen 37 und 49 Splitter von stark variierender Größe erzeugten, waren die Splitterfangwände bei den Glas-Handgranaten mit 2000 bis 4000 Einschlägen übersät (Abb. 14). Dieser Versuch gibt einen drastischen Einblick, was passierte, wenn diese Handgranaten in die dichte Masse der Sturmenden vor und in einer Bresche geworfen wurden. Nach zeitgenössischen Kriegsbüchern sollte

deshalb der Einsatz von Glas-Handgranaten auf „Türcken, Tartaren und den Erbfeind“ beschränkt werden.²⁴

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde es üblich, tausende Handgranaten in Festungen zu lagern. Bei der zweiten Türkenbelagerung der Festungsstadt Wien 1683 konnte das kaiserliche Zeughaus 80.000 und das bürgerliche Zeughaus 5000 Handgranaten an die Verteidiger ausgeben, offenbar bei beiden Arsenalen je zur Hälfte aus Glas und Gusseisen. Am 8. August 1683 hatten die Türken den Graben des heftig umkämpften Burgravelins eingenommen und „man befürchtete eine Katastrophe, weil die zur Verteidigung gegen stürmende Abteilungen unentbehrlichen Handgranaten zum größten Theile schon verbraucht waren“.²⁵ Die Verteidigung behalf sich wegen des Mangels an Rohmaterial und aller Fertigungsmöglichkeiten für Glas- oder Gusseisen-Granaten mit der Herstellung von Ton-Handgranaten nach einer Erfindung des Feuerwehr-, Bau- und Brückenmeisters Friedrich Heinrich Baron Kielmannsegg. Die mit nachgemachten Tonhandgranaten durchgeföhrten Sprengversuche ergaben Splitterzahlen zwischen 37 und 41 Stück und damit mehr Splitter, als eine Gusseisen-Handgranate erzeugt haben würde, womit der Nachweis der Wirksamkeit wohl bewiesen sein dürfte.

Sonderwaffen

Not macht erfängerisch, und der Erfindungsreichtum beschränkte sich nicht nur auf die Munition. Feldmarschallleutnant Leopold von Unterberger beschreibt 1807 während der Napoleonischen Kriege die Kombination von Handgranaten mit dem Steinkorb aus der frühen Neuzeit.²⁶ Beim sogenannten „Wachtelwurf“ schlichtete man 40 Handgranaten in einen Steinkorb, bestreute sie zur besseren Zündung mit Mehlpulver, richtete den 60-Pfünder mit 45° Erhöhungswinkel und erreichte mit 1 Pfund 14 Loth Pulver eine Wurfweite von maximal 180 Klafter (340 m). Die Schussweite war durch die Brenndauer der Brandröhren in den Handgranaten begrenzt, die am Boden und nicht in der Luft explodieren sollten. Dies ergab in etwa 800 Splitter im Zielgebiet, also den Wert einer sehr guten Sprenggranate im Ersten Weltkrieg, war aber wesentlich effektiver, weil sich die Handgranaten statistisch gleichmäßiger über die Auf trefffläche verteilten. Im Vergleich zu einer Granate aus einer 7-Pfündigen Haubitze, die nach Funden von Wagram oft nur 10 bis 15 Sprengstücke erzeugte, war ein Wachtelwurf erheblich wirksamer.

Waffen mit Mehrfachwirkung, beispielsweise Orgelgeschütze, waren seit der Zeit Kaiser Maximilians I. im Gebrauch. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges findet sich auch im Zeughaus der Burg Forchtenstein eine „Orgl mit 7 Rehrn“ also ein 7-läufiges Orgelgeschütz, das erst nach dem Zweiten Weltkrieg verloren gegangen ist. Leider gibt es davon keine guten Fotos. Die Inventare nach dem Dreißigjährigen Krieg listen

²⁴ Hanns-Friedrich von Fleming, Der vollkommene Teutsche Soldat, welcher die gantze Kriegs Wissenschaft, insonderheit was bei der Infanterie vorkommt. ordentlich und deutlich vorträgt. Leipzig 1726 (Nachdruck Graz 1967), 74.

²⁵ Karl Toifel, Die Türken vor Wien im Jahre 1683, Prag und Leipzig 1883, 327.

²⁶ Unterberger, Österreichische Artillerie, 38, 80.

„3 Röchen Stückhl“ auf, die jedoch in den späteren Zeughäusinventaren verschwunden. Im Königlichen Zeughaus in Stockholm dürfte ein solches Exemplar überlebt haben, das die erstaunliche Erfindungsgabe damaliger Waffenmeister demonstriert. Leider hat auch das Stockholmer Zeughaus keine Unterlagen über Entstehung und Herkunft dieser tatsächlich rechenähnlichen Waffe (Abb. 15). Der „Rechen“ enthält 20 kurze Musketenläufe, die über eine in den Stiel eingeschnittene Rinne gleichzeitig gezündet werden können. Dazu wird Schwarzpulver in die Rinne gestreut, die alle Musketenläufe verbindet. Zur Sturmabwehr auf eine Bresche gerichtet, könnten drei „Röchen Stückhl“ wohl von großem Nutzen gewesen sein. Kurze Musketenläufe wurden auch als „Mordschläge“ in alle möglichen pyrotechnischen Gebilde, wie beispielsweise „Leuchtbällen“, eingebaut, um ein Löschen zu erschweren.



Abbildung 15



Abbildung 16

Das Zubehör

Der Krieg brachte auch eine Änderung im uralten Geschützzubehör. Die Einführung von „Patronenmunition“, nämlich in Stoffsäckchen ladefertig für einen Schuss abgepacktes Pulver, machte eines der ältesten Bediengeräte, die Ladeschaufel, überflüssig. Die Herstellung der Ladeschaufel war ein streng gehütetes Geheimnis der Büchsenmacher. Dabei wurde ein kalibergroßer Zylinder aus Kupferblech so zugeschnitten, dass genau die für den Schuss nötige Pulvermenge aus dem Pulverfass entnommen und mit der an der Ladeschaufel befestigten Stange bis ans Ende des Rohres gestoßen werden konnte. Eine Drehung um 90 Grad deponierte das Pulver genau vor dem Stoßboden unter dem Zündloch. 2017 wurde auf dem sogenannten Luntengrund des Zeughäuses der Burg Forchtenstein eine bisher unbekannte Variante von Ladeschaufeln gefunden (Abb. 16). Zu Bündeln zusammengebunden, handelt es sich um etwa 2,5 m lange Stäbe, an deren vorderem Ende sorgfältig eine Art Ladeschaufel aus Holz geschnitten war. Damit konnten langrohrige Kanonen geringeren Kalibers, wie Schlangen oder Wallbüchsen, rasch und zweckmäßig geladen werden. Der prekäre Zustand dieser „Ladeschaufeln“ (sie sind von Holzwürmern zerfressen) ist wohl der Hauptgrund, warum derartiges Zubehör nirgends mehr erhalten ist.

Ein weiterer überraschender Fund aus dem Jahr 2016 war ein seit 1622 in den Inventaren immer wieder angeführter Kran, der „bockh“ oder „Zug“. Diese Hebevorrichtung mit vier Beinen lässt sich für den Transport flach zusammenlegen und kann in wenigen Minuten über einer Kanone aufgestellt werden. Sie ist mit einem Flaschenzug versehen. Mit Hilfe einer kleinen Eisenstange kann dieser an den Henkeln der Kanonen und mit einer zweiten am „bockh“ festgemacht werden. Abb. 17 zeigt die letzte aus dem Dreißigjährigen Krieg erhaltene Kanone (6-Pfünder Bronzerohr, gegossen 1630 in Wien und eine Lafette Baujahr 1632, Fertigung vermutlich in Forchtenstein selbst) und den Kran mit Flaschenzug. Der Zug gehörte seit Kaiser Maximilian I. standardmäßig zur Artillerieausrüstung. Mit dem Bock konnte man das Rohr rasch von einer Lafette oder einer Bettung abheben, eine Maßnahme, die zu Maximilians Zeiten nötig war, weil grundsätzlich die Rohre getrennt von der Radlafette auf eigenen Transportwagen gefahren wurden. Später sollte es die Reparatur beschädigter Lafetten ermöglichen. An der Gestaltung des „bockhs“ hat sich seit Maximilian nichts geändert. Gefunden wurde ein Flaschenzug mit Baujahr 1626 (Abb. 18), der als Produkt erstklassigen Maschinenbaus einzustufen ist. Die Rollen bestehen aus Bronzeguss, der ein Festfressen der Rollen auf den eisernen Achsen verhindert. Die Achsen selbst sind als Schrauben ausgebildet. Ein Vierkant unter dem Schraubenkopf passt in eine Ausnehmung des geschmiedeten Gehäuses und sichert die Achse gegen Verdrehen, wodurch die Mutter mit nur einem Schraubenschlüssel ohne Gegenhalten angezogen werden kann. Das Gewinde der Achsschrauben endet mit einer definierten Schulter. Die Mutter kann fest angezogen werden, kann aber nie die Rollen einklemmen. Der Flaschenzug konnte durch mehr oder weniger Rollen an die zu hebende Masse angepasst werden und wurde bei sehr schweren Rohren noch durch einen zwischen zwei Holmen des Zuges angebrachten Wellbaum ergänzt.



Abbildung 17



Abbildung 18

Im Dreißigjährigen Krieg wurden nur noch die Rohre der 24-Pfünder auf Transportwagen gefahren und mussten in der Feuerstellung auf die Lafette gehievtt werden. Es spricht für die exzellente Ausbildung der Artilleristen der schwedischen Armee, dass sie in der Schlacht bei Jankau diese schweren Geschütze über schwieriges hügeliges Gelände bewegt, zusammengebaut und gegen die Kaiserlichen zum Einsatz gebracht haben.²⁷

Nach mehreren Quellen ist ein solcher „bockh“ mit Flaschenzug außer in Forchtenstein nur mehr im Armeemuseum in Paris erhalten.

Der Einfluss der Waffentechnik auf die Heeresorganisation

In der Heeresorganisation haben die Veränderungen in der Waffentechnik im Dreißigjährigen Krieg zuerst in Frankreich, aber auch bald in der kaiserlichen Armee die Abkehr vom Söldnerheer und die Aufstellung stehender Truppen bewirkt. Es war unrentabel geworden, mühsam ausgebildete Truppen im Herbst zu entlassen und im nächsten Frühjahr mit der Ausbildung wieder von vorne zu beginnen. Bei der Infanterie verschwanden die Pikeniere, dafür erhielten die Musketiere mit dem Bajonett einen durchaus befriedigenden Ersatz. Die Erfindung der Handgranate ließ mit den Grenadiereen eine neue Waffengattung entstehen. Die Handfeuerwaffen durchliefen erst im mittleren 18. Jahrhundert einen langwierigen Prozess, bei dem durch verbesserte Lauffertigung das Spiel zwischen Lauf und Kugel graduell verringert und damit die Treffsicherheit erhöht wurde. Die Kugelzange in den Musketierrotten (siehe Abb. 1) verschwand, die Infanteriemunition wurde während der Wintermonate von den Artilleristen hergestellt. Dazu gehörte die Entfernung des Gusszapfens und die Einführung der Papierpatrone, die nun Kugel, Treibpulver und Zündpulver enthielt.

27 Englund, Verwüstung, 494–504.

Bei der Artillerie verschwanden die Kaliber über 24 Pfund Kugelmasse. Der 24-Pfünder wird zum Belagerungsgeschütz, das nur im Bedarfsfall zum Einsatz kommt. Der 18-Pfünder, zuerst das schwerste in der Feldartillerie noch mitgeführt Kaliber, wurde bald von den 12-Pfündern abgelöst, die bis in die Napoleonischen Kriege im Felde blieben. Die Masse der Feldkanonen wurde schließlich von den besser beweglichen 3-, 4-, und 6-Pfündern gestellt. In Österreich erfolgte die entscheidende technische und organisatorische Reorganisation der Artillerie durch Fürst Josef Wenzel Liechtenstein (1704–1772). Sie hatte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Bestand.²⁸

28 Johannes Kunisch, Liechtenstein, Joseph Wenzel Fürst von und zu, in: Neue Deutsche Biographie 14 (Berlin 1985), 518f.

Die kaiserlichen Kroaten im Dreißigjährigen Krieg

von Michael Weise

I. Wie die Kroaten in den Dreißigjährigen Krieg kamen

Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges war es um die Größe und Schlagkraft der kaiserlichen Armee äußerst bescheiden bestellt. Die reaktivierten Einheiten aus dem im Vorjahr beendeten Uskokenkrieg (1615–1617) – auch als Gradiscakrieg oder Friauler Krieg bezeichnet – kamen zusammen gerade einmal auf eine Stärke von 1.000 Mann. Eilig wurden daher neue Bestallungen ausgegeben, sodass die kaiserliche Streitmacht im Laufe des Jahres 1618 auf immerhin 15.300 Mann anwuchs (bestehend aus 9900 Mann Infanterie, 4300 Mann ‚regulärer‘ Reiterei und 1100 Husaren).¹ Da aber auch die böhmischen Stände intensiv neue Truppen anwarben, erließ die Wiener Regierung in den ersten Monaten des Jahres 1619 den Befehl, Söldner aus Flandern, Lothringen, Italien, dem Alten Reich selbst sowie aus Ungarn und Kroatien zu rekrutieren.² Gerade im Bereich der Militärgrenze war der personelle Bedarf an Soldaten infolge des im Vertrag von Zsitzvatorok 1606 geschlossenen Friedens mit dem Osmanischen Reich deutlich gesunken, sodass hier militärische Kapazitäten frei wurden. Gleichzeitig verfügte diese Region über ein großes Reservoir an kampferprobten Männern, die mit dem Kriegshandwerk bestens vertraut waren.

Anfangs dienten die kroatischen Soldaten noch vor allem in Infanterie-Regimentern, doch spätestens seit dem Kriegszug gegen den aufrührerischen siebenbürgischen Fürsten Gábor Bethlen im Jahre 1623 war Wallenstein die taktisch-strategische Bedeutung der leichten Kavallerie bewusst geworden, die in seinem Heer fortan vorwiegend aus Kroaten bestand.³ Dafür eigneten sich die kroatischen Reiter nicht zuletzt aufgrund ihrer Kampferfahrungen im Kleinen Krieg an der habsburgisch-

1 Robert Rebitsch, Der militärische Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in: Ders. (Hg.), 1618. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Wien/ Köln/ Weimar 2017, 169–199, hier: 178.

2 Peter Broucek, Feldmarschall Bucquoy als Armeekommandant 1618–1620, in: Der Dreißigjährige Krieg. Beiträge zu seiner Geschichte, hg. v. der Direktion des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien, Wien 1976, 25–57, hier 31; Johann Christoph Allmayer-Beck, Erich Lessing, Die kaiserlichen Kriegsvölker. Von Maximilian I. bis Prinz Eugen, 1479–1718, München 1978, 60.

3 Allerdings gab es auch in späteren Jahren noch vereinzelte kroatische Infanterieregimenter in kaiserlichen Diensten. 1632 wurden kroatische Infanteristen zu Oberst Marcus Corpes kommandiert, 1635 wurde ein kroatisches Infanterie-Regiment unter Hieronymus Arneri errichtet. Auch in den Jahren 1636 und 1637 existierten kroatische Infanterieregimenter, die u.a. an Gallas' Nordfeldzug teilnahmen, vgl. Österreichisches Staatsarchiv (OeStA), Abteilung Kriegsarchiv (KA) AFA 91 (1636) III, ad 38; Matthias Gallas an Marquis de Castaneda, 22. Juli 1637, in: Documenta Bohemica Bellum Tricennale Illustrantia (DBBTI), Tomus VI. Der große Kampf um die Vormacht in Europa. Die Rolle Schwedens und Frankreichs. Quellen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges 1635–1643, hg. v. Bohumil Badura, Wien/ Köln/ Graz 1979, Nr. 484, 189f; Alphons Freiherr von Wrede, Geschichte der K. und K. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des 19. Jahrhunderts, Bd. II, Wien 1898, 65; Georg Tessin, Die Regimenter der europäischen Staaten im Ancien Régime des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, Teil 1: Die Stammlisten, Osnabrück 1986, 27. Zum Nordfeldzug von Gallas siehe: Robert Rebitsch, Matthias Gallas (1588–1647). Generalleutnant des Kaisers zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Eine militärische Biographie (= Geschichte in der Epoche Karls V. 7), Münster 2006, 170–195.

osmanischen Militärgrenze in besonderer Weise. Um gegen die überraschenden Angriffe der Osmanen bzw. der in ihren Diensten stehenden Reitertruppe der Akinci gewappnet zu sein, mussten die kroatischen Grenzer einerseits mobil sein, andererseits auch den Nahkampf beherrschen. Der kroatische Arkebusier kann in diesem Kontext geradezu als Idealtypus für diese Erfordernisse gelten.⁴ Zudem kannte Wallenstein die Qualitäten der Kroaten bereits aus eigener Erfahrung, die er in den Kriegen gegen die Osmanen und Uskoken gewonnen hatte. Daneben wurden im kaiserlichen Heer hauptsächlich Ungarn und Polen bzw. Kosaken für den Dienst der leichten Reiterei rekrutiert.

II. Kroatische Söldner in kaiserlichen Diensten

II.1 Bewaffnung und Kleidung

Die Bewaffnung der kroatischen leichten Reiter setzte sich aus mehreren Komponenten zusammen. Dazu zählten eine Radschlosspistole, je nach Ausstattung eine Arkebuse, ein Breitschwert (Pallasch), ein Langschwert (Estoc) sowie ein nach ungarischer oder osmanischer Art gekrümmter Säbel (Sablja), wodurch sich die Kroaten deutlich von anderen Söldnern unterschieden. Hinzu kamen oft noch eine Keule, ein Kriegshammer oder eine Streitaxt. Eine weitere Besonderheit stellten die 3–6 Meter langen Lanzen dar, die ihren Trägern die Bezeichnung „kroatische Stängel-Reiter“ eintrugen.⁵ Während die längeren Waffen (meist rechts) unter dem Sattel mitgeführt wurden, befand sich die Pistole im Sattelholster.⁶

Die Kleidung der Söldner konnte ein Element der Gruppen- bzw. der Körperszenierung sein und gleichzeitig Gemeinschaft nach innen sowie Abgrenzung nach außen symbolisieren. Generell verfügte die kaiserliche Armee im ganzen 17. Jahrhundert jedoch über keine einheitliche Uniform (bzw. Montur), auch wenn erste Ansätze für die gleichförmige Einkleidung kleinerer Einheiten wie z.B. Leibgarde bereits im 16. Jahrhundert nachweisbar sind (z.B. im Uskokenkrieg).⁷

Auf der militärischen Führungsebene wurden diese Tendenzen weiterverfolgt, und so hatte sich z.B. das Offizierskorps der Kroaten auf Anweisung Wallensteins seit dem Frühjahr 1632 einheitlich zu kleiden, wobei die spitzen Mützen aus Wolfsfell, die mit Agraffen geziert waren, besonders hervorstachen.⁸ Recht detailliert lässt sich die Ausstattung der kroatischen Leibgarde Wallensteins rekonstruieren, die ebenfalls

4 Ernest Bauer, *Glanz und Tragik der Kroaten. Ausgewählte Kapitel der kroatischen Kriegsgeschichte*, Wien/München 1969, 29; Aladár Ballagi, *Wallenstein's Kroatische Arkebusiere, 1623–1626. Aus unbenutzten, archivalischen Quellen*, Budapest 1884.

5 Bauer, *Glanz*, 30f.

6 Vladimir Brnardic, *Imperial Armies of the Thirty Years' War*, Vol. 2: Cavalry (= Men-at-Arms 462), Oxford 2013, 40.

7 Allmayer-Beck, Lessing, *Kriegsvölker*, 114. Peter Englund erwähnt darüber hinaus einige weitere, frühe Ansätze zur Einführung der Uniform im Dreißigjährigen Krieg, vgl. Peter Englund, *Verwüstung. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Aus dem Schwedischen v. Wolfgang Butt, Hamburg 2013 (Originaltitel: *Ofredsår. Om den svenska stormaktstiden och en man i dess mitt*, Stockholm 1993), 349.

8 Ballagi, *Arkebusiere*, 29.

bereits über eine Art Uniform verfügte. Die Mitglieder dieser Einheit trugen Kasacken mit großen runden Knöpfen, Fransen und Posamenten, eine Fellmütze und ein rotes Bandelier.⁹

Ein allgemeines Erkennungsmerkmal für kroatische Truppen war ihre einheimische Tracht, die aus einem kurzen, enganliegenden Waffenrock, manchmal einem pelzgefütterten Mantel, Hosen, die bis zum Knie weit, darunter eng geschnitten waren, einer einfachen Mütze und Lederstiefeln, die vorne höher waren als hinten, bestand. Die bevorzugte Farbe war rot, aber auch blau und grün wurden verwendet. Um die Taille trugen Kroaten wie Ungarn eine rote oder gelbe Feldbinde, wobei die Farbe ihre Loyalität zum Hause Habsburg symbolisierte.

Die immer wieder auftauchende Schilderung, nach denen die Kroaten von Gold und Silber gesäumte Gürtel, Sättel und Harnische trugen,¹⁰ bezieht sich dagegen nicht auf einfache kroatische Söldner, sondern auf die Ausrüstung und Kleidung wohlhabender kroatischer und ungarischer Offiziere.¹¹

Das langlebigste und wohl einflussreichste Attribut der Kroaten war ihr Halsstuch, das sie vor Schweiß und Staub schützen sollte, gleichzeitig aber bei Bedarf zum Verbinden von Wunden verwendet wurde. Als Metonymie wurde es schließlich in vielen europäischen Sprachen zur allgemeinen Bezeichnung eines Kleidungsstückes, das sich heute nicht mehr auf dem Schlachtfeld, sondern im zivilen Leben größter Beliebtheit erfreut: die Krawatte.¹²

II.2. Bezahlung, Verpflegung und Aufgaben der leichten Kavallerie

In der Forschungsliteratur zum Dreißigjährigen Krieg wird immer wieder argumentiert, dass die vielen Plünderungen und die ungeheure Beutegier der Kroaten eine ihrer Hauptursachen darin hätten, dass diese als irreguläre Truppen nicht besoldet worden wären. Diese Erklärung trägt, wenn überhaupt, nur bis zu Beginn des 1. Generalats Wallensteins (1625), denn spätestens seit dieser Zeit waren auch die kroatischen Reiter in Regimentern organisiert und wurden regulär in den Verpflegungsordinanzen aufgeführt. Danach sollten ihnen die gleichen Verpflegungsmengen zukommen wie den Kürassieren, allerdings betrug ihr Monatssold nur sechs Gulden anstatt neun.¹³ Für die oberen Chargen lässt sich bereits für das Jahr 1624 feststellen, dass ihre Besoldung nahezu deckungsgleich mit der der Dragoner war.¹⁴

9 Otto Elster, *Die Piccolomini-Regimenter während des 30jährigen Krieges besonders das Kürassier-Regiment Alt-Piccolomini*. Nach den Akten des Archivs zu Schloß Nachod, Wien 1903, 22.

10 Johann Philipp Abele, *Historische Chronick oder Warhaffte Beschreibung aller vornehmen und denckwürdigen Geschichten so sich hin und wider in der Welt von Anno Christi 1629 biß auf das Jahr 1633 zugetragen [...]* (= *Theatrum Europaeum*, Bd. 2), Frankfurt a.M. 1633, 315; Johann Philipp Abele: *Arma Suecica. Das ist kurtze Beschreibung deß Kriegszugs, so Gustavus Adolphus in Teutschlandt gethan*, Frankfurt a.M. 1631, 123; August Friedrich Gfrörer, *Gustav Adolph, König von Schweden, und seine Zeit*. Nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und verbessert von Onno Klopp, Stuttgart 1863, 584.

11 Brnadic, *Armies II*, 39–41.

12 Ludwig Steindorff, *Kroaten. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Regensburg 2007, 77; Brnadic, *Armies II*, 41.

13 Verpflegungsordinanz, 5. Januar 1632, OeStA/KA ZSt HKR SR Norm Militärimpressen 1 (1–70), Nr. 10.

14 F. Spigl, *Die Besoldung, Verpflegung und Bekleidung des kaiserlichen Kriegsvolkes im dreissigjährigen Kriege*,

Mit der Übernahme des Oberbefehls durch Wallenstein ging auch das Ende der regelmäßigen Abdankungen der kroatischen Einheiten im Herbst eines Jahres einher. Sie bekamen Winterquartiere zugewiesen und wurden hinsichtlich ihrer Organisationsstruktur sukzessive den „regulären“ Regimentern angeglichen. Sie verfügten nun über dieselben militärischen Ämter (Rittmeister, Leutnant, Cornet, Wachtmeister, Musterschreiber etc.) und Privilegien.¹⁵ Trotzdem fanden einige der spektakulärsten kroatischen Gewaltexzesse erst in den 1630er-Jahren statt (vor allem 1634 und 1637), zu einer Zeit also, in der die Verpflegung, Bezahlung und Unterbringung der Truppen formal geregelt war. Das Argument der Irregularität verfängt hier offensichtlich nicht.

Gleichwohl gilt es zu beachten, dass die Diskrepanz zwischen der angedachten Versorgung auf dem Papier und der tatsächlichen im Feld insbesondere bei den Kroaten eklatant gewesen zu sein scheint. Immer wieder finden sich in den Akten Klagen der Offiziere über die schlechte Versorgung und selbst in Wien machte man sich zeitweilig Sorgen wegen des desolaten Zustands der kroatischen Reiter, von denen viele nicht einmal mehr Pferde besaßen.¹⁶ Auch in den zugewiesenen Quartieren mussten die kroatischen Soldaten oft mit deutlich weniger Proviant auskommen, als ihnen eigentlich zustand.¹⁷ In manchen Fällen können ihre Plünderungen also tatsächlich als eine Form der „Notlagenkriminalität“¹⁸ verstanden werden, als generelle Erklärung greift dieser Ansatz aber zu kurz. Vielmehr müssen die einzelnen Situationen, in denen die Gewalt eskalierte, in ihrem jeweiligen Kontext genau untersucht werden, um zu eruieren, welche Faktoren hier zusammenwirkten.¹⁹

Zum klassischen Aufgabenfeld der leichten Kavallerie gehörte es, feindliche Kolonnen zu attackieren, die Bewegungen des Gegners auszuspähen, Trosse abzufangen, Proviant zu requirieren, die Marschwege der eigenen Truppen auszukundschaften und abzusichern, und zuletzt Gefangene zu machen, von denen man Informationen über die Pläne des Gegners bekommen konnte.²⁰ Und entgegen mancher Behauptung kämpften die leichten Reiter auch in den Schlachten des Krieges aktiv mit. Die Kroaten wurden dabei regelmäßig an den äußersten Flanken eingesetzt.²¹ Im Folgenden soll überblicksartig gezeigt werden, wie und wo die Kroaten diesen Aufgaben im Kontext des Dreißigjährigen Krieges nachgingen und welche Charakteristika bzw. Handlungsmuster sich dabei ausmachen lassen.

in: Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs 44 (1882), 444–465, hier: 451f.

15 Winterverpflegungsordinanz, 1647, OeStA/KA ZSt HKR SR Norm Militärimpressen 1 (1–70), Nr. 46.

16 DBBTI IV, 152f.; Johann Georg v. Sachsen an Piccolomini, 21./31. März 1643, StA Děčín, RA Clam-Gallasové XVIII/23.

17 Staatsarchiv Ludwigsburg, B 114 Bü 252, Bü 3440; B 415 Bü 107.

18 Johannes Arndt, Der Dreißigjährige Krieg 1618–1648, Stuttgart 2009, 178.

19 Zur situativen Anpassung der Gewalt durch die Kroaten bzw. zu ihrer Gewaltökonomie siehe: Michael Weise, Gewaltprofis und Kriegsprofiteure. Kroatische Söldner als Gewaltunternehmer im Dreißigjährigen Krieg, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 68 (2017) H. 5/6, 278–291.

20 Bernhard R. Kroener, „Kriegsgurgeln, Freireuter und Merodebrüder.“ Der Soldat des Dreißigjährigen Krieges. Täter und Opfer, in: Wolfram Wette (Hg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München/ Zürich 1992, 51–67, hier: 63; Walter Hummelberger, Der Dreissigjährige Krieg und die Entstehung des kaiserlichen Heeres, in: Herbert Führlinger (Hg.), Unser Heer. 300 Jahre österreichisches Soldatentum in Krieg und Frieden, Wien/ München/ Zürich 1963, 1–48, hier: 27; Brnadric, Armies II, 42.

21 ÖeStA KA AFA 121 XII ad 34.

III. Einsatzgebiete der Kroaten im Dreißigjährigen Krieg

III.1 Von der Infanterie zur (leichten) Kavallerie (1618–1624)

Im Zuge der oben erwähnten Werbeoffensive des Kaisers verkündete der Banus von Kroatien (der Vizekönig) Nikolaus Frangeán 1619, dass jedes ‚Haus‘ je zwei Männer für die kaiserliche Armee abzustellen habe. Im Mai desselben Jahres nahmen die beiden Obristen Nikolaus Forgách de Ghimes und Matthias Somogyi, Freiherr von Karcsa, 1500 Kroaten in ihre Dienste, die in den Akten als „Hayducken-Regimenter“ geführt wurden. Sie wurden als Infanteristen im Feldzug des kaiserlichen Feldmarschalls Bucquoy gegen die Truppen von Heinrich Matthias von Thurn und Ernst von Mansfeld eingesetzt und hatten entscheidenden Anteil am siegreichen Ausgang der Schlacht von Zábláth westlich von Budweis am 10. Juni 1619.²² Während der Großteil von ihnen danach desertierte, verwüsteten die verbliebenen kroatischen Söldner die südböhmisiche Stadt Rosenberg/Rožmberk nad Vltavou, bevor sie im Februar 1620 abgedankt wurden.

Im August 1619 fand eine zweite Werbung kroatischer Fußtruppen statt, dieses Mal unter dem Kommando von Oberhauptmann Johann Jakob von Gallenberg. Sie wurden in Niederösterreich eingesetzt, wo böhmische und mährische Truppen gemeinsam mit Gabor Bethlen Wien einschlossen. Obwohl die Gefahr am Ende des Jahres keineswegs endgültig gebannt war, wurden die kroatischen Infanteristen im Dezember 1619 wieder abgedankt.²³

Im Jahr 1619 taucht auch der Name „Isolani“ bzw. „Isolano“²⁴ das erste Mal im Zusammenhang dieses Krieges auf. Er wurde im Laufe des Krieges geradezu zum Synonym für die kroatische Kavallerie, die häufig auch als die „Isolanischen Reiter“ bezeichnet wurden. Zu diesem frühen Zeitpunkt diente Isolani jedoch noch als einfacher Kapitän einer Kompanie Arkebusier-Reiter unter dem Kommando des kaiserlichen Heerführers Heinrich Duval, Graf de Dampierre in Niederösterreich.²⁵ Bis ins Jahr 1623 blieb der Anteil der Kroaten in der kaiserlichen Armee recht bescheiden, doch mit dem Feldzug gegen Gabor Bethlen in diesem Jahr gewannen die leichten Reiter – und als solche dienten die Kroaten von nun an nahezu ausschließlich – schlagartig an Bedeutung. 1623 wurden insgesamt neun Kompanien bzw. Fähnlein mit kroatischen Söldnern errichtet, nachdem Wallenstein im Kampf gegen den siebenbürgischen Fürsten ein eklatantes Defizit im eigenen Heer ausgemacht hatte – die im Vergleich zum Feind viel zu schwache leichte Kavallerie. Seine 1000–2000 Kroaten waren den leichten Reitern Bethlens hoffnungslos unterlegen, der zu diesem Zeitpunkt über 5000–6000 Pferde verfügte.

22 Wrede, Geschichte II, 10; Ballagi, Arkebusiere, 6.

23 Tessin, Regimenter, 16; Wrede, Geschichte II, 10.

24 Er selbst unterzeichnete seine Briefe stets mit „Isolano“. Auch in den Alten Feldakten des Wiener Kriegsarchivs findet sich in der Regel diese Form. Da „Isolani“ aber die verbreitere und mittlerweile etablierte Namensform darstellt, findet sie auch hier Verwendung.

25 Hermann Hallwich, Isolano, Johann Ludwig Graf, in: ADB 14, Leipzig 1881, 637–640, hier 638.

III.2 Der Aufstieg der leichten Reiterei (1625–1631)

Im Jahre 1625 wurde das erste ‚reguläre‘ Kroatenregiment errichtet, das von Goan Lodovico Isolani befehligt wurde.²⁶ Während ihrer Aufenthalte in der Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth und Halberstadt fielen die kroatischen Truppen durch unerlaubte Brandschätzungen, Ungehorsam, Raub und Misshandlung der Zivilbevölkerung negativ auf. Dennoch bat Wallenstein – angesichts der Aufstellung neuer Truppen durch Herzog Christian d.J. von Braunschweig-Wolfenbüttel, Graf Ernst von Mansfeld und König Christian IV. von Dänemark – beim Wiener Hofkriegsrat um die Erlaubnis, neue Kroatenregimenter anwerben zu dürfen, was ihm im Frühjahr 1626 auch gestattet wurde.²⁷ In der Schlacht von Dessau am 25. April 1626 stellten die neuen Truppen ihre Qualitäten ebenso unter Beweis wie bei der Verfolgung Mansfelds, der gen Oberungarn marschierte, um dort die Reste seiner Streitmacht mit der Gabor Bethlens zu vereinen. Obwohl sich die Heere Wallensteins und Bethlens am 30. September 1626 kampfbereit gegenüberstanden, kam es nicht zur Schlacht, da der siebenbürgische Fürst in letzter Sekunde eine Waffenruhe vereinbarte. Georg Zriyini, der damals das Oberkommando über die leichte Kavallerie des Kaisers führte, zeigte sich ob der verpassten Chance, dem Feind eine vernichtende Niederlage beizubringen, erzürnt und kritisierte die Kriegsführung Wallensteins harsch. Kurze Zeit später starb Zrinyi im Alter von nur 28 Jahren. Der vorangegangene Disput mit dem Friedländer nährte die Gerüchte, dass der junge Kroatenobrist einem Giftanschlag zum Opfer gefallen sei, was sich jedoch nie nachweisen ließ.²⁸

Nach der erfolgreichen Vertreibung der dänischen Truppen vom Festland des deutschen Reiches befahl Kaiser Ferdinand II. 1628 unter dem Druck der katholischen Kurfürsten eine drastische Reduktion der kaiserlichen Armee, was u.a. zur Abdankung der Kroatenregimenter Draghi, Hrastovacki und Nikoalus Zrinyi führte.

Die noch vorhandenen kroatischen Reiter nahmen 1629/30 unter dem Kommando von Matthias Gallas an der kaiserlichen Intervention im Mantuanischen

²⁶ Zumindest wenn man der Ansicht Wredes folgt, vgl. Alphons Freiherr von Wrede, Geschichte der K. und K. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des 19. Jahrhunderts, Bd. III, Wien 1901, Beilage I zu S. 12. Zuletzt hat allerdings Martin Rink darauf hingewiesen, dass die eindeutige Unterscheidung zwischen regulären und irregulären Kriegsakteuren kein Phänomen der Frühen Neuzeit, sondern der Moderne ist, vgl. Martin Rink, Korsaren im Mittelmeer. (Ir)reguläre Akteure zwischen Großmachtpolitik, kleinem Krieg und Lösegeldökonomie vom 16. Jahrhundert bis 1830, in: Martin Hofbauer (Hg.), Piraterie in der Geschichte (= Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte 21). Potsdam 2013, 63–84, hier 66. Die nachträgliche Differenzierung der Armeeinheiten anhand dieser Kategorien ist insofern problematisch, als von der militärischen Verfasstheit zumeist auf die soziale geschlossen wird, vgl. Marian Füssel, Die Aasgeier des Schlachtfeldes. Kosaken und Kalmücken als russische Irreguläre während des Siebenjährigen Krieges, in: Stig Förster/ Christian Jansen/ Günther Kronenbitter (Hg.), Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart (= Krieg in der Geschichte 57), Paderborn u.a. 2010, 141–152, hier 147.

²⁷ Wallenstein an Ferdinand II., 20. Dezember 1625, in: DBBTI IV, 77f.; Ballagi, Arkebusiere, 16. Die Anwerbung übernahmen die Obristen Franz Orehóczy, Georg Zrinyi und Peter Gall, wobei letzter vermutlich eher ein ungarisches Regiment anwarb und kein kroatisches.

²⁸ Ballagi, Arkebusiere, 22f.; Johann Heilmann, Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1506 bis 1651, Bd. II: Kriegsgeschichte und Kriegswesen 1598–1651. 1. Abtheilung: Kriegsgeschichte von 1598–1634, München 1868, 209.

Erbfolgekrieg teil und waren in diesem Zusammenhang auch am Sacco di Mantova (Juli 1630) beteiligt. Fast zeitgleich landete ein schwedisches Invasionsheer auf Usedom, von wo aus sich König Gustav II. Adolf nahezu unbehelligt in Pommern festsetzen konnte. Bei der Verteidigung der Festungen in Gartz (Oder) und Landsberg (Warthe) kämpften die kaiserlichen Kroaten tatkräftig mit, doch mussten beide Städte vor der schwedischen Übermacht kapitulieren. Angesichts dieser bedrohlichen Lage betrieb der Wiener Hof ab dem Frühjahr 1631 die Reorganisation und Aufrüstung der eigenen Streitkräfte energisch voran, was sich u.a. in der Werbung drei neuer Kroatenregimenter manifestierte, die von Schlesien aus die schwedischen Truppen attackieren sollten.

III.3 Die Kroaten unter General Isolani (1632–1640)

Gustav Adolf gelang es jedoch, das kaiserlich-ligistische Heer in der ersten Schlacht von Breitenfeld (17. September 1631) zu schlagen und in der Folge die Kontrolle über Nord- und Mitteldeutschland östlich der Weser zu erringen und bis an den Rhein und Main vorzustoßen. In Breitenfeld war auch ein Großteil der Kroatenregimenter aufgerieben worden, sodass sich Kaiser Ferdinand II. gezwungen sah, weiter im großen Stil neue Söldner anzuwerben. In diesem Zuge wurde Goan Lodovico Isolani am 2. Januar 1632 zum Oberbefehlshaber „über alles kaiserliche Kriegsvolk zu Ross kroatischer Nation und leichter Pferde“ im Rang eines Generals ernannt.²⁹

In den folgenden Jahren wuchs die Zahl der kroatischen Söldner im kaiserlichen Heer stetig an und erreichte 1636 ihren Höhepunkt: in diesem Jahr standen 19 Regimenter kroatischer Kavallerie in kaiserliche Diensten,³⁰ was zur Folge hatte, dass sich General Isolani offenbar zunehmend gezwungen sah, auch Söldner nicht-kroatischer Herkunft für den Dienst der leichten Reiterei anzuwerben.

In der Zeit zwischen 1631/32 und 1637 hinterließen die Kroaten vielerorts den nachhaltigsten Eindruck, der in aller Regel äußerst negativ war. Als Auftakt hierzu kann man den Diversionsauftrag sehen, den General Wallenstein an Heinrich Holk und an die ihm untergebene leichte Reiterei erteilte, um den sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. „von den feindseligen Attentaten in Schlesien abzuhalten und zu ragion zu bringen“³¹. Dieser hatte sich im Vorfeld der Schlacht von Breitenfeld mit Gustav Adolf verbündet und besetzte nun mit seinem Heer Schlesien. Um den Abzug der kursächsischen Truppen zu erzwingen, überzogen die kroatischen Reiter das albertinische Territorium von August bis Dezember 1632 mit einer regelrechten Terrorkampagne, der zahlreiche Orte und deren Einwohner zum Opfer fielen (u.a. Stolpen, Hinterhermsdorf, Saupsdorf, Schneeberg, Neukirchen, Reichenbach, Oelsnitz, Penig und Gnandstein).³²

29 Hermann Hallwicz (Hg.), Wallenstein's Ende. Ungedruckte Briefe und Acten, Erster Band, Leipzig 1879, 4 Anm. 3.

30 Wrede, Geschichte III, Beilage zu S. 12.

31 Johann Gustav Droysen, Ueber die Feldzüge der Sachsen im Bunde mit Schweden. Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, in: Archiv für die Sächsische Geschichte 12 (1874), 113–192, hier: 188.

32 Hauptstaatsarchiv Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv) Loc. 9232/2, fol. 53; Christian Meltzer, Historia Schneebergensis Renovata. [...] Schneeberg 1716 (Reprint Stuttgart 1995), 987f. u. 1347; Emil Walther,

Ähnliche Erfahrungen machten auch die, ebenfalls protestantischen, Territorien in Hessen, Thüringen und Würtemberg. Nach dem Sieg der katholischen Partei in der Schlacht von Nördlingen (5./6. September 1634) fielen hier jeweils größere Einheiten kroatischer Söldner ein, plünderten zahlreiche Städte, zündeten eine Vielzahl von Orten an und übten gegenüber der einheimischen Bevölkerung grausame Gewalt aus. Exemplarisch dafür kann ein Bericht aus Nürtingen stehen:

„Insonderheit ist es zu Nürtingen ganz erbärmlich hergangen / in dem die alte Fürstin [Ursula von Pfalz-Veldenz-Lützelstein, Herzogin v. Württemberg, Anm. MW] zu wol getrawet und nicht weichen wollen / zwar auff halben Weg gegen Neiffen [=Neuffen, MW] gewesen / von dannen zu ziehen / aber wider umbgekehret zu ihrem Verderben / mit vermelden / der Beyerfürst were ihr Vetter / ist sie bey den haaren biß in ihren Tode von den Croaten herumb geschleiffet worden: Ihren Hofmeister den von Weyler / haben sie sampt dem Weibe in seinen Armen erschossen: Deßgleichen und nicht besser haben sie auff dem Fürstl. Witthumb Brackenheim verfahren / dann sie dasselbige vergangenen Freytag an vier Orthen zu gleich angesteckt und eingäschert: Personalia zu erzehlen / wie sie mit Pfarrherrn / alten Weibrn Jungfrauen unnd andern ehrlichen Leuten umbgangen / würde ein ganz Protocoll erfordern.“³³

Als Frankreich im folgenden Jahr Spanien offiziell den Krieg erklärte, verlagerte sich der Aktionsraum der kroatischen Reiter nach Westen. Auf Befehl von Generalleutnant Gallas attackierte seine kroatisch-kosakische Kavallerie die französischen Nachschub- und Kommunikationslinien, sodass es Kardinalinfant Ferdinand gelang, seine Truppen mit denen Ottavio Piccolominis zu vereinen und die französischen Streitkräfte aus Flandern zu vertreiben.³⁴ Im Frühjahr 1636 fielen die leichten Reiter in die Champagne ein, wo sie nicht nur die französischen Truppen und Magazine angriffen, sondern auch die Zivilbevölkerung heftig malträtierten. Als sich der hessen-kasselsche Landgraf Wilhelm V. im selben Jahr mit Frankreich verbündete, verfiel er selbst der Reichsacht, während sein Herrschaftsgebiet im April und Mai 1637 Opfer eines regelrechten Zerstörungszugs von Isolani und seinen Söldnern wurde. Während Wilhelm mit seinen Truppen ins ferne Ostfriesland flüchtete, verheerten die Kroaten 18 Städte, 48 Schlösser und circa 300 Dörfer, nur den Festungen Kassel und Ziegenhain gelang es erfolgreich, sich der kroatischen Angriffen zu erwehren.³⁵

Dass die Kroaten dennoch in der Lage waren, sich gegenüber der Zivilbevölkerung friedlich und bisweilen sogar kooperativ zu verhalten, lässt sich am Beispiel Fulda

„Ohne verschonung des Kindes in Mutterleibe...“ Der Dreißigjährige Krieg in der Sächsischen Schweiz, Sebnitz 1989, 7–10.

33 Zeitungen Aus Nürtingen, Wie allda die Crabaten so jämmerlich vnnd erbärmlich mit den Manns und Weibspersonen vmbgangen, daß es einen Stein in der Erden erbarmen möchte, [s.l.] 1634.

34 Alexander Baran/ George Gajecky, The Cossacks in the Thirty Years War, Volume II: 1625–1648, Rom 1983, 26f.

35 Volker Press, Hessen im Zeitalter der Landesteilung, (1567–1655), in: Walter Heinemeyer (Hg.), Das Werden Hessens (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 50), Marburg 1986, 267–331, hier: 311; Walter Kürschner, Hessen im „Kroatenjahr“ 1637, in: Hessenland 42 (1931) H.11, 321–332.

anschaulich nachvollziehen. Im Hochstift machten seit den frühen 1620er-Jahren immer wieder kroatische Einheiten Quartier, sodass sie hier eine gewisse Infrastruktur für den Handel mit ihren Beutegütern aufbauen konnten. Davon profitierten auch die Bürger, weshalb es kein Zufall ist, dass die Kroaten in der Chronik des fuldischen Branntweinbrenners und Silberdieners Gangolf Hartung durchaus positive Erwähnungen finden (wenn auch nicht ausschließlich). Dieser Umstand soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass jede Einquartierung für die Einwohner Fuldas zuvorderst eine Belastung darstellte.³⁶

III.4 Die letzten Kriegsjahre (1640–1648)

Im März 1640 starb der gefürchtete Kroatengeneral Isolani in Wien. Die letzten Jahre seiner Kriegsführung arteten, so meinte Hermann Hallwich feststellen zu können, „immer mehr in sinn- und planloses Plündern und Morden aus“³⁷. Diese Einschätzung fügt sich stimmig in die gängige Bewertung der letzten Kriegsphase ein, in der der Krieg „alle geregelten Bahnen verließ“ und die Verwüstung weiter Teile Deutschlands ihren Lauf nahm.³⁸ Zumindest in Bezug auf die militärische Gewaltausübung lässt sich allerdings auch eine gegenläufige Tendenz beobachten, wenn man das Phänomen des Gefangenenaustauschs zwischen Kroaten und Schweden in den Blick nimmt. Dieser wurde zwar bereits seit den 1630er-Jahren praktiziert, doch ab 1640 lässt sich eine deutliche quantitative Zunahme von Gefangenelisten beobachten. Und auch die rechtliche Regelung der Geiselnahme und -auslösung wurde nun in Form von Kriegskartellen fixiert.³⁹

Die Zivilbevölkerung profitierte von dieser Form der Gewalteinhegung allerdings nicht, sie litt weiterhin unter den Plünderungen und Raubzügen der Soldateska bzw. „Croatesca“⁴⁰, wobei es zunehmend schwierig wurde, Lebensmittel, Fourage, Brand- schatzgelder etc. für die marodierenden Truppen aufzutreiben. Die kroatischen Reiter hielten sich in den 1640er-Jahren vor allem im Osten des Reiches auf, tauchen aber auch noch in Franken und Niederösterreich, Hessen und Norddeutschland auf.⁴¹ Vielerorts ging der jeweilige Einfall der „fürchterlichen Crabaten“ ins kollektive Gedächtnis ein und manifestierte sich im Erinnerungshänomen des „Kroatenjahrs“.

³⁶ Zu den Aufenthalten der Kroaten in Fulda und ihrem Verhalten siehe: Die Chronik Gangolf Hartung's, abgedruckt in: Programm mit welchem zu der öffentlichen Prüfung und Schlussfeierlichkeit des Kurfürstlichen Gymnasiums zu Fulda auf den 23. und 24. März ergebnist einladet der Stellvertreter des Gymnasialdirectors Dr. Karl Weismann, Fulda 1869, 4–42; Hessisches Staatsarchiv Marburg 90b Nr. 1494; Stadtarchiv Fulda IX A Bürgermeisterrechnungen Nr. 88, 107, 111, 112.

³⁷ Hallwich, Isolano, 640.

³⁸ Georg Schmidt, Der Dreissigjährige Krieg, München 2010, 66.

³⁹ Zu den Kriegsgefangenenlisten siehe: OeStA/KA AFA 106 (1640) VI, Bl. 22; OeStA/KA AFA 113 (1642) VII, ad 33, ad 34; OeStA/KA AFA 114 (1642) XII, Bl. 108f, ad 109, 112; OeStA/KA AFA 115 (1643) I, Bl. 28, 41. Vgl. dazu auch entsprechende Schreiben im StA Děčín RA Clam-Gallasové XVIII/28, Schreiben Gallas an Reikowitz, 13. Juli 1643; Schreiben Torstenson an Gallas, 13. Juli 1643; Schreiben Gallas an Ferdinand III., 17. Juli 1643; RA Clam-Gallasové XV/14, Schreiben an Gallas, 31. März 1645. Zum Kriegskartell siehe: OeStA/KA AFA 116 (1643) VIII, Bl. 29.

⁴⁰ Der Begriff „Croatesca“ findet sich in einem Schreiben von Bredau an Piccolomini, 26. April 1634, OeStA/KA AFA AA Akten 2514 (Piccolomini 1634–1635), No 64.

⁴¹ OeStA/KA AFA 105–128; DBBTI VI, 345–487; DBTTI VII, 29–348; Wrede, Geschichte III, 772–784.

Bodenständige Bevölkerung und fremdes Kriegsvolk. Finnen in deutschen Quartieren 1630 – 1650

von Detlev Pleiss

Finnen und Schotten stellten mit je etwa dreißigtausend Soldaten die stärksten „exotischen“ Truppenkontingente der protestantischen Seite in den von 1618 bis 1648 in Europa geführten Kriegen, für die sich die zusammenfassenden Bezeichnungen ‚Thirty Years’ War‘ und ‚Guerre à Trente Ans‘ eingebürgert haben. Man könnte ebenso gut vom ‚Ersten Europäischen Krieg‘ sprechen. Nur die Niederländer sehen ihn als Teil ihres ‚Tochtigjaarige Oorlog‘ gegen Spanien, und in Schweden hielt sich lange die offiziöse Schreibweise ‚Kgl. Schwedischer in Deutschland geführter Krieg‘. Die aus fast allen Ecken Europas stammenden Soldaten dieses Krieges logierten die meiste Zeit in Hausquartieren, denn Kasernen gab es noch kaum. In Festungen wurde nicht gerne gewohnt, und Feldlager wurden nicht gerne gebaut. Auch auf Märschen wurde nach Möglichkeit in Häusern übernachtet, nicht im Freien. Die täglich drohende Einquartierung und die damit verbundenen Kosten und Unannehmlichkeiten brachten viele Bauern und Bürger zur Verzweiflung und nicht wenige buchstäblich an den Bettelstab. Doch es gab große Unterschiede unter den Quartiergebern und auch unter ihren Quartier- ‚Gästen‘.

Die hier referierten Forschungen sind 2017 in Finnland als Dissertation in deutscher Sprache mit schwedischer Zusammenfassung erschienen.¹ Untersucht wurde die Frage, wie Bürger, Bauern und Beamte im Dreißigjährigen Krieg mit den Soldaten auskamen, die ihnen ins Haus gelegt wurden, und zwar zugespitzt auf die exotischen *Belligeranten* in schwedischen Diensten, mit denen die schwedenfreundliche Flüster- und Flugblattpropaganda in den Jahren 1630–1633 Furcht verbreitete. Besonders die ‚Finnen und Lappländer‘ im schwedischen Heer wurden gerne als Fabelwesen und Zauberkünstler dargestellt. Die bloße Annäherung solcher Truppen löste in den ersten Jahren des ‚Kgl. Schwedischen in Deutschland geführten Kriegs‘ Panikreaktionen aus. Zwischen Bremen und Münster setzten sich Flüchtlingstrecken in Bewegung, in katholischen Städten wurden vierzigstündige Gebete abgehalten, und der Kurfürst von Köln sandte klägliche Bitten um Hilfe nach Wien und Paris. Die kampflose Übergabe einer Stadt wie Lippstadt konnte gegenüber dem Landesherrn noch 1633 mit der bloßen Anwesenheit von ‚Finnen und Lappländern‘ im Belagerungsheer gerechtfertigt werden. Der Anteil der Finnen an den schwedischen ‚Nationaltruppen‘ im ‚Kgl. Schwedischen in Deutschland geführten Krieg‘ lag anfangs bei einem guten Drittel und entsprach somit den Bevölkerungsrelationen. Aus bislang unerforschten Gründen stieg er bis zum Kriegsende 1648 sowohl bei den Reitern wie beim Fußvolk auf fünfzig Prozent.

Im Laufe der Jahre lernten die Bewohner des Kriegsschauplatzes ‚Theatrum Europäum‘ diese angeblichen Fabelwesen aus der Nähe kennen. Zwischen den raum-

1 Detlev Pleiss, *Bodenständige Bevölkerung und fremdes Kriegsvolk. Finnen in deutschen Quartieren 1630–1650.* – Åbo Akademi University Press 2017 (Bezug nur über den Autor).

greifenden Bewegungen der schwedischen Heere lagen Etappenstationen und lange Ruhepausen. Finnische Musketiere wurden zur Sicherung der Nachschubwege etwa in Schweinfurt, Königshofen im Grabfeld und Erfurt stationiert und behielten ihre dortigen Hausquartiere bis zu 33 Monate lang bei, während ihre berittenen Landsleute bis nach Böhmen, Brabant und an den Bodensee vordrangen. Auch den Reitern wurden Anfang 1634 ‚Refrachirquartiere‘ bei deutschen Bürgern zugewiesen, in denen sie sich mehrere Monate ausruhen und erholen konnten. Während dieser Liegezeiten wurden die Soldaten von der bodenständigen – d.h. nicht geflüchteten – Bevölkerung der eingenommenen Orte beherbergt, verpflegt und ‚remontirt‘, d.h. mit Kleidung, Stiefeln, Pferden, Wagen und sogar mit neuen Waffen ausgestattet. Zu diesen Leistungen wurde die jeweilige Bevölkerung unabhängig von ihrer Konfession und angestammten Herrschaftszugehörigkeit verpflichtet. Die Gelder wurden durch Kriegssondersteuern, ‚Kontributionen‘, aufgebracht sowie durch einmalige Umlagen für bestimmte Zwecke. Die normale Besteuerung ging währenddessen weiter. Der Ausweg, zugeteilte Soldaten in zeitweise unbewohnte Häuser einzquartieren, wie im Land Tirol schon früh praktiziert², stand in Städten nur wenigen Mehrfachhausbesitzern offen.

Um dem dreifachen Druck der Besteuerung, Beherbergung und Versorgung zu entgehen, wich ein Teil der städtischen Bevölkerung an Orte aus, die gerade keine Einquartierung hatten. Ein Teil der ländlichen Bevölkerung irrte monatelang in Trecks umher, ein anderer Teil versteckte sich in schwer zugänglichen Sümpfen. Diese ‚Beiseitetreter‘ kehrten zurück, wenn die größte Gefahr und Belastung vorbei war. Erst nach siebenjähriger Abwesenheit wurden ihre Häuser – oder das, was davon übrig war – als herrenlos angesehen. Am Ende des Krieges musste die bodenständige Restbevölkerung abgedankte Soldaten und entwurzelte Zuwanderer auch aus fernen Ländern als neue Nachbarn akzeptieren. Die Landesherren drängten auf ‚Peuplierung‘. Auch von den siebentausend Finnen, die 1648/49 noch auf deutschem Boden standen, blieben einige als Bauern, Bürger, Beamte („Landleutnante“) oder Gastwirte in Franken, Thüringen und Brandenburg hängen.

Fragestellung

Die Untersuchung richtet den Fokus auf das Problemfeld ‚Occupants – Occupés‘ und beleuchtet dabei besonders die Teilgebiete ‚Fremdenfurcht‘ und ‚Imagobildung‘. Das Ziel war es, die Erfahrungsgeschichte dieses Krieges aus der Akteursperspektive seiner Zeitgenossen heraus zu erfassen. Dabei wird die im Tübinger Sonderforschungsbereich 437 seit 1999 entwickelte Auffassung von ‚Erfahrungsgeschichte‘ zugrunde gelegt. Bewaffnete und Unbewaffnete werden gleichermaßen als Akteure angesehen. Ihr erzwungenes Zusammenleben in Hausquartieren wird nicht nur als Konfrontation von privaten Versorgern und zu versorgenden Profiteuren betrachtet.

² Martin Schennach, „Der Soldat sich nit mit den Baurn, auch der Baur nit mit den Soldaten beträgt“. Das Verhältnis zwischen Tiroler Landbevölkerung und Militär von 1600 bis 1650, in: Stefan Kroll/Kersten Krüger (Hg.): Militär und ländliche Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Münster 2000, 41–78, hier 62.

Vielmehr werden ‚billettierte‘, d.h. ordentlich zugeteilte Hausquartiere im Einklang mit einer moderneren militärgeschichtlichen Sichtweise als ein ‚Schnittpunkt der Lebenswelt von Bürgern und Soldaten‘³ angesehen und ihr mögliches Miteinander, zum Beispiel geschäftliches Zusammenwirken, als Ausdruck einer ‚Partnerkonstellation‘⁴.

Wie entwickelt sich das Verhältnis von Menschen, die längere Zeit unter einem Dach wohnen? Wie erklärten sich die Hauswirte Unterschiede im Verhalten ihrer wechselnden Gäste? Konnten sie Finnen von anderen ‚Schweden‘ unterscheiden? Finnische Forscher (Jussi T. Lappalainen, Pekka Suvanto) haben diese Fähigkeit in jüngerer Zeit angezweifelt. Herbert Langer wiederum, Doyen der in der DDR arbeitenden Frühneutzforscher, erkannte in seinen letzten Aufsätzen Verhaltensunterschiede zwischen Finnen und anderen ‚Nationalvölkern‘ Schwedens zumindest in den vorpommerischen Garnisonen. Diese Fragen, Zweifel und Hypothesen wurden empirisch geprüft.

Auswahlkriterien

Punktuelle Stichproben zum Thema ‚Hauswirte und Einquartierte: nebeneinander – miteinander – gegeneinander‘ wurden auf der gesamten Fläche schwedischer Quartiere vorgenommen, also vom Maasland bis Mähren und vom Ermland bis zum Bodensee. In vier Regionen wurde intensiv geforscht und ein breiter Quellhorizont erschlossen. Dies waren:

1. Mainfranken mit den Hauptorten Königshofen im Grabfeld, Schweinfurt, Würzburg zur Zeit der ersten schwedischen Besatzung (1631–1634).
2. Stift und Stadt Osnabrück von der ersten Ankunft 1633 bis zum Abzug der schwedischen Truppen 1643 vor dem Beginn der Verhandlungen, die 1648 zum Westfälischen Frieden führten.
3. Das Landgebiet der Reichsstadt Nürnberg von den ersten Interimsquartieren nach Eintreffen der Friedensnachricht 1648 bis zum Abzug des finnischen Reiterregiments 1649.
4. Stadt und Stift Quedlinburg mit finnischer Besatzung und zeitweiligen Außenquartieren in Gatersleben, Aschersleben, Staßfurt und Hornburg 1639–1640.

Diese Auswahl deckt den größten Teil des Untersuchungszeitraums ab; sie erfasst je zwei katholische und evangelisch-lutherische Orte und je zwei Regimenter zu Fuß und zu Roß, also beide großen Konfessionen und beide großen Waffengattungen.

3 Horst Carl, Französische Besatzungsherrschaft im Alten Reich. Völkerrechtliche, verwaltungs- und erfahrungs-geschichtliche Kontinuitätslinien französischer Okkupationen am Niederrhein im 17. und 18. Jahrhundert, in: *Francia* 23/2 (1997), 33–64, hier 59.

4 Johannes Burckhardt: ‚Ist noch ein Ort, dahin der Krieg nicht kommen sey?‘, in: Horst Lademacher/Simon Groenveld (Hg.), *Krieg und Kultur. Die Rezeption von Krieg und Frieden in der niederländischen Republik und im Deutschen Reich 1568–1648*, Münster 1998, 3–20, hier 18.

Quellen

Für die Analyse wurden Dokumente aus den Archiven aller großen Kriegsparteien sowie auch aus kleinen Dorf-, Stadt-, Pfarr- und Familienarchiven herangezogen. Methodisch galt dabei der Grundsatz, in jedem Fall und in jeder Konstellation Material beider Seiten heranzuziehen und die verschiedenen Blickwinkel zu beachten. Außer den geschriebenen sollten auch nicht-schriftliche Quellen wie mündliche Überlieferungen, Gedenktage, Denkmäler, Bauten, Bilder, Münzen und Medaillen berücksichtigt werden. Die Quellsuche konzentrierte sich auf das Gebiet des damaligen ‚Hl. Römischen Reiches deutscher Nation‘ sowie auf Finnland und Schweden. Es ergab sich, dass sich in Stockholm, Lund und Uppsala in den Nachlässen des Reichskanzlers Axel Oxenstierna, des Thronfolgers Karl Gustav (als König ab 1654 Karl X.) und verschiedener Feldherren jeweils Tausende von Briefen erhalten haben, die von Soldaten und ihren Angehörigen, aber auch von deutschen Dörfern, Städten und Privatpersonen stammen. In diesen Briefbergen stößt man nicht nur auf Beschwerden und Beschreibungen böser Taten von Soldaten, sondern auch auf Danksagungen und Bitten um Belohnung. Weitere wertvolle Aufschlüsse gaben in Schweden die Protokolle der Regierung, des Kriegskollegiums und der Finanzkammer sowie die Buchführung einzelner Regimenter, Feldherren und Kriegskommissare mit Lohnlisten, Musterrollen und Stärkemeldungen. In Finnland wurden die Rechnungsbücher der Verwaltungsbezirke, die Protokolle der unteren Gerichte sowie die Inventarien der küstennahen Kirchengemeinden und des Nationalmuseums herangezogen. Eine große Hilfe bot im finnischen Nationalarchiv die 65 Archivkartons umfassende Sammlung von Exzerten und Fotostatkopien aus sieben europäischen Ländern zum Thema ‚Hakkapeliittain Historia‘ (etwa: Geschichte der finnischen Teilnehmer des Dreißigjährigen Krieges), die Arvi Korhonen um 1930 von seinen Archivreisen mitgebracht hatte. Sie ersetzt zum Teil Kriegsverluste der Jahre 1939–1945.

In den deutschen Ländern waren die Verluste durch den Zweiten Weltkrieg in einigen für dieses Thema wichtigen Archiven (Würzburg, Düsseldorf, Berlin, Nordhausen) erheblich. Schon im 19. Jahrhundert in den Jahrzehnten französischer Besatzung und nachfolgender Industrialisierung bis hin zur Neugründung des deutschen Kaiserreiches hatte es Veräußerung, Verschleuderung und Veruntreuung von Archivmaterial in großem Ausmaß gegeben. Doch ist Brief- und Buchführungsmaterial aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges immer noch im Überfluss vorhanden. Nur bei den Kirchenbüchern und Kirchenrechnungen stieß die Untersuchung an vielen Orten auf schmerzhafte Lücken. Diese Lücken sind überwiegend auf direkte Kriegseinwirkungen und nicht wie bei den städtischen und territorialfürstlichen Archivalien auf spätere Verluste zurückzuführen. Diese Erkenntnis und die Entdeckung zahlreicher ‚Scheinoriginale‘ – das sind Abschriften aus späterer Zeit – unter den 317 untersuchten Kirchenbüchern erforderten eine spezielle Quellenkritik.

Die für unser Thema wertvollsten Funde in den 345 vom Autor aufgesuchten Archiven des heutigen Deutschland und seiner Nachbarländer waren Rechnungen aller Art. Sie wurden auf haltbarem Papier geschrieben, oft im Schmalfolioformat, und von Rechnungsprüfern abgezeichnet. Es handelt sich um Jahresrechnungen von

Dorfmeistern, Bürgermeistern, Baumeistern, Kämmerern, Kirchenältesten, Amtmännern, Klosterverwaltern, Gutsverwaltern. Daneben gab es nicht jährlich wiederkehrende Rechnungen, etwa solche über die Erhebung und Verwendung von Sondersteuern oder über Proviantlieferungen. Sie wurden von eigens für diese Aufgabe bestallten Bürgern geführt. Kommerzielle Wirte reichten Aufstellungen über den Verzehr durchreisender Soldaten ein. Fast eintausend solcher Rechnungen wurden allein in Unterfranken und im Coburger Land gefunden – teils in Besenkammern dörflicher Rathäuser, teils in aufgegebenen Schulgebäuden. (Die Klein-Klein-Suche nach örtlichen Zweitexemplaren war nötig, weil ein großer Teil der zentral in Würzburg aufbewahrten und nach Wässerndorf ausgelagerten Akten und Rechnungen im April 1945 einem Angriff zum Opfer gefallen war.)

Nach den Rechnungen waren es Verwaltungsakten, Lokalchroniken, private und ‚halbamtlische‘ Diarien und Memoiren, Flugblätter und Flugschriften, Kirchenmatrizen, Personalien in Leichenpredigten, Rats-, Gerichts- und Kapitelsprotokolle, Privatbriefe sowie Zeitungen und Kalender, die Teilantworten auf die Forschungsfrage bereit hielten. Sie fanden sich überwiegend in staatlichen, städtischen, kirchlichen und privaten Archiven; nur ein kleiner Teil in Bibliotheken.

Auch die während des Krieges geschriebene schöne Literatur erwähnt häufig fremde Kriegsvölker, unter ihnen auch Finnen. Überdies fanden sich in Pfarrhäusern beider Konfessionen alte historiographische Manuskripte, geschrieben von Pfarrern und Lehrern und manchmal auch von Bauern und Handwerkern; sie waren nie in Druck gegangen.

Bei der Auswahl aus der Fülle der gefundenen Archivalien erhielten die Berichte, Beschwerden und Statistiken auf lokaler Ebene den Vorzug vor den Korrespondenzen der Fürsten und hoher Amtsträger. Deren Korrespondenzen füllen zwar in allen intakten Staatsarchiven viele Regalmeter, und auch Könige und Kurfürsten erwähnen in ihren Briefen zuweilen einzelne Kriegsvölker, doch machen sie selten genaue, überprüfbare Aussagen über das Verhalten dieser Soldaten. Auf niederer Ebene hingegen wird sowohl über große Truppeneinheiten – Regimenter, Schwadronen, Kompanien – berichtet als auch über kleinere Kommandoabteilungen und Konvoys. Auch einzelne Soldaten erscheinen auf dieser Ebene, etwa als Dorfschützmänner, Kuriere, Gefangene, Hochzeiter, Taufpaten, Rekonvaleszenten, Deserteure oder Zeugen.

Alle Archivalien wurden auf ihren Quellenwert hin kritisch verglichen, denn freilich enthält kein amtlicher und kein privater Bericht je die ganze erforschbare Wahrheit. Generell sind es vier Faktoren, die den Quellenwert begrenzen und Schlussfolgerungen erschweren. Das sind

1. die Abhängigkeit des Inhalts von der Perspektive;
2. das quantitative Übergewicht von Konfliktmeldungen im Vergleich zu den seltener vorkommenden Beobachtungen eines Alltagslebens ohne ins Auge fallende Konflikte;
3. die notorische Ungenauigkeit von Zahlenangaben zu Gestorbenen, Gefallenen und Abgewanderten;

4. die Schwierigkeit, beim Vergleich von Situationen und Verhaltensweisen alle einwirkenden Umstände und Hintergründe zu erkennen.

Ergebnisse

1) Zur Reichweite der Fremdenfurcht

Falls es zu Beginn des ‚Kgl. Schwedischen in Teutschland geführten Kriegs‘ eine propagandistisch erzeugte Finnenfurcht gegeben hat, muss sich diese in den Augen der unbewaffneten Bevölkerung als unberechtigt herausgestellt haben, sobald die Parteien näher miteinander bekannt wurden. Zwar werden während des gesamten Krieges immer wieder bestimmte Kriegsvölker in Zeitungen, Flugblättern und gedruckten Predigten der Brutalität beschuldigt. Aber nur ein Flugblatt prangert die ‚Finnländer‘ als Metzger kleiner Kinder an. Dieses Blatt wurde wohl im Winter 1631/32 südlich des Mains gedruckt. Es enthält keinen Hinweis auf einen Ort oder ein konkretes Ereignis. Fast gleichzeitig machten Einwohner von Orten, an denen Finnen lagen, sich lustig über die wenig furchtgebietende äußere Erscheinung ihrer Besatzer. Mehr noch: Städte wie Magdeburg, Osnabrück, Quedlinburg, Riga und Stralsund begehrten, finnische Soldaten eingelegt zu bekommen bzw. diese behalten zu dürfen. Die Fremdheit der Finnen führte an den Orten, wo Begegnung stattfand, offensichtlich nicht zu einer ablehnenden Haltung ihnen gegenüber.

2) Imagobildung

Die von 1544 bis 1628 lateinisch und deutsch fünfzigmal aufgelegte ‚Cosmographia‘ des Baseler Humanisten Sebastian Münster galt fast einhundert Jahre lang als autoritative Wissensquelle auch für Finnen und Lappen. Um 1630 wurde sie abgelöst durch die offiziöse ‚Suecia‘ der Autoren Anders Bure und Henrik Soter. Die darin enthaltenen neuen und exakten Informationen wurden in Deutschland von Philipp Abelin in Frankfurt am Main, Matthäus Lungwitz in Leipzig und Petrus Lucius in Rinteln übernommen und nachgedruckt. Dasselbe geschah auf Französisch durch Friedrich Spanheim („Le Soldat Suédois“) und auf Italienisch unter verschiedenen Titeln durch die reisenden Kriegsberichterstatter Maiolino Bisacchini, Pietro Burgo und Gualdo Priorato.

Auch die Verbreitung von Flugblättern und Flugschriften erreichte in den Jahren 1630 bis 1632 dank des schwedischen Eingreifens in den ‚teutschen Krieg‘ ihren Jahrhundert-Höhepunkt. Den ‚Finnen und Lappländern‘ wurden in diesen Medien folgende Merkmale und Eigenschaften zugeschrieben: klein, lange Haare, schnelle Marschierer, ausdauernde Schanzgräber, gute Schützen, bescheiden bis scheu im Auftreten, zufrieden auch mit schlechter Verpflegung und ausgestattet mit übernatürlichen Fähigkeiten, zum Beispiel Wind und Nebel aufkommen zu lassen oder vergrabene Schätze zu finden. Einige evangelisch-lutherische Autoren berichteten über finnische Soldaten, die auf offenem Markt bekannte Psalmen in ihrer Sprache sangen. Dies lässt sich als Versuch auffassen, die sicher christlichen Finnen von den zweifelhaften lappländischen Zauberzwergen zu separieren. Die Koppelung ‚Finnen und

‘Lappländer‘ kam 1630 auf und wurde von der pro-schwedischen Propaganda nur bis 1632/33 fortgeführt. Die Gegenseite behielt die Koppelung bis über das Kriegsende hinaus bei. Das Begriffspaar kommt in der deutschen Historiographie auch noch im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor. Ein Imago ganz ohne Lappen bekamen bzw. erwarben sich die Finnen erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

3) Occupants – Occupés

Das Soldatenleben hatte im Dreißigjährigen Krieg zwei Seiten: eine Sonnenseite, das waren die Hausquartiere, und eine Schattenseite, das waren die Märsche, Treffen und Lager. „*Des Krieges Zugpferde: Bastant, Succurs, Courage / Quartier, Rekruten, Gage / Kann Mars nicht diese Sechs anspannen / So weicht er keinen Schritt von dannen.*“ So schreibt der schlesische Epigrammatiker Friedrich von Logau, der selbst von Einquartierung betroffen war. Und der schwäbische Arzt Raymond Minderer empfiehlt in seiner *Medicina Militaris* das Quartier als des Soldaten „*Vaterland*“. Auch auf den Märschen quartierte man sich nach Möglichkeit in Häusern ein. Die Lösung des Proviantproblems wurde so auf Bauern und Bürger abgewälzt. Seltener wurde in Beamtenhaushalte einquartiert. Insgesamt brachten die Soldaten aus Finnland mehr als die Hälfte ihrer Dienstzeit in Deutschland unter einem Dach mit bodenständigen Hauswirten zu. Überschlägig kann die Zahl der Übernachtungen von Finnen bei Deutschen im Zeitraum 1630 bis 1650 mit mehr als 30 Millionen beziffert werden.

Die unbewaffnete Bevölkerung des Kriegsschauplatzes Theatrum Europäum versorgte die Kombattanten und ihren Tross mit Schlafraum, Essen, Trinken, Kleidung, Schuhen, Pferden, Wägen, Ställen, Sätteln, Zaubzeug, Werkzeug, Handwerksdiensten und Bargeld, bei Bedarf auch noch mit Waffen. Das Kriegsvolk seinerseits bot der Bevölkerung Schutz gegen Eroberungs- und Besetzungsversuche anderer Truppen, oft auch gegen andere Truppen der eigenen Seite. Außerdem wurden Reisende und Waren konvoiert. Das Geschäft mit kriegswichtigen Gütern und mit Beute blühte. Nicht nur viele Hauswirte, sondern auch Beamte und sogar Priester beteiligten sich daran. Zwischen rechtmäßiger Kriegsbeute und Diebesgut zu unterscheiden war schwer. Die Kluft zwischen bürgerlichem Versorger und zu versorgendem Soldat hingegen war nicht so tief, als dass sie sich nicht in beiden Richtungen überschreiten ließ. Fälle von Steuerschuldnern, die sich entschlossen, Soldat zu werden, Werbung nahmen und am nächsten Tag mit einem Einquartierungsbillett in der Hand vor der Tür ihres Stadtkämmerers standen, sind überliefert. Ebenso Fälle von fremden Soldaten, die in den Stand des Bürgers bzw. Beamten überwechselten. Die Ansicht, es seien ‚antagonistische Lebenswelten‘ (Michael Kaiser⁵) gewesen, in denen Soldat und Bürger lebten, kann immerhin damit begründet werden, dass der Bürger bodenständig bleiben musste, wollte er nicht Haus und Gut aufs Spiel setzen, während der Soldat täglich seinen Marschbefehl erhalten konnte. Doch war es auch für Soldaten nicht unmöglich, einen ehrlichen Abschied zu bekommen, wenn er bei seiner bürgerlichen Braut bleiben und einen bürgerlichen Beruf ergreifen wollte.

5 Michael Kaiser, Die Söldner und die Bevölkerung. Überlegungen zu Konstituierung und Überwindung eines lebensweltlichen Antagonismus, in: Kroll/Krüger, Militär, 79–120, hier 118.

Es scheinen zehn Faktoren gewesen zu sein, die darauf einwirkten, wie die Koexistenz von Bürger und Soldat sich gestaltete: die Absichten der Besetzer, die Aufnahmefähigkeit der Bürger und ihre vorherigen Erfahrungen mit Besatzung, die Festigkeit des Ortes, die Dauer der Besetzung, der situative Druck, die sprachlichen Verständigungsmöglichkeiten, der Grad der Fremdheit der Sitten, das Anspruchsniveau und das Benehmen der Soldaten, Art und Ausmaß der gemeinsamen Interessen und Aktivitäten von Besetzten und Besatzern, Bestehen oder Nichtbestehen einer Arbeitspflicht für Bürger zu militärischen Zwecken.

Ordnet man jedem dieser Faktoren mehrere Ausprägungen zu, in denen er auftreten konnte, erhält man den Grundstock einer Typologie von Okkupationssituations in der Frühen Neuzeit. Diese Formen erzwungener Koexistenz traten so lange immer wieder auf, wie die Armeen ihre Soldaten nicht selbst versorgen konnten. Erst in den Kriegen des 20. Jahrhunderts war das Zusammenwohnen bodenständiger Einwohner mit ‚feindlichen‘ Soldaten unter einem Dach nicht mehr der Regelfall.

4) Finnen und andere Fremde im Vergleich

Vergleiche des Anspruchsverhaltens verschiedener Truppen und der daraus erwachsenden finanziellen Belastung der Wirtskommunen ergaben deutliche Unterschiede. Die finnischen Regimenter (Schwadronen, Kompanien) in Mainfranken, Westfalen und am Harz verursachten weniger Kosten und Beschwerden als andere an denselben Orten einquartierte Truppen. Nur die weiträumige Auseilung von sieben finnischen Reiterkompanien in über 300 Orte des Landgebiets der Reichsstadt Nürnberg stellt einen so speziellen Fall dar, dass sie sich schlecht mit anderen Einquartierungen vergleichen lässt. Über diese vier Langzeit-Fallstudien hinaus ließ der archivalische Fundus Vergleiche des Verhaltens verschiedener Truppen an denselben oder benachbarten Orten in 22 Fällen zu. In allen diesen Fällen ergab die Auswertung, dass die Finnen die geringsten Kosten und Beschwerden verursachten.

Der Vergleich von Finnen und Schotten wäre vom Material her möglich. Mit Rücksicht auf nationale Empfindlichkeiten und die an der Universität Aberdeen inzwischen angelaufenen eigenen Untersuchungen soll dieser Vergleich hier nicht weiter ausgeführt werden.

Interpretation der Untersuchungsergebnisse

Eine einzige Ursache für die festgestellten Unterschiede im Verhalten verschiedener Truppen und einzelner Soldaten vorzuschlagen ist nicht ratsam, denn es dürfen mehrere Faktoren dabei eine Rolle gespielt haben. Zunächst einmal waren die Finnen von Haus aus an ein einfaches Leben ohne Bedienungskomfort gewöhnt. Zweitens stammten sowohl die Reiter als auch das Fußvolk aus den dünn besiedelten Teilen des Landes. (Aus den Städten kamen die Seesoldaten.) Auf dem Lande war es nicht üblich, sich im Hause des Nachbarn ungestüm und fordernd zu benehmen. Räuberische Überfälle und Streifzüge in der Region, wie sie die Soldaten von der habsburgischen ‚Militärgrenze‘ in Kroatien gewohnt waren, hatte es zwar in Karelien

bis ins 16. Jahrhundert hinein gegeben; seit dem schwedisch-russischen Frieden von Teuschen (Täyssinä) aber auch dort nicht mehr. Ferner war die Anzahl der Frauen und des Trosspersonals in den finnischen Einheiten deutlich geringer als in multinationalen Regimentern. Auch wurden neu anlandende Soldaten aus Finnland in den norddeutschen Küstenstädten zunächst einmal quasi in Quarantäne gesteckt, das heißt vor den Augen der Bevölkerung verborgen, bis sie ausstaffiert waren und wie Soldaten aussahen. Während ihrer bis zu zwanzig Jahre dauernden Liegezeit in diesen Küstengarnisonen von Stettin bis Stade wurden sie in strenger Zucht gehalten und bekamen kaum Gelegenheit, sich an Beutezügen und Übergriffen gegen die Bevölkerung zu beteiligen. Schließlich scheinen die Finnen generell keine konfessionellen Fanatiker gewesen zu sein. Die gemeinen Soldaten kamen mit ihren katholischen Wirtsleuten in Königshofen und teils in Osnabrück ebenso aus wie mit ihren evangelisch-lutherischen Hauswirten in Quedlinburg, Schweinfurt und Augsburg; einige ihrer Offiziere (die Obristen Caspar Ermes, Claes Hastver, Jyrgen Paykull, wohl auch Feldmarschall Gustav Karlsson Horn) unterhielten sogar vertraute Beziehungen zu Vertretern der katholischen Kirche. Ebenso wenig findet sich bei den Finnen die Spur einer anti-habsburgischen Grundeinstellung, wie sie Steve Murdoch für die Mehrzahl der Schotten behauptet. Ein weiterer Grund für das vergleichsweise bescheidene Auftreten der meisten Finnen in ihren Quartieren im ‚Kgl. Schwedischen in Deutschland geführten Krieg‘ muss wohl in ihrem Führungspersonal gesucht werden, besonders unter den Obristen und Generalen. Beutegreifer vom Format eines Carl Gustav Wrangel gab es unter den aus Finnland rekrutierten Truppen nicht, wenn man von Arvid Forbus absieht, der schon 1631 zu einer multinationalen Einheit wechselte. Vielmehr gab es bei den Finnen Kommandeure wie Caspar Ermes, Henrich Fleming, Claes Hastver, Reinholt Metstake, Hinrich Nöding, Lydert Hindrichson Reuter, Torsten Stahlhandschuh, Erich Andersson Trana, Arfved und Johan Wirtenberg, an denen der Soldat sich ein gutes Beispiel nehmen konnte.

Besonders die beiden Obristen des von der finnischen Seenplatte rekrutierten savokarelischen Fußregiments sorgten in ihrem Besatzungsbereich zwischen Erfurt und Schweinfurt sowie in Nürnberg für Sicherheit zu niedrigen Kosten. Claes Hastver hielt auch auf Märschen seine Soldaten so in Zucht, dass der Amtmann des Quartierorts Heldburg seinem Landesfürsten in Coburg melden konnte:

„Ist vom Rate und der Bürgerschaft kein Klag noch Beschwerung vorkommen.“⁶

Ein größeres Lob von ziviler Seite konnte es in diesem Krieg nicht geben. Selbst verzichtete Hastver für die Zeit seiner Abwesenheit auf die Hälfte der Gage als Standortkommandant. Er fiel 1634. Die Nürnberger errichteten ihm ein Monument aus Bronze. Sein Nachfolger Caspar Ermes lebte persönlich sparsamer als mancher Feldprediger. Durch seine finnischen Musketiere ließ er von Königshofen aus Mörder, Plünderer und gewalttätige Erpresser, ob ‚Schweden‘ oder ‚Kroaten‘, bis zum Main und auf der anderen Seite bis zum Kamm des Thüringer Waldes verfolgen und festnehmen. Als Gouverneur in Erfurt 1640 bis 1648 verdiente er sich ein Gemälde-

6 Thüringisches Staatsarchiv Meiningen, Amtsarchiv Heldburg, Nr. 2584.

Epitaph, das heute noch dort in der Kaufmannskirche hängt, und den Nachruf ‚Menschenfreund‘.

Die Reiter wechselten ihre Quartiere öfter und legten bei Verfolgungsjagden bis zu acht schwedische Landmeilen (80 km) am Tag zurück. Das Itinerar des von Torsten Stålhandske (Stahlhandschuh) befehligen Regiments reicht von Pommern (1630/31) an den Main (Schweinfurt 10/1631), den Rhein (Weinheim 1/1632) und die Mosel (Koblenz 6/1632). Eine Hälfte dieses Regiments war auch am Übergang über den Lech (Oberndorf-Rain 4/1632) und dem ersten Einfall in Bayern beteiligt. Im Stellungskrieg bei Nürnberg (6-9/1632) waren diese finnischen Reiter die einzigen, die einen Einbruch in Wallensteins Lager erzielten. Nach dem Abbruch der Nürnberger Konfrontation ritten sie mit der Royalarmee zunächst zurück über die Donau nach Süden, um dann in einem dreiwöchigen Eilmarsch Wallenstein in Sachsen zu suchen und in der Lützener Schlacht (6./16. Nov. 1632) zu stellen. Nach dem Tod des Königs wurden sie der Nordarmee zugeteilt und zogen über Bremen (2/1633) nach Westfalen (Osnabrück-Münster-Hameln 3-6/1633), in die Niederlande (Wesel-Mol-Maastricht 8-10/1633) und zurück durchs Ruhrgebiet nach Osten über Hildesheim in Ruhequartiere am Harz (1-4/1634). Der letzte Feldzug dieser ersten Generation finnischer Reiter im ‚Teutschen Krieg‘ führte sie nach Schlesien und Nordböhmen (5-8/1634), schließlich nach der Nördlinger Schlacht (6. September 1634) als Feuerwehr gegen Ottavio Piccolomini und die nordwärts vordringenden Kroaten Isolanos in den Thüringer Wald (10-12/1634). 1635 durfte das Regiment über Livland nach Hause zurückkehren – nur um im Frühjahr 1636 wieder aufgerufen, nach Pommern transportiert und in der Schlacht bei Wittstock (4. Oktober 1636) gegen die vereinigten Streitkräfte des Kaisers, Kursachsens und Brandenburgs auf eine besondere, womöglich schlachtentscheidende Weise eingesetzt zu werden.⁷ Reichskanzler Axel Oxenstierna hatte Grund, große Hoffnungen auf sie zu setzen. Nicht weniger als fünf Briefe⁸ schrieb er im Frühjahr 1636 an die Regierung in Stockholm, in denen er die schleunige Abfertigung dieser Reiter anmahnte. Sobald er sie unterwegs wusste, schiffte er selbst sich nach Schweden ein und betrat danach deutschen Boden nie wieder.

Es war dieses bei der Ausreise 1630/31 tausend Mann, bei der Heimreise 1635 noch 500 Mann zählende Regiment, das den Ruf der finnischen ‚Hackapelite‘ (finnisch ‚hakkaa päälle‘ – hau drauf) durch Europa trug. Aber auch dieses weitgerittene Regiment lag die Hälfte seiner Dienstzeit in Hausquartieren unter einem Dach mit deutschen (und böhmischen) Hauswirten. Sein Oberst (seit 1634 General) Stahlhandschuh wurde 1635 zum Mitglied der ‚Fruchtbringenden Gesellschaft‘ zur Pflege der hochdeutschen Sprache berufen. Er kämpfte seine letzte Schlacht 1644 bei Kol-

7 Steve Murdoch, Historische Forschungen zu schottischen Soldaten, in: Sabine Eickhoff/u.a. (Hg.), 1636 – Ihre letzte Schlacht, Brandenburg 2012, 48–54; Lothar Höbelt, Wittstock und die Folgen. Vom Prager Frieden zur Wende des Krieges, in: Kreis Ostprignitz-Ruppin (Hg.), Museum des Dreissigjährigen Krieges. – Wittstock 1998, 56–66; Detlev Pleiss, Wittstockin taistelu vuonna 1636 ja suomalaisten osuus Ruotsin sotaonnon käänämisessä. – Msk. 14 Seiten, Kurzfassung in: Rajamme Vartijat, Heft 10, Helsinki 1989, 32–34.

8 Axel Oxenstiernas skrifter och brevexling. Första avdelning, Band 15, Stockholm 1956: dd Stralsund 10. Februar 1636, dd Wismar 6. März 1636, dd Wismar 20. März 1636, dd Wismar 29. März 1636, dd Wismar 29. März 1636 (Memorial).

ding gegen die Dänen und wurde im Dom zu Turku/Åbo begraben. Seine Grabkapelle ist wohl die prächtigste, die es in Nordeuropa gibt. Der Wandspruch „*Quod si quis certet, non coronabitur, nisi legitime certaverit*“ gibt die bis heute bestehende Überzeugung vieler Finnen wieder, an einem gerechten Krieg gegen den Kaiser im Reich Deutscher Nation beteiligt gewesen zu sein.

Als ein Nebenergebnis der unfangreichen Archivforschungen ergab sich Korrekturbedarf nach oben bei einigen – bislang allgemein akzeptierten – Zahlen, so bei der Gesamtstärke der schwedischen Streitkräfte zu Lebzeiten König Gustav Adolfs, die bislang auf 150.000 Mann geschätzt wurde. Neue Funde zu Werbungen in Sachsen, Hessen, Franken, Böhmen, der Pfalz, Schwaben, Elsass und der Schweiz sowie eine Auflistung in der Sammlung de la Gardie (Militaria 1629–1632) belegen, dass es über 200.000 Mann waren. Die Gesamtzahl der 1630 bis 1648 aus Finnland rekrutierten Krieger dürfte näher bei 30.000 als bei 25.000 Mann gelegen haben. Ihre Verluste werden in der älteren Literatur auf 90% beziffert. Neuere lokale Erhebungen deuten auf 50-60%.

Allgemeine Tendenzen (Zeitströmungen)

Zur Diskussion um die großen Fragen der Epoche, etwa um ‚Konfessionalisierung‘ oder ‚Sozialdisziplinierung‘, kann die hier referierte Untersuchung nur wenig beitragen. Allerdings wurden auf einem niedrigeren Niveau des sozialen Lebens zwei starke Zeitströmungen festgestellt, und zwar an erster Stelle die Monetarisierung. Die in immer schnellerer Folge ergehenden Aufforderungen zu Kriegs- und Sondersteuern („eylende Geldhülf‘‘) zwangen die Menschen dazu, sich – soweit sie überhaupt noch über Geld und Kredit verfügten – ständig mit Bargeld bereit zu halten. Dem, der nicht kurzfristig zahlte, drohte ‚Execution‘ in Form von zusätzlicher Einquartierung von ‚Presssoldaten‘ und Beschlagnahmung von Wertgegenständen. Eine andere allgemeine Tendenz, die in Europa in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gründet, ist die zunehmende Mobilität. Die immer stärkere Besteuerung besonders in Zeiten hoher Truppenkonzentration am eigenen Wohnort führte zunächst zu temporären Ausweichbewegungen („Beiseitreten“) der betroffenen Bürger und Bauern, dann zu immer mehr Bitten um amtlich verbrieftes Bettelerlaubnis und Wanderbettelei, schließlich zu dauerhafter Abwanderung. Bergbauregionen und Orte, an denen Waffen hergestellt wurden, wie Essen und Suhl profitierten von dieser Mobilität. Nach Kriegsende, in Mainfranken schon während der Friedensverhandlungen, äußerte sich das Bestreben der Fürsten, ihre Länder nach dem Aderlass wieder zu bevölkern, in Anwerbeaktionen, Güterschenkungen und zeitlich begrenzten Steuernachlässen. Durch solche Maßnahmen wurde die Ansiedlung abgedankter Soldaten, auch solcher aus weit entfernten Regionen und mit nicht-deutschen Muttersprachen, und die dauerhafte Niederlassung von Hungerflüchtlingen, die im letzten Kriegsjahr besonders aus Bayern kamen, erleichtert.⁹

⁹ Detlev Pleiss, Bevölkerungsschwund und Wiederbevölkerung des Henneberger Landes 1631–1660 im Spiegel der Kirchenbücher, in: Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins, Bd.19, Kloster Vessra 2004, 155–217.

Die Bedeutung der Kriegsbeute für Schweden im Dreißigjährigen Krieg

von Jenny Öhman

Die Aneignung von Kriegsbeute, brachialer ausgedrückt „das Plündern“, war Bestandteil eines jeden Krieges.¹ Es gehörte geradezu zu den Spielregeln des Krieges, Kriegsbeute zu machen. Für den Führungskader bedeutete Kriegsbeute persönliche Bereicherung, für die einfachen Soldaten oft Existenzsicherung. Die Frage der Kriegsbeute wurde vom Rechtsgelehrten und Philosophen Hugo Grotius² ausführlich in *De jure belli ac pacis* (1625) diskutiert. Grotius galt als Bahnbrecher für das Völkerrecht und war in Europa weit anerkannte Autorität. In der Frage der Kriegsbeute vertrat er die Meinung, dass das göttliche Gesetz (aber auch das Naturrecht) den Eroberern das Recht gab, Kriegsbeute zu machen, wenn zum Beispiel eine belagerte Stadt eine Kapitulation nicht annahm.³ Die Beute ging nach Grotius rechtmäßig in den Besitz des Eroberers über. Diese Rechtsgrundsätze des niederländischen Gelehrten fanden weite Anerkennung; nicht nur bei den Siegern, sondern auch bei den Besiegten. Allgemein galt, dass auch dem gemeinen Soldaten eine durch das geltende Kriegsrecht legitimierte Beute zustand, meist eingeschränkt auf bewegliche Sachen. Dabei entschied jedoch der Oberbefehlshaber, wie er das Beuterecht handhaben wollte.⁴ Das war im Unterschied zur „Violentia“, der illegitimen, daher strafbaren Gewalt, die so genannte „Potestas“, die von oben geduldete, wenn nicht gar geplante, anbefohlene und legitimierte Gewalt.⁵ Freilich war den Soldaten das auf den Krieg bezogene Völkerrecht wenig bekannt, die Soldateska wurde aber in

-
- 1 Das Thema Kriegsbeute wurde in der historischen Forschung zur Frühen Neuzeit eher vernachlässigt, wobei bestimmt auch die Quellenlage nicht immer einfach ist. Als eine der wenigen Abhandlungen vgl. zum Beispiel Fritz Redlich, *De praeda militari: looting and booty 1500–1815*, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* Beiheft 39 (1956) 1–79 und Hugh Trevor Roper, *The plunder of the arts in the seventeenth century*, London 1970; vgl. auch den kurzen Artikel von Jutta Nowosadtko, „Kriegsbeute“, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Band 7, Stuttgart – Weimar 2008, Sp. 171–173.
 - 2 Hugo Grotius war auch Axel Oxenstiernas Vertrauter und schwedischer Gesandter in Paris. Vgl. Edgar Müller, Hugo Grotius und der Dreißigjährige Krieg. Zur frühen Rezeption von *De Iure Belli ac Pacis*, in: *Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis* 77 (2009), 499–538.
 - 3 Im Buch III. Kap. VI schrieb Grotius: „XVIII. 1. Ich komme nun zur Plünderung. Sie ist dem Soldaten gestattet entweder bei einer Verwüstung des Landes oder nach der Schlacht oder Eroberung einer Stadt, wo auf ein gegebenes Zeichen sie beginnen konnte.“ Zitiert nach der deutschen Ausgabe von Hugo Grotius, *Des Hugo Grotius Drei Bücher über das Recht des Krieges und Friedens*: in welchem das Natur- und Völkerrecht und das Wichtigste aus dem öffentlichen Recht erklärt werden, hg. von Julius H. von Kirchmann, Berlin 1869, 277. Vgl. auch Erik Norberg, Krigets lön, in: Barbro Bursell (Hg.), *Krigsbyte/War-Booty*, Värnamo 2007, 69–82, hier 72; und auch Susanne Tauss, „... Daß die Räuberei das alleradeligste Exercitum ist ...“ – Kunstschätze als Beute im Dreißigjährigen Krieg, in: Klaus Bußmann/Heinz Schilling (Hgg.), 1648 – Krieg und Frieden in Europa. Band 2: Kunst und Kultur, Münster 1998, 281–288
 - 4 Dazu vgl. K.-H. Ziegler, Beute, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Band 1 (Berlin 1971), Sp. 398–400.
 - 5 Ralf Pröve, *Violentia und Potestas. Perzeptionsprobleme von Gewalt in Söldnerabgebücher des 17. Jahrhunderts*, in: Markus Meumann/Dirk Niefanger, *Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert*. Göttingen 1997, 4–42.

den sogenannten Kriegsartikeln über ihre Rechte und Pflichten eingehend belehrt. So besagen die ohne Zweifel sehr restriktiven Kriegsartikel des schwedischen Königs Gustav II. Adolf aus dem Jahre 1632⁶:

„Es soll ferner kein Soldat die Kirchen in Stätten oder Dorffern, wie auch Hospital, Pfriembden und ander dergleichen Gottes- und zur Underhalt der Armen bestimpte Häuser, ob schon die Stätte und Dörffer allbereit mit stürmender Hand erobert, ausser Verlaubnuss und Befehl plündern und berauben. [...] Da auch dem Feind ins Läger gefallen würdt, sol sich keiner des Beuten und Raubens gebrauchen, es seye dann gedachter Feindt aussem Läger oder Feld geschlagen, ihme nachgejaget und derselbe, so lang es zu geschehen möglich, verfolget worden.“

Diesen Artikeln entnehmen wir, dass das *Beuten und Rauben* unter bestimmten Auflagen für die Soldaten natürlich erlaubt war – obzwar nur auf Befehl und keinesfalls, solange die Kampfhandlungen noch im Gange waren. Der auf maximale Kontrolle bedachte König der Schweden erließ genaue Vorgaben. Aber hier soll nicht die kleine, bisweilen existenzsichernde Beute der kleinen Soldaten angesprochen werden, hier geht es um die große, fast schon staatstragende Kriegsbeute.

Es waren freilich nicht nur die Schweden, die im großen Stil organisiert plünderten. Es sei hier nur auf das Beispiel der *Bibliotheca Palatina* hingewiesen, die der Bayernherzog Maximilian I. nach der Eroberung Heidelbergs – also lange vor dem Eingreifen des schwedischen Königs im Reich – dem Papst zum Geschenk gemacht hat bzw. besser gesagt: ihm überlassen musste, da aus Rom eben auch Subsidien zu erwarten waren.⁷ Die kostbare *Bibliotheca Palatina* war ohne Zweifel einer der spektakulärsten Transfers dieser Art im Dreißigjährigen Krieg. Nicht weniger spektakulär war der Angriff des schwedischen Generals Hans-Christoff von Königsmarck auf Prag im Juli 1648, kurz vor dem Friedensschluss. Dieser Coup brachte Schweden – und wahrscheinlich auch ihm – die bekannteste und reichste Beute des Dreißigjährigen Krieges ein.⁸ Die Prager Beute war natürlich nicht die einzige Beute, die die Schweden im Dreißigjährigen machten, da die königliche Armee während der ganzen Zeit zielbewusst danach Ausschau hielt. Schon König Gustav II. Adolf hatte eine Vorstellung, wie die erbeuteten Gegenstände Bildung und Kultur der schwedischen Gesellschaft bereichern sollten. Um die enorme Bedeutung von Kriegsbeute für Schweden im Dreißigjährigen Krieg besser zu verstehen, soll ein kurzer Rückblick ins 16. Jahrhundert, in die Zeit Gustav Vasas, des Großvaters von Gustav Adolf, geworfen werden.

Gustav Vasa (1496–1560) wurde am 6. Juni 1523 zum schwedischen König gekrönt; dieser Tag ist seit 2005 übrigens der schwedische Nationalfeiertag. Während

6 Königlicher Mayestät zu Schweden Kriegs Ariculs Brief, Frankfurt am Main 1632, in: Eugen von Frauenholz, Das Heerwesen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Erster Teil: Das Söldnerthum, München 1938, 388–425, hier 404.

7 Andreas Kraus, Maximilian I. Bayerns großer Kurfürst, Graz – Wien – Köln 1990, 128.

8 Vgl. dazu die Monographie von Robert Rebitsch/Jenny Öhman/Jan Kilián, 1648 – Kriegsführung und Friedensverhandlungen. Prag und das Ende des Dreißigjährigen Krieges, Innsbruck 2018, zur Kriegsbeute 295–320.

Gustav Vasas Zeit fanden viele Veränderungen in der damaligen schwedischen Gesellschaft statt.⁹ Er führte die schwedische Erbmonarchie ein – diese Tatsache gilt oft als Gründung des modernen schwedischen Nationalstaats. Eine andere bedeutende Veränderung, die Schwedens Rolle im Dreißigjährigen Krieg beeinflusste, war die Reformation. Sie wurde in den Jahren 1527 bis 1600 eingeführt. Die Reformation hatte zur Folge, dass Gustav Vasa selbst und nicht mehr der Papst Oberhaupt der Kirche in Schweden war. Die Predigt sollte auf Schwedisch statt Latein gehalten werden; Grundbesitz und Reichtümer der Kirche fielen an den Staat, Klöster und katholische Schulen wurden geschlossen.¹⁰ Da Gustav Vasa große Schulden bei der Hanse hatte, griff er auf kirchliches Vermögen zurück und zwang die Kirchen, ihm ihre Glocken und das ganze Silber abzugeben. Für Bildung und Kultur in Schweden brachte das enorme Veränderungen mit sich, viele Bildungsmöglichkeiten verschwanden. Dadurch blieb die Kultur quasi „stecken“ und entwickelte sich nicht weiter. Sie war für Gustav Vasa aber auch nicht wichtig. Es hieß, er wäre dafür bekannt, Bücher zu schlachten anstatt sie zu sammeln.¹¹ Durch diesen Bruch mit der katholischen Kirche wurde Schweden im Norden gewissermaßen isoliert.

Nachdem Gustav Vasa gestorben war, kam sein ältester Sohn Erik XIV. an die Macht. Da Erik XIV. unter einer Geisteskrankheit litt, wurde er 1568 von seinem Bruder Johan festgenommen, eingesperrt und (wahrscheinlich mit einer Erbsensuppe) vergiftet. Johan folgte ihm als Johan III. auf den Thron. Sein Bruder Johan, damals Herzog von Finnland, war mit der polnischen Prinzessin Katarina Jagellonica vermählt. Katarina war die jüngste Tochter des polnischen Königs und Katholikin. Ihr Sohn Sigismund wurde im Schloss von Gripsholm geboren, als Erik XIV. Johan und Katarina dort gefangen hielt. Beide kamen schließlich frei; Da Sigismund gute Chancen hatte, König von Polen-Litauen zu werden, ließ Johan ihn katholisch erziehen. Tatsächlich erbte er sowohl die schwedische als auch die polnische Krone. 1594 wurde er zusammen mit seiner ersten Frau Anna, die eine Schwester des habsburgischen Kaisers Ferdinand II. und erzkatholisch war, in Uppsala gekrönt. Dies half jedoch nichts, denn sein Onkel Karl revoltierte gegen ihn. Sigismund III. verlor die Schlacht bei Stångebro 1598 und 1599 auch den schwedischen Thron. Im März 1600 fand das Blutbad von Linköping statt, bei dem Herzog Karl die Männer, die Sigismund unterstützt hatten, hinrichten ließ.¹² Darunter befand sich auch der Vater

9 Zu seiner Person in Deutsch Sven Christian Puissant, Gustav I., in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Band 17, Herzberg 2000, Sp. 547–550.

10 Als Überblick zur schwedischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts vgl. Göran Behre/Lars-Olof Larson/Eva Österberg, Sveriges Historia 1521–1809. Stormaktsdröm och smästsrealitet [Schwedische Geschichte 1521–1809. Großmachtstraum und Kleinstaatsrealität], Stockholm 1994 sowie zu den konfessionellen Verhältnissen Tore Nyberg, Das religiöse Profil des Nordens – Die Entwicklung von Kirchlichkeit und Frömmigkeit in den skandinavischen Ländern vom Späten Mittelalter bis zum Konfessionellen Zeitalter, in: Matthias Asche und Anton Schindling (Hgg.), Dänemark, Norwegen und Schweden im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Nordische Königreiche und Konfession 1500 bis 1660 (= Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 62), Münster 2003, 245–310.

11 Eva Nylander, Historien om drottningens bibliothek, in: Populär Historia 5 (1999), 69–72, hier 70.

12 Zu dieser Hinrichtung von 5 Ratsherren (Gustav Banér, Sten Banér, Ture Bielke, Erik Sparre und Bengt Falk), die Karl nicht um Gnade gebeten haben, vgl. Olle Hörfors, Från Stångebro till Linköpings blodbad, in: Anne Banér (red.), Fasans tider: historia och öden kring Linköpings blodbad år 1600, Linköping 2000, 17–35 und auch Lars Neselius, Linköpings blodbad: med bakgrund och följder, Linköping 2000.

des bekannten schwedischen Feldherrn Johan Banér, der im Dreißigjährigen Krieg ein ebenso skrupelloser wie fähiger General wurde. Der Vater Lennart Torstenssons, des zweiten bekannten Feldherren nach Banér, stand gleichfalls auf Sigismunds Seite, es gelang ihm jedoch zu fliehen. Dieses Ereignis bedeutete den endgültigen Sieg für die Protestantten in Schweden. Herzog Karl wurde König Karl IX.¹³, und als er 1611 starb, folgte ihm sein Sohn Gustav II. Adolf auf den Thron.

Die Idee, Schweden zu einer europäischen Großmacht zu machen

Verglichen mit vielen anderen europäischen Ländern war Schweden Anfang des 17. Jahrhunderts isoliert und in vielerlei Hinsicht, auch in kultureller, unterentwickelt. Es gab keine großen Sammlungen in Schlössern – und nichts, was den Kunst- und Wunderkammern der anderen europäischen Fürsten ähnelte. Nach der Reformation waren auch die schwedischen Kirchen kaum ausgeschmückt.¹⁴ Ein weiterer Armutsbeweis war die Tatsache, dass es sowohl der Universität von Uppsala als auch den neuen Gymnasien an Büchern und Handschriften mangelte. Dies wollte Gustav II. Adolf ändern.¹⁵ Daher erteilte er 1631 eine Vollmacht an einige Mitarbeiter in Mainz:

„... alle die Bibliotechen und privat Büchern, so im Schlosse, undt in den verlauffenen Collegijs, Schulen, Clostern, oder sonsten in den verlauffenen Häusern zu Maintz gefundenen werden Unsert wegen und zu Chron Schweden besten... arrestieren.“¹⁶

Gustav II. Adolf hatte die Ambition, Schweden zu einer Großmacht zu machen. Er arbeitete an vielen Fronten, um Schweden als europäischen Machtfaktor zu etablieren. Er sah ein, dass der Weg zu einer Großmacht nicht nur über die Schlachtfelder ging, er musste auch in anderen Bereichen tätig werden. Gemeinsam mit dem schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna entwarf der König daher einen umfassenden Reformplan.¹⁷ Johan Skytte, der ehemalige Lehrer Gustav Adolfs, wurde zum Kanzler an der Universität in Uppsala ernannt. Das Bildungssystem wurde erneuert,

13 Zum Vater von Gustav Adolf siehe Sven Ulric Palme, Karl IX, in: Svenskt biografiskt lexikon 20 (1973–1975), 630 – <https://sok.riksarkivet.se/sbl/artikel/12354> (Zugriff: 18.08.2018).

14 Barbro Bursell, Krigsbyten i svenska samlingar, in: Barbro Bursell (Hg.), Krigsbyte, Värnamo 2007, 13–48, hier 18f.

15 Zum schwedischen König Gustav II. Adolf vgl. nur die ausführliche und sehr informative Biographie von Marcus Junkelmann, Gustav Adolf (1594–1632). Schwedens Aufstieg zur Großmacht, Regensburg 1993; Maik Reichel/Inger Schuberth, Gustav Adolf, König von Schweden. Die Kraft der Erinnerung 1632–2007, Dössel 2007; sowie zu den Reformbestrebungen Michael Roberts, Gustavus Adolphus and the Rise of Sweden, London 1973.

16 Zitiert nach Bursell, Krigsbyten i svenska samlingar, 28.

17 Vgl. Gunnar Wetterberg, Kanslern. Axel Oxenstierna. I sin tid, Del 1, Gjövik 2002, 239f. Vgl. auch die deutsche Biographie zum Reichskanzler von Jörg Peter Findeisen, Axel Oxenstierna. Architekt der schwedischen Großmacht-Ära und Sieger des dreißigjährigen Krieges, Gernsbach 2007, zu den Reformen mit dem jungen König 111–127.

um die Kompetenz der Staatsbeamten auf dasselbe Niveau wie jenes anderer europäischer Beamten zu heben.¹⁸ Gleichzeitig wurde die schwedische Kriegsmacht vom König einer Reform unterworfen. Die Bedürfnisse des Militärstaates beeinflussten in Folge die Entwicklung der Gesellschaft in Schweden stark.

Gustav Adolf verfolgte auch das Ziel, sein Ansehen zu stärken. Die Autorität der Familie Vasa war noch nicht vollends etabliert. Für die Verwandten in Polen war der schwedische König nur ein Emporkömmling, der zu Unrecht an die Macht gekommen war. Er musste also sein Recht auf die schwedische Krone festigen. Der Kampf gegen seinen Cousin Sigismund III. war auch ein Kampf gegen die Katholiken. Schwedische Historiker sind unter anderem auch der Ansicht, der Kriegseintritt Schwedens 1630 sei im Hintergrund dadurch motiviert gewesen, dass sich Gustav II. Adolf in seiner Königsidentität bestätigt und gefestigt sehen wollte.

Der kulturelle Reichtum, den es in Europa gab, war in Schweden selbstverständlich bekannt. Schon der Onkel von Gustav Adolf, Johan III., war bestrebt gewesen, die armselige schwedische Kultur durch Kriegsbeute zu bereichern. In der Schlacht bei Lode (Estland) am 23. Januar 1573 hatte er einige russische Prachtwappen erobert.

Um sein Ansehen zu stärken, war auch Gustav II. Adolf bestrebt, in der schwedischen Hauptstadt eine repräsentative Residenz errichten zu lassen. Daher ließ er in den 1620er Jahren das Schloss in Stockholm ausbauen. In einem der Stockwerke soll sich eine Kunstkammer befunden haben. Vermutlich sah 1635 der französische Legationssekretär Charles Ogier ebendort Stücke aus der Kriegsbeute, worüber er in seinem Tagebuch berichtete. Die Kunst wurde als Propagandamittel verwendet, um die Stärke und das Überleben der Dynastie zu repräsentieren.¹⁹

Der bescheidene Adel möchte einen kontinentalen Lebensstil

Der schwedische Adel lebte relativ bescheiden, wenn man ihn mit anderen Ländern Europas vergleicht. Einen Eindruck davon vermittelte wiederum Charles Ogier in den 1630er Jahren, nachdem er den Reichsmarschall Jakob Pontusson De la Gardie in seinem Hof in Jakobsdal besucht hatte: Es habe sich kaum gelohnt, sich so der Gefahr dieser Reise auszusetzen (womit die Überquerung eines zugefrorenen Sees meinte), um ein Haus zu sehen, das kaum besser sei als die kleinen Häuser, die einfachere Kaufleute und Handwerker in Paris besaßen. Hier gebe es keinen Garten, keine glatten, geraden Straßen, wo man spazieren gehen könnte, keine Obstbäume, keinen Weingarten. Nur Felsen und Steine. Übrigens gebe es in den Räumen der schwedischen Adeligen keine Wandbehänge, nichts, nur Holzstühle, nichts Elegantes oder „Ordentliches“, so der französische Legationssekretär über den dürftigen Standard des schwedischen Adeligen.²⁰ Charles Ogier war auch zu Besuch beim reichen Finanz- und Kaufmann Eric Larsson von der Linde. Nach diesem Besuch schrieb er,

18 Bursell, Krigsbyten i svenska samlingar, 19.

19 Ebd., 23.

20 Olof Granberg, Svenska konstsamlingars historia Bd. 1, Stockholm 1929, 51.

dass er dort eine Menge schöner Bilder sah, allesamt Kriegsbeute aus Deutschland.²¹ In Schweden selbst befanden sich sonst nämlich nur wenige Bilder alter Meister.

Nachdem Ogier die schwedische Schatzkammer besucht hatte, berichtete er, dass er kostbare Beutestücke aus Würzburg und München gesehen habe, die kürzlich von Gustav Adolf geraubt worden seien, darunter besonders kostbare Bilder von Dürer und Cranach. Fast alle diese Bilder trugen das bayerische Wappen und alle hatten schöne Rahmen, die durch den Transport nicht beschädigt worden waren. Nicht ohne Bitterkeit konnte man als Katholik dort Kruzifixe aus Gold, Kelche und andere kirchliche Gegenstände, die aus deutschen Kirchen geraubt worden waren, sehen. Es war eine Fügung des Schicksals: 800 Jahre lang hatten die bayerischen und deutschen Fürsten diese Schätze gesammelt, und dann verloren sie diese während eines einzigen Tages an die Schweden.

Bücher und Archive

Nachdem Gustav II. Adolf und die schwedische Armee im Juni 1630 in Peenemünde gelandet und damit in den Krieg eingetreten waren, nahmen sie im Oktober 1631 Würzburg mit der Festung Marienberg ein. Eine schöne Buchsammlung mit etwa 800 Bänden gelangte als Kriegsbeute nach Schweden. In Würzburg wurden zum Beispiel die von Fürstbischof Julius Echter (1545–1573) prächtig ausgestattete Hofbibliothek (Schätzungen gehen von bis zu 2500 Bänden aus) sowie die Bibliotheken der Kollegien und der Juliusuniversität geplündert.²² Das Inventar des Zeughauses wurde natürlich der Armee überstellt, die Reichtümer der fürstlichen Silberkammer gingen an Gustav II. Adolf und an seine Offiziere. Bezüglich der Bücher bestimmte der König, dass die Akademie in Uppsala, die einzige Universität Schwedens zu jener Zeit, der der König auch über 300 Bauernhöfe überschrieben hatte, alles erhalten sollte.²³ Bücher waren in Schweden sehr willkommen. Der Bischof von Strängnäs schrieb 1634 an Axel Oxenstierna und bat um Bücher für seine Universität und seine Gymnasien. Er schlug vor, man könne die Bücher doch den Feinden abnehmen, da diese sie sowieso missbrauchten, indem sie damit die wahre Religion unterdrückten. Dies macht deutlich, dass eine weitere Absicht der Plünderungen war, den Glaubensfeind zu schädigen.²⁴

Kein anderes Volk war so systematisch und nachhaltig in der Erbeutung von Büchern wie die Schweden. Ziel war es natürlich nicht, die Bücher zu zerstören, sondern diese nach Schweden zu schicken und sie dort zu verwenden. Wie bereits erwähnt, war das kulturelle Niveau niedrig und die schulischen Einrichtungen der katholischen Kirche verschwunden. Die Universität Uppsala verfügte bis zum Jahre

21 Erik Grill, Erik Larsson Linde, von der, <https://sok.riksarkivet.se/sbl/artikel/10481>, Svenskt biografiskt lexikon (Zugriff: 26.07.2018).

22 Vgl. dazu Hans-Wolfgang Bergerhausen, Würzburg unter schwedischer Besatzung 1631 – 1634 (Begleitheft zur Jubiläumsausstellung „Ans Werk – 100 Jahre Mainfränkisches Museum Würzburg“), Würzburg 2013, 8-13.

23 <https://www.uu.se/en/about-uu/history/summary/> (Zugriff: 25.08.2018).

24 Lars Munkhammar, Böcker som krigsbyte, in: Sofia Nestor/Carl Zarmén (Hgg.), *Krigsbyten i svenska samlingar*, Karlshamn 2007, 31–42, hier 35.

1620 weder über eine eigene Bibliothek noch über eine adäquate Buchsammlung. Im ganzen Land gab es eine einzige Druckerei, und Bücher wurden kaum importiert. Obwohl Gustav II. Adolf dies änderte, blieb der Mangel an Büchern weiterhin ein Problem. Es gab zwar eine Buchsammlung für die Universitätsbibliothek, die eben 1620 errichtet wurde, sie war aber suspekt, obskur und hauptsächlich „papistischen“ Inhalts – also nicht passend für eine lutherische Bibliothek. Hier stellt sich die Frage, warum der König gerade diese Buchsammlung der Bibliothek gegeben hat? Die Antwort ist einfach. Es war die einzige vorhandene Buchsammlung, sie war groß und gehörte der Krone. Die Universität war die beste Wahl.²⁵

Gustav Adolfs Buchplünderungen dienten also hauptsächlich dem Zweck, die an Büchern armen Bibliotheken zu füllen bzw. überhaupt Bibliotheken zu errichten. Königin Christinas Ziel dagegen soll es eher gewesen sein, ihre eigene Bibliothek zu erweitern, auch wenn einige Sammlungen beispielsweise an Gymnasien gingen.²⁶ Aus Böhmen und Mähren wurden u.a. zwei große Buchsammlungen für Schweden erbeutet. Die Dietrichsteinsche Sammlung wurde 1646 aus Nikolsburg/Mikulov, die Rosenbergische Sammlung 1648 aus Prag entwendet. Heutzutage sind die noch erhaltenen Bücher aus diesen beiden Sammlungen in der Königlichen Bibliothek Stockholm, in Strängnäs und Västerås zu finden.²⁷ In der Dom-Bibliothek in Strängnäs findet man heute noch 368 Bücher aus diesen Beständen.

Archive gehörten gleichfalls zu den interessanten Beutestücken. Axel Oxenstierna empfand sie als hilfreich für die Politik. Durch erbeutete Akten konnte er in manchen Fällen sogar aktuelle Informationen über die Pläne des Feindes oder seiner Verbündeten erlangen – sie liegen z.B. im Riksarkivet.²⁸ Im Riksarkivet Stockholm finden sich auch private Briefe Leopold Wilhelms an seinen Bruder Kaiser Ferdinand II. und Briefe von seiner Schwester Maria Anna von Bayern sowie Schreiben von Philipp IV. von Spanien und einigen Feldherren wie beispielsweise Ottavio Piccolomini. Diese Korrespondenzen wurden von den Schweden in Prag erbeutet.²⁹

Die Elisabeth-Reliquie oder: Warum wurden katholische liturgische Gegenstände von einem protestantischen König erbeutet?

Die Elisabeth-Reliquie ist vermutlich die bekannteste Kriegsbeute im Historischen Museum von Stockholm. Sie stammte ursprünglich aus dem Dom von Marburg,

25 Lars Munkhammar, Alla dessa böcker från kriget, in: Kerstin Abukhanfusa (Hg.), *Mare Nostrum. Om Westfäliska freden och Östersjön som svenskt maktcentrum*, Västervik 1999, 214–227, hier 216f.

26 Munkhammar, Böcker som krigsbyte.

27 Lenka Veselá, Aristocratic Libraries from Bohemia and Moravia in Sweden, in: Sofia Nestor (Hg.), *War-Booty. A common European cultural heritage*, Lidköping 2009, 147–155, hier 147–149.

28 Lars Ericson Wolke/Göran Larsson/Nils Erik Villstrand, *Trettioåriga kriget. Europa i brand 1618–1648*, Värnamo 2006, 327. Und zum Archivalienraub ausführlich Emil Schieche, *Umfang und Schicksal der von den Schweden 1645 in Nikolsburg und 1648 in Prag erbeuteten Archivalien*, in: *Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum* 8 (1967), 111–133.

29 Renate Schreiber, Private letters to Emperor Ferdinand III at the Riksarkivet (Stockholm): Letters of Electress Maria Anna of Bavaria, in: *In Their Own Hand. Personal Letters in Habsburg Dynastic Networks* (im Druck). Ich möchte an dieser Stelle Frau Renate Schreiber für die Überlassung des Manuskripts danken.

gelangte dann nach Marienberg in Würzburg, wo sie die schwedischen Truppen im Oktober 1631 erbeuteten. Dabei handelt es sich um das Kopf- bzw. Kronreliquiar der Heiligen Elisabeth (1207-1231, Elisabeth von Thüringen, Tochter des ungarischen Königs Andreas II.). Dieses Kronreliquiar ist ein Achatkelch vermutlich von der kaiserlichen Tafel Friedrichs von Hohenstaufen, der wiederum von einer edelsteinbesetzten Krone umgeben ist, in der das Haupt Elisabeths gewesen sein soll. Über Mergentheim kam es dann auf die Feste Marienburg.³⁰ Gerade um die Gebeine Elisabeths, die bereits 1235 von Papst Gregor IX. heilig gesprochen wurde, entstand schon früh ein Reliquienkult der besonderen Art. Es ist interessant festzustellen, dass die Schweden viele katholische liturgische Gegenstände erbeuteten, und das, obwohl die Reformation in Schweden bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts eingeführt worden war. Einige katholische Gegenstände wurden von den Protestanten in Schweden weiterverwendet.

Besonders stolz waren Fürsten auf ihre Kuriositäten-Kabinette. Wenn dieses dem Fürsten entwendet wurde, wurde damit auch ein Teil seiner Identität geraubt und seine Dynastie geschwächt.³¹ Gustav II. Adolf besaß einen Kunstschränk und besuchte 1632 die Kunstkammer des Augsburger Kunsthändlers Philipp Hainhofer, bekannt als „Vater der Augsburger Künstler“³². Er hatte großes Interesse an solchen Objekten. Viele der Gegenstände waren wertvolle Antiquitäten und historische Artefakte. Ein Beispiel ist die Elisabeth-Reliquie, die in einem Kuriositäten-Kabinett ein historisches Objekt darstellen sollte. Diese Entwicklung war Teil eines aufkommenden Geschichtsverständnisses im Schweden der Großmachtzeit und Renaissance. Bevor sich Gustav II. Adolf 1630 nach Deutschland begab, hatte er das Reichsantiquitätenamt (sw. Riksantikvarieämbetet – es wurde tatsächlich für die Verwaltung von Antiquitäten gegründet; heutzutage hat das Amt die Aufsicht über Kulturgüter und Denkmäler) gegründet.³³

München 1632 – Gustav Adolf als „Rächer Heidelbergs“

Nach den Erfolgen auf deutschem Boden zogen die Schweden im Mai 1632 in München ein, und Gustav II. Adolf ließ die Kunstsammlung von Kurfürst Maximilian I. plündern. Durch diese Plünderung verstieß Gustav Adolf gegen seine eigenen Prinzipien, die er als Rechtfertigung bei den Kriegshandlungen aufgestellt hatte, mehr noch, eigentlich verstieß der schwedische König gegen den Übergabevertrag, der den Schutz des Privateigentums zugesichert hat. Sein Verhalten wurde mit seiner persönlichen Feindschaft gegenüber Kurfürst Maximilian erklärt. Ver-

30 Vgl. dazu auch Friedrich Dickmann, Das Schicksal der Reliquien St. Elisabeths, in: *Journal of Religious Culture* 141 (2010), 1–13, hier 10; und zur Heiligen vgl. kurz Arno Borst, Elisabeth, in: *Neue Deutsche Biographie* 4 (Berlin 1959), 452.

31 Wolke/Larsson/Villstrand, *Trettioåriga kriget*, 327.

32 Zu seiner Person vgl. Friedrich Blendinger, Hainhofer, Philipp, in: *Neue Deutsche Biographie* 7 (Berlin 1966), 524f.

33 Elisabet Regner, *Ur Historiska museets samlingar: Krigsbyten som klenoder och historiebruk*, in: Sofia Nestor/Carl Zarmen (Hgg.), *Krigsbyten i svenska samlingar*, Stockholm 2007, 43–46, hier 47–49.

mutlich wollte der schwedische König den Kurfürsten schädigen, weil dieser eine Symbolfigur in der Schlacht am Weißen Berg 1620 gewesen war und eine rigorose Religionspolitik gegen die Protestanten betrieb. Vielleicht nahm der König auch Rache dafür, dass Maximilian die *Bibliotheca Palatina* in Heidelberg geplündert und sie mit Eseln über die Alpen zum Papst transportieren hatte lassen. Friedrich von Pfalz, der Winterkönig, war an dieser Plünderung in München beteiligt.³⁴

20 kleinere und 40 größere Gemälde wurden Beute der Schweden; zusätzlich eine Dose aus Elfenbein, die Maximilian selbst angefertigt haben soll. Maximilian unternahm große Anstrengungen, um seine Gemälde zurückzubekommen. Es gibt einige Schreiben, die zeigen, wie wichtig die Kunstschatze für die fürstliche Repräsentation waren, man glaubte nicht, ohne sie existieren zu können.³⁵ Maximilian verwendete sogar die gefangenen schwedischen Heerführer Lennart Torstensson und Gustav Horn als Pfand. Das Beutegut von München kam aus dem Besitz des Fürstenhauses, aber auch von Adeligen, die ausgeplündert wurden. Ein Bericht aus München vom 28. Juli 1632 gibt Auskunft über das Beutegut:

„Mit der Kunst Camer, ist man wol ubel genueg umbganngen, und vasst durchgeendt alles, ausser etlich wenigen ... schlechter sachen, was nit abwekh gebracht werden khinden, verrissen, erworffen, und erschlagen worden.“³⁶

Neben der Kunstkammer ließ Gustav Adolf auch die Kammergalerie und die Hombibliothek ausräumen. Bei weitem aber ging nicht alles an den schwedischen König, viel an Beutegut nahmen die deutschen verbündeten Fürsten, und nicht wenig wurde natürlich schon vor der Übergabe der Wittelsbachischen Residenzstadt in Sicherheit gebracht. Nach diesem Ereignis erhielt Gustav Adolf von den Protestantischen übrigens den Ehrentitel „Rächer Heidelberg“.³⁷

Die zweite Schlacht bei Breitenfeld 1642 – ein silbernes Service und eine Kalesche

Am 23. Oktober 1642 fand die zweite Schlacht bei Breitenfeld außerhalb von Leipzig statt. Genauso wie andere Generäle und Heerführer nützte auch Carl Gustaf Wrangel die Gelegenheit, um prestigeträchtige und prachtvolle Gegenstände im Krieg zu „erwerben“. Er interessierte sich sehr für die verschiedenen fürstlichen Kunstkammern in Europa und wollte sein Schloss Skokloster am Mälarsee reich dekorieren. Wrangel nahm an der zweiten Schlacht bei Breitenfeld teil und erbeutete unter anderem ein Silberservice. Das Service bestand aus mehr als 100 Teilen

34 Wolke/Larsson/Villstrand, Trettioåriga kriget, 323.

35 Görel Cavalli-Björkman, Konsten som krigsrov, in: Barbro Bursell (Hg.), Krigsbyte. War-Booty, Värnamo 2007, 99–114, hier 99f.

36 Zitiert nach Peter Diemer, Schwedenbeute, in: Hubert Glaser (Hg.), Um Glauben und Reich. Kurfürst Maximilian I. Katalog der Ausstellung in der Residenz in München 12. Juni – 5. Oktober 1980, München – Zürich 1980, 424.

37 Wolke/Larsson/Villstrand, Trettioåriga kriget, 323.

und hatte dem kaiserlichen Befehlshaber Leopold Wilhelm, dem Bruder des Kaisers, gehört. Wrangel schätzte das Service sehr und verfügte in seinem Testament, dass es nicht aufgeteilt werden durfte. Leider finden sich heute keine Spuren mehr davon.

In derselben Schlacht hat der schwedische Befehlshaber Lennart Torstensson die Kalesche (leichter Reisewagen) Leopold Wilhelms erobert. Carl Gustaf Wrangel schrieb nach der Schlacht an seinen Vater, dass er eine Kalesche des Erzherzogs erobert habe³⁸, doch soll Lennart Torstensson den Wagen seinem Sohn Anders Torstensson als Erinnerung an diese Schlacht geschenkt haben. Danach kam sie in das Schloss Tureholm. Als die Rüstkammer Tureholms im Jahr 1914 an die Leibrüstkammer in Stockholm kam, gelangte auch die Kalesche dorthin, die jetzt Torstenssons Kalesche genannt wird.³⁹ Es lässt sich jedoch nicht mit Sicherheit feststellen, ob es sich dabei wirklich um die Kutsche des Erzherzogs handelt.⁴⁰

Prag 1648: Europäische Kultur wird nach Schweden geschickt

Die Schweden machten während des gesamten Dreißigjährigen Krieges reiche Beute, doch keine davon war so umfangreich wie die von Prag.⁴¹ Hans Christoff Königsmarck verließ nach der Schlacht bei Zusmarshausen am 7. Mai 1648 die schwedische Hauptarmee in Bayern. Er marschierte Richtung Oberpfalz und Böhmen, wo er Ende Mai in seinem Lager Besuch vom ehemaligen kaiserlichen Oberstleutnant Ernst Odowalsky bekam. Odowalsky bot Königsmarck an, ihm bei der Eroberung Prags zu helfen, und erzählte von den Möglichkeiten, dort reiche Beute zu machen – ein Angebot, dem Königsmarck nicht widerstehen konnte. Kurz vor Anbruch der Dämmerung am Morgen des 16./26. Juli 1648 gelang es den Schweden, die Kleinseite einzunehmen. Eine beträchtliche Beute fiel in schwedische Hände. Die bekanntesten Gegenstände sind wahrscheinlich die beiden Codices, Codex Argenteus und Codex Gigas, die Skulpturen von Adrian de Vries und die Gemälde von Giuseppe Arcimboldo. Diese Gegenstände befinden sich heute in Schweden. Doch nicht alles, was in Prag erbeutet wurde, erreichte Skandinavien, da viele Soldaten nicht schwedischer Herkunft waren und ihren Teil der Beute mit nach Hause nahmen; einiges verschwand auf dem Weg nach Schweden. Vieles ist auch durch Brände (Stockholm 1697, Åbo 1827), Erbteilungen, Verkäufe usw. verschwunden.

Königin Christina nahm bei ihrer Abdankung einige Gegenstände mit nach Rom, aber nicht so viel wie früher angenommen. Sie bevorzugte die italienischen Gemäl-

38 Carl Gustaf Wrangel an Herman Wrangel 23. Oktober 1642 in: Skoklostersamlingen E 8253, Riksarkivet Stockholm.

39 Lars Ericson/Martin Hårdstedt/Per Iko/Ingvar Sjöblom/Gunnar Åselius, Svenska slagfält, Värnamo 2005, 161.

40 Monica Kurzel-Runtscheiner von der kaiserlichen Wagenburg, Kunsthistorisches Museum Wien, bezweifelt dies.

41 Vgl. dazu die Projektskizze Jenny Öhman, Die Plünderung von Prag 1648. Eine schwedische Perspektive – Projektbericht, in: Frühnezeit-Info 26 (2015), 240–248 und auch dies., Hans Christoff Königsmarck und die Plünderung von Prag durch die Schweden im Juli 1648, in: Inken Schmidt-Voges/Nils Jörn (Hgg.), Mit Schweden verbündet – von Schweden besetzt. Akteure, Praktiken und Wahrnehmungen der schwedischen Herrschaft im Alten Reich während des Dreißigjährigen Krieges, Hamburg 2015, 307–324; sowie ausführlich in Rebitsch/Öhman/Kilián, 1648 – Kriegsführung und Friedensverhandlungen, 295–320.

de, die sie besonders schätzte.⁴² Die von ihr weniger geliebten deutschen und niederländischen Bilder verblieben zum Großteil in Schweden. Viele Gegenstände finden sich heute in schwedischen Museen, Kirchen, Schlössern und Privatsammlungen. Es gibt keine generelle Sammelaufstellung der Kunstgegenstände. Heute drückt man die Provenienz sehr vorsichtig aus: „Es kam *wahrscheinlich* mit der Prager Kriegsbeute nach Schweden.“

Kriegsbeute: Rückgabe ja oder nein?

Im 17. Jahrhundert hatte man natürlich ein vollkommen anderes Rechtsverständnis von „Kriegsbeute“ als heute. Während des Dreißigjährigen Krieges war es laut dem Völkerrecht gerechtfertigt, Kriegsbeute von einem besieгten Feind zu nehmen.⁴³ Diese Tatsache sollte man nicht vergessen, wenn man heute Diskussionen über Kriegsbeute führt. Rechtlich gesehen ist die Frage eindeutig zu beantworten: „Plünderung während des Dreißigjährigen Krieges war kein Diebstahl im heutigen Sinn. Der Sieger hatte das Recht, Beute zu machen.“⁴⁴ Die Frage nach der Rückgabe wird dennoch manchmal diskutiert. In Schweden herrscht die Meinung vor, dass man die erbeuteten Gegenstände nicht zurückgeben sollte. Sie sind ein Teil des schwedischen Kulturerbes. Aber man versucht, von Seiten der Museen großzügig damit umzugehen, indem man die Gegenstände oft an ausländische Museen verleiht.

In der letzten Zeit wurde in Schweden wenig über den Dreißigjährigen Krieg oder das 17. Jahrhundert publiziert. Außerdem werden viele Schweden ein wenig verlegen, wenn man über Kriegsbeute und die Großmachtzeit spricht. Warum? Zunächst einmal: Es passt nicht zum modernen schwedischen Selbstbild. Schweden gilt als ein friedliches Land, dies ist ein Teil der nationalen Identität. Die Schweden sind stolz auf Dag Hammarskjöld (UN-Generalsekretär von 1953 bis 1961 und Friedensnobelpreisträger) und seine friedenserhaltenden Maßnahmen, sie sehen sich gerne als Friedensmakler. Darum schätzen sie es nicht, wenn jemand über schwedische Kriegsbeute spricht. Es mag auch der „kulturellen Minderwertigkeitskomplex“ eine Rolle spielen, der manchmal in dieser Diskussion auftaucht. Denn als der Codex Sinaiticus entstand, schrieben die Schweden noch auf Runensteinen.⁴⁵

42 Granberg, Svenska konstsamlingars historia, 28.

43 Vgl. Erik Norberg, Krigets lön/Proceeds of War, in: Barbro Bursell (Hg.), Krigsbyte/War-Booty, Värnamo 2007, 69–82.

44 Wolke/Larsson/Villstrand, Trettioåriga kriget, 329.

45 Lars Munkhammar, Alla dessa böcker från kriget, in: Kerstin Abukhanfusa (Hg.), Mare Nostrum, Västervik 1999, 214–227, hier 220f. Vgl. auch Jörg-Peter Findeisen, Gustav II Adolf von Schweden. Der Eroberer aus dem Norden, Graz – Wien – Köln 1996, 10–12.

Polen-Litauen und der Dreißigjährige Krieg

von Anna Ziemlewska

Im Zeitraum von 1618 von 1648 hat die polnisch-litauische Adelsrepublik offiziell als Staat, nicht am Dreißigjährigen Krieg, der als Konflikt innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der habsburgischen Länder verstanden wurde, teilgenommen. Aufgrund dieser Feststellung hat die polnische Geschichtsschreibung auf genauere Untersuchungen dieses Themas verzichtet.¹ Die Wahrnehmung des Krieges nicht nur als innere Angelegenheit des Kaiserreichs, sondern als Kampf um die Vorherrschaft in Europa² erweckte erneut das Interesse der Wissenschaftler für die Frage des Engagements Polen-Litauens in diesem Konflikt – eines unmittelbaren und mittelbaren, eines offiziellen und inoffiziellen Engagements des Staates, seiner Herrscher und seiner Bürger.³

Im 17. Jahrhundert fiel die Außenpolitik der Adelsrepublik unter die Zuständigkeit des Parlaments (Sejms). Der Sejm ratifizierte Friedensverträge und fasste Beschlüsse über einen Kriegseintritt, über die Auferlegung von Steuern, Vergrößerung oder Verkleinerung der Armee, ihre Entsendung in andere Länder usw. Herrscher aus dem Hause Wasa betrieben geschickt, hinter den Kulissen, mit Unterstützung ausgewählter Senatoren und Anhänger des Hofes, eine eigene pro-habsburgische Außenpolitik. Ihre Ziele waren oft der Politik des Adels (Schlachta) entgegengesetzt und dienten den Interessen des Herrscherhauses und nicht jenen des Staates. Polen-Litauen war eine Wahlmonarchie, die Vorrechte der Könige waren stark eingeschränkt. Daher strebten Sigismund III.⁴ und sein Sohn Wladislaw IV. Wasa danach, die Krone Schwedens als einer Erbmonarchie wiederzuerlangen und ihre Position zu stärken. Der polnische Adel fürchtete einen derartigen Machtzuwachs der Wasa, die Vergrößerung der Armee, neue Steuern usw. wie der Teufel das Weihwasser. Die Adeligen

-
- 1 Zum Thema in der deutschen Geschichtsschreibung siehe die im Literaturbericht in diesem Band genannten neuen Werke. Zudem die kurze Skizze von Michael Kaiser, „Dreißigjähriger Krieg“, in: Enzyklopädie der Neuzeit Online, Im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachherausgebern herausgegeben von Friedrich Jaeger (Zugriff: 8. August 2018) http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_a080800; sowie in diesem Kontext Bogusław Dybaś, Schwedischer Druck und offensive Politik im Osten: Außenpolitik 1609–1648, in: Hans-Jürgen Bömelburg (Hg.), Polen in der europäischen Geschichte. Ein Handbuch in vier Bänden, Bd. 2, Lieferung 5, Frühe Neuzeit, Stuttgart 2012, 341–347.
 - 2 So zum Beispiel Christoph Kampmann, Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Geschichte eines europäischen Konflikts, Stuttgart 2013 (1. Auflage 2009).
 - 3 Radosław Lolo, Rzeczpospolita wobec wojny trzydziestoletniej. Opinie i stanowisko szlachty polskiej 1618–1635 [Polen-Litauen und der Dreißigjährige Krieg. Meinung und Haltung des polnischen Adels (1618–1635)], Pułtusk 2004, 19–64. Radosław Lolo, Moskwa, Szwecja, Rzeczpospolita wobec wojny trzydziestoletniej. O niektórych tezach historiografii [Moskau, Schweden, Polen-Litauen und der Dreissigjährige Krieg. Über einigen Thesen der Geschichtsschreibung], in: Ryszard Skowron (Hg.), Polska wobec wielkich konfliktów w Europie nowożytnej. Z dziejów dyplomacji i stosunków międzynarodowych w XV–XVII wieku [Polen-Litauen und große Konflikte im frühneuzeitlichen Europa. Geschichte der Diplomatie und internationalen Beziehungen in 15.–18. Jh.], Kraków 2009, 605–614.
 - 4 Zu König Sigismund vgl. vor allem das ausführliche über 2800 Seiten umfassende Werk von Walter Leitsch, Das Leben am Hof König Sigismunds III. von Polen. 4 Bände, Wien 2009. Vor allem Band 2 und 3 gehen auf die Person Sigismunds ein.

wollten keine langwierigen Kriege um die Wiedererlangung des schwedischen Throns führen und das Land in neue Auseinandersetzungen stürzen. Sie fürchteten die Annäherung des Warschauer Hofes an den Wiener Hof und widersetzten sich mehrmals, besonders zu Zeiten Sigismunds III., der pro-habsburgischen Politik des Königs.

Nach Ausbruch des Aufstands in Böhmen sandte Sigismund III. Briefe an die böhmischen und schlesischen Stände, in denen er zum Gehorsam gegenüber den Habsburgern aufrief und mit einer Intervention drohte. Es blieb freilich bei der Drohung, denn Polen-Litauen wollte den Kaiser militärisch nicht unterstützen. Sigismunds Sohn Wladislaw bereitete sich inzwischen auf einen Feldzug gegen Moskau vor, in Livland wurde weiterhin Krieg gegen Schweden geführt, die Bedrohung durch die Tataren nahm zu, das Land konnte weder zusätzliche Streitkräfte aufstellen noch die bestehenden aus den bedrohten Gebieten abziehen. Der König wusste, dass er für ein Einschreiten in Böhmen auch aus anderen Gründen keine Zustimmung bekommen würde.

Der böhmische Ständeaufstand war Ausdruck des Kampfes gegen den Absolutismus, eines Kampfes, für den sowohl der polnische als auch der litauische Adel Sympathien hegte. Schließlich hatte sich dieser Adel in den Jahren 1606/1607 gegen die absolutistische Politik von Sigismund III. erhoben. Die familiären Bände (der Herrscher war mit Erzherzogin Konstanze von Österreich⁵, einer Schwester Kaiser Ferdinands II. verheiratet) sowie die Erfahrungen mit den Aufständen der Untertanen in Schweden und Polen-Litauen veranlassten Sigismund III., die Habsburger zu unterstützen. Auch der zwischen ihm und Kaiser Matthias I. im Jahr 1613 geschlossene Vertrag verpflichtete ihn dazu. Einer der Punkte des Vertrags sah die gegenseitige Hilfeleistung für den Fall eines Aufstandes der Untertanen vor. 1618 waren die Habsburger tatsächlich mit einem Aufstand konfrontiert: mit jenem der Böhmen, und sie brauchten Unterstützung. Der König verbot auf dem Gebiet von Polen-Litauen Soldaten für die Aufständischen anzuwerben, gleichzeitig jedoch genehmigte er im Geheimen – in Absprache mit einem kleinen Kreis von Senatoren, die Anhänger der Habsburger waren – Werbungen für die kaiserlichen Truppen.

Der Zeitpunkt dafür war günstig. Die Unterbrechung der Kriegshandlungen in Livland und der Vertrag von Duelino vom Dezember 1618, der die Auseinandersetzungen mit Moskau beendete, führten zur Verkleinerung der Kronarmee und der litauischen Armee. Die aus dem Kriegsdienst entlassenen Soldaten gründeten militärische Verbände, die den ausstehenden Sold forderten und die ihnen zustehenden Beträge sowohl in den Gütern des Königs als auch des Adels mit Gewalt holten. Ein Problem stellten auch verschiedene Freiwilligenverbände dar, mit den berühmten

⁵ Zur Tochter Karls II. von Innerösterreich und Königin von Polen vgl. Walter Leitsch, Konstanze, in: Brigitte Hamann (Hg.), Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon, Wien 1988, 238.

„Lisowczyki“⁶ an der Spitze, die nach Verlassen der russischen Gebiete begannen, in Polen und Litauen zu plündern. Als diese Verbände in den Dienst des Kaisers traten, war Polen-Litauen dieses Problem für eine Zeitlang los und das Land wurde vor weiteren Plünderungen verschont. Darüber hinaus rechnete der polnische Hof damit, als Gegenleistung für die Hilfestellung beim Niederschlagen des Aufstands gemäß den Versprechungen des Breslauer Bischofs Erzherzog Karl von Habsburg, eine polnische Oberherrschaft über Schlesien – oder zumindest einen Teil davon – wiederzuerlangen.

Im Namen von Ferdinand II. waren für die Anwerbung in Polen-Litauen der vertraute Höfling von Sigismund III., Adam Lipski, sowie Georg Drueth von Homonnay, Rivale von Gabriel Bethlen auf den Thron Siebenbürgens, zuständig. Als Bethlen die rebellierenden böhmischen Stände bei ihren Kämpfen gegen die Habsburger unterstützte und mit einem Heer gegen Wien zog, beschloss man am polnischen Hof, in Siebenbürgen einzumarschieren. Am 22. und 23 November 1619 siegten die „Lisowczyki“ unter der Führung von Walenty Rogowski mit Hilfe von Truppen Homonnays bei Homenau (Humienno oder, wie ungarische und tschechische Historiker angeben bei Stropkowo) über das Heer von Georg I. Rákóczi. Bald nach dem Sieg kam es zu einer Spaltung im polnischen Lager: Homonnay wollte den Kampf in Siebenbürgen fortsetzen und seine Gegner – Bethlen und Rákóczi – bekämpfen. Adam Lipski wollte sich mit den kaiserlichen Kräften vereinen, und die Lisowczyki konzentrierten sich darauf, Oberungarn zu plündern. Als Gabriel Bethlen von ihren Raubzügen erfuhr, unterbrach er die Belagerung von Wien und kehrte nach Siebenbürgen zurück. In der Zwischenzeit war es bereits einem Teil der „Lisowczyki“ gelungen, über die Karpatenpässe in das Gebiet der Adelsrepublik zurück zu gelangen, wo man sie an einigen Orten mit Kanonen „begrüßte“; ein Teil von ihnen trat dann in die kaiserliche Armee ein. Ein Jahr später nahmen diese Verbände an der Schlacht am Weißen Berg sowie an der Befriedung von Böhmen und Schlesien teil.

Der Ablenkungsangriff der „Lisowczyki“ in Siebenbürgen, der häufig als der erste Entschlag von Wien bezeichnet wird (in Anspielung an die Hilfeleistung der Polen 1683), stellte eine Provokation der Hohen Pforte dar, der Verbündeten und Beschützerin von Gabriel Bethlen. Als Polen-Litauen im Jahre 1617 einen Friedensvertrag mit dem Osmanischen Reich schloss, verpflichtete es sich u.a. die Kosaken, die das Reich des Sultans plünderten, zu zähmen, das Gebiet Siebenbürgens nicht anzutasten und die Gegner Bethlens nicht zu unterstützen. Die Expedition der „Lisowczyki“

6 Lisowczyki – die Bezeichnung stammt vom Namen des Gründers dieser Formation der leichten Kavallerie Aleksander Józef Lisowski (gest. 1616), der für seine Kampfhandlungen in der Zeit der Wirren in Russland und für die Vorstöße weit in das russische Gebiet (bis zu den Ufern des Weißen Meeres), besonders aber während der „terroristischen Kampagne“ von 1616 berühmt wurde. Sie waren Freischärler, d.h. sie kämpften ohne Vertrag mit dem Staat, ohne Sold und lebten vorwiegend von der Beute. Nach dem Vertrag mit Russland hätten die Truppen aufgelöst werden sollen, aber die Lisowczyki, die ihren Lebensunterhalt nun verloren hatten, blieben zusammen und hielten sich für neue Einsätze in Bereitschaft. Unter ihnen gab es Polen, Litauer (v.a. Kleindelige, jüngere Söhne, die keine Aussicht auf väterliches Erbe hatten), Zaporoser Kosaken aus dem südlichen Teil des Landes und in den 20er Jahren des 17. Jhs. auch Böhmen, Deutsche und Schlesier. Die Lisowczyki kämpften ohne Schutzbekleidung, ähnlich wie die Kosaken und Tataren. Oft wurden sie übrigens als „Kosaken/Kosacken“ bezeichnet. Sie wählten ihre Anführer selbst, lebten nach ihren eigenen Gesetzen und strebten nach Autonomie, wenn sie in größeren Verbänden kämpften. Mehr zum Thema vgl. Henryk Wisner, Lisowczycy [Lisowczyki], Warszawa 2004.

bedeutete also eine Verletzung der Friedensbestimmungen und einen Vorwand für einen Krieg, dem der Sejm mit Sicherheit nicht zugestimmt hätte. Der polnische Historiker Maciej Franz bezeichnete diese Expedition als „Nebeneintritt in den europäischen Konflikt“⁷. Der polnisch-türkische Krieg in den Jahren 1620–1621 war seiner Meinung nach nicht nur „faktisch eine weitere Front des Dreißigjährigen Krieges, bei dem Polen-Litauen und die Türkei zwei verschiedene Seiten des Konflikts unterstützten“⁸. Trotz der Niederlage von Großkronhetman Stanisław Żółkiewski in Moldawien, gelang es der Adelsrepublik, die türkischen Streitkräfte vor den Mauern der Grenzfestung Chocim zu stoppen und 1621 einen neuen Friedensvertrag mit dem Osmanischen Reich zu unterzeichnen.

Die Historiker sind sich nicht einig, wie sie die Unterstützung Sigismunds III. für die Habsburger in den ersten Jahren des Konflikts bezeichnen sollen. Sie betonen, dies wäre eine vom König und nicht von der Adelsrepublik kommende Hilfestellung gewesen. Man kann also nur von einem mittelbaren, dynastisch motivierten und unoffiziellen Engagement im Dreißigjährigen Krieg sprechen. Eine separate Frage stellt die Einschätzung des Konflikts mit dem Osmanischen Imperium dar; Maciej Franz betrachtet diesen z.B. als einen Bestandteil des Dreißigjährigen Kriegs. In der polnischen Geschichtsschreibung gibt es nach wie vor Diskussionen über die wirklichen Ursachen für den Ausbruch dieses Konflikts und die Verantwortung Sigismunds III. für die Verwicklung des Staates in den Kampf mit der Hohen Pforte.

Nach dem Sieg in der Schlacht am Weißen Berg übernahm Kaiser Ferdinand II. die Initiative im Krieg. Er konnte mit der Unterstützung der Truppen der Katholischen Liga und Spaniens rechnen. Die „Lisowczyki“ wurden als Helfer immer lästiger und teurer, deshalb versuchte man, sie auszuzahlen und zu entlassen. Ein Teil von ihnen kehrte nach Polen-Litauen zurück und nahm an den Kämpfen gegen die Osmanen bei Chocim teil. Nach dem Waffenstillstand kamen Vorschläge auf, sie erneut nach Siebenbürgen zu entsenden. Diese Idee wurde jedoch nach dem am 6. Jänner 1622 zwischen dem Kaiser und Bethlen geschlossenen Frieden von Nikolsburg (Mikulov) aufgegeben. Laut dem polnischen Historiker Henryk Wisner war mit den Schlachten am Weißen Berg und bei Chocim die Glanzzeit der Lisowczyk vorbei. Danach diente der Militärdienst lediglich als Vorwand für reine Raubzüge.

In den folgenden Jahren, mit der stillen Duldung des Königs Sigismunds III., verließen die Söldnertruppen das Gebiet Polen-Litauens, sie kämpften unter dem Befehl kaiserlicher Generäle am Rhein, in Lothringen und in Norditalien, wobei sie entweder autonom blieben oder in größere Truppenverbände eingegliedert wurden. Die Adelsrepublik wehrte sich gegen ihre Rückkehr. Laut den Gesetzen des Sejms wurden alle Personen, die ohne Zustimmung der Stände die Grenze überschritten und an Raubzügen teilgenommen hatten, zu Ausgestoßenen (zu Infamie verurteilt) erklärt. Diese Rechtsvorschriften haben jedoch das Land und die Bevölkerung vor Plünderungen nicht geschützt und das Problem der aus dem Reich zurückkehrenden Söldner nicht gelöst.

⁷ Maciej Franz, Wojna polsko-turecka 1620–1621 jako element wojny trzydziestoletniej [Der polnisch-osmanische Krieg als Teil des Dreißigjährigen Krieges], in: Skowron (Hg.), Polska, 571.

⁸ Ibidem, 572.

In den Zwanzigerjahren des 17. Jahrhunderts hat Polen-Litauen nicht nur den Wiener Habsburgern immer wieder Söldner zur Verfügung gestellt, die Adelsrepublik spielte auch eine wichtige Rolle in den Plänen der spanischen Habsburger. Der Herzog von Olivares wollte die Niederlande besiegen und deshalb ihre wirtschaftlichen Grundlagen und ihren Handel zerstören. Um diesen Plan umzusetzen, benötigte er Unterstützung an der Ostsee. Polen-Litauen und sein Herrscher Sigismund III., der das habsburgische Geld sowie die spanische Flotte für eine Invasion in Schweden brauchte, schien dabei ein natürlicher Verbündeter zu sein. Wenn der König auf den schwedischen Thron zurückgekehrt und somit die Ostsee ein Binnenmeer der polnischen Wasa geworden wäre, hätte Spanien die niederländische Vorherrschaft in diesem Raum brechen und das katholische Lager stärken können.⁹ Letztendlich wurde nichts aus diesen Plänen. Die Spanier stellten Sigismund III. ihre Flotte nicht zur Verfügung und der Kaiser stimmte einer finanziellen Hilfe für diese Aktion nicht zu. Die Herrschaft im Ostseeraum fiel somit an die Schweden.

Nachdem Schweden 1624 eine Vereinbarung mit Dänemark geschlossen hatte, die es Christian IV. erlaubte, in den Krieg im Heiligen Römischen Reich einzutreten, nahm Schweden wieder die Kämpfe um Livland auf und eroberte die größte Festung – Dorpat (est. Tartu). 1626 griff Gustav II. Adolf Häfen im Herzogtum Preußen und Königlich-Preußen an.¹⁰ Ohne auf Widerstand zu stoßen nahm er Pillau, Braunsberg, Frauenburg, Elbing, Marienburg und einige kleinere Städte ein. Nur Danzig konnte sich gegen die schwedischen Truppen zur Wehr setzen. Der Krieg (um die Weichselmündung) verlief in den folgenden Monaten und Jahren mit wechselndem Glück. Kein Gegner konnte eine deutliche Übermacht erlangen. Beide Armeen hatten mit Desertion, Krankheiten und Rebellionen der nicht bezahlten und hungrigen Soldaten zu kämpfen.

Polen-Litauen trug wegen der Blockade seines Haupthafens Danzig enorme Verluste davon. Die Folgen waren auch für die Niederlande, England und Frankreich spürbar, die genauso wie die polnischen Adeligen, an einem möglichst raschen Frieden interessiert waren. Sigismund III. hingegen war nicht daran interessiert, er wollte nicht nur die verlorenen Festungen zurückerobern, sondern auch die schwedische Krone. Dabei konnte er auf die Unterstützung des Kaisers und Albrechts von Wallenstein zählen, denen an einem langen Krieg in Königlich-Preußen gelegen war und die das schwedische Heer möglichst weit weg vom Konflikt im Kaiserreich wissen wollten. 1629 entsandte Ferdinand II. Truppen unter dem Befehl von Hans Georg von Arnim-Boitzenburg nach Königlich-Preußen.

Der polnische Adel, ermüdet von der langjährigen militärischen und finanziellen Belastung, war mit der Hilfestellung des Kaisers nicht glücklich, der König nicht mit dem Anführer, die polnischen Hetmane nicht mit den Problemen bei der Unterordnung der Truppen und alle nicht wegen der Plünderungen. Die Adeligen sahen sich

9 Ryszard Skowron, Olivares, Wazowie i Bałyk w polityce zagranicznej Hiszpanii w latach 1621–1632 [Olivares, die Wasa und die Ostsee. Polen in der Außenpolitik Spaniens 1621–1632], Kraków 2002; sowie auch Eberhard Straub, Pax et Imperium. Spaniens Kampf um seine Friedensordnung in Europa zwischen 1617 und 1635, Paderborn – u.a. 1980, 288–314.

10 Zum Krieg Schwedens mit Polen vgl. Marcus Junkelmann, Gustav Adolf (1594–1632). Schwedens Aufstieg zur Großmacht, Regensburg 1993, 250–284.

in ihrer Abneigung gegenüber dem Bündnis mit den Habsburgern bestätigt. Dank der Vermittlung Frankreichs, Englands und Brandenburgs schloss Polen-Litauen am 26. September 1629 in Altmark mit Schweden einen sechsjährigen Waffenstillstand. Im Besitz von Schweden und Brandenburg blieben u.a. Elbing, Braunsberg, Stuhmsdorf und Marienburg sowie die wichtigen Häfen Pillau und Memel. Darüber hinaus erhielt Schweden das Recht, vom polnischen Seehandel 3,5% des Warenwerts an Zoll einzuheben. Die Geldmittel daraus erlaubten es Gustav II. Adolf in den folgenden Jahren die Kampfhandlungen im Reich zu finanzieren.

Die Zeitgenossen sahen im Krieg um die Mündung der Weichsel eine Fortsetzung der polnisch-schwedischen Auseinandersetzungen. Der polnische Historiker Adam Szelągowski stellt fest: „... den preußischen Krieg kann man als mit dem dänischen Krieg koordiniert ansehen, nicht nur vom chronologischen Standpunkt aus, sondern auch hinsichtlich der Ursachen, als einen Kampf zwischen den protestantischen Seemächten, das heißt – Dänemark, Schweden, zum Teil England und Holland, und den katholischen Landmächten wie Polen-Litauen, dem Kaiserreich und Spanien“¹¹. Auf die Zusammenhänge zwischen dem Polnisch-Schwedischen Krieg und dem Dreißigjährigen Krieg wiesen auch u.a. Siegfried Henry Steinberg, Michael Roberts, Johannes Burkhardt sowie Golo Mann hin. Die beiden Letztgenannten forderten, diese Auseinandersetzung als einen der Nebenkriege anzusehen,¹² und Maciej Serwański sprach sich für die Bezeichnung „polnische Periode des Dreißigjährigen Kriegs“ aus.¹³

Sigismund III. Wasa gelang es nicht, den schwedischen Thron zurückzuerobern. Er starb im Frühjahr 1632. Zum neuen Herrscher Polen-Litauens wurde sein ältester Sohn, Wladislaw IV. Wasa¹⁴, gewählt. Nach der Thronbesteigung musste er zunächst die Ostgrenzen der Adelsrepublik verteidigen. Moskau, verbündet mit Schweden, das dem Zarenreich geholfen hatte, die Armee zu modernisieren und Soldaten anzuwerben, wollte die in der Zeit der Wirren (Wielikaja smuta) an Polen-Litauen verlorenen Gebiete wiedergewinnen. Es nützte die Zeit des Interregnum nach dem Tod von Sigismund III. aus und griff im Sommer 1632 Smolensk an. Die Festung hielt der Belagerung mehrere Monate stand, bis polnische und litauische Truppen zu Hilfe kamen. Durch den Friedensvertrag von Polianov (13. Juni 1634) behielt Polen-Litauen die eroberten Gebiete, aber Wladislaw IV. wurde gezwungen, auf den Titel Zar zu verzichten. Die Schlacht um Smolensk wurde weit weg vom Gebiet der Adelsrepublik geschlagen, aber die russische Geschichtsschreibung (Boris Fjorowitzch Proschniew) und ihr folgend auch die polnische (Dariusz Kupisz) sowie britische Wissenschaftler (Michael Roberts) betrachteten sie als einen Teil des Dreißigjährigen Kriegs, da Polen-Litauen offizielle Kampfhandlungen gegen Moskau setzte

11 Adam Szelągowski, *O ujście Wisły. Wielka wojna pruska* [Um die Weichselmündung. Der große preußische Krieg], Kraków 1905, 361.

12 Johannes Burkhardt, *Der Dreißigjährige Krieg*, Frankfurt a.M. 1992; Golo Mann, *Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann*, Frankfurt a.M. 1971; Siehe: Lolo, *Rzeczpospolita*, 292.

13 Maciej Serwański, *Rzeczpospolita wobec wojny trzydziestoletniej* [Polen-Litauen und der Dreißigjährige Krieg], in: Skowron (Hg.), *Polska*, 545.

14 Zu seiner Person vgl. Literatur zu Wladislaw

und das Zarenreich von Schweden, welches unmittelbar in den Krieg verwickelt war, Unterstützung erhielt.¹⁵

Wladislaw IV. Wasa versuchte in den ersten Jahren seiner Herrschaft, die Politik seines Vaters fortzusetzen und sah im Bündnis mit den Habsburgern eine Möglichkeit, den schwedischen Thron zurückzuerobern. Sowohl Kaiser Ferdinand II. als auch der König waren an einer Wiederaufnahme der Kampfhandlungen gegen Schweden interessiert, allerdings konnte nur der Sejm eine Entscheidung darüber treffen. Er tat dies im Jahr 1635, nach sechs Jahren Waffenstillstand. Die Hoffnungen auf die Eröffnung einer neuen Front oder die Wiedererlangung des Throns sind schnell geschwunden. Die Adeligen stimmten der Einhebung von Steuern und der Aufstellung einer neuen Armee zu, sie wollten jedoch nur die Kontrolle über den Handel entlang der Weichsel zurückgewinnen. Es genügte, militärische Stärke zu zeigen, um die Schweden zu Verhandlungen über einen Waffenstillstand zu bewegen, die dann in der Unterzeichnung des Vertrags von Stuhmsdorf am 12. September 1635 mündeten.¹⁶ Diesmal wurde der Waffenstillstand für 26 Jahre geschlossen. Polen-Litauen bekam seine Festungen im Königlichen Preußen zurück. Schweden behielt hingegen seine Eroberungen in Livland, die für den Handel beschwerlichen Zölle wurden aufgehoben. Der Kaiser war von dieser Wendung der Dinge überrascht, er bildete sich ein, das geschwächte Schweden doch noch besiegen zu können, konnte jedoch die Unterzeichnung des Vertrags nicht verhindern. Der entschiedene Widerstand der Adelsrepublik gegen eine weitere kriegerische Auseinandersetzung führte zu einer Verschlechterung der Beziehungen mit dem Wiener Hof.

Wladislaw IV. begann nach anderen Möglichkeiten zu suchen, um seine Position in Europa zu stärken, er bemühte sich, zwischen den Parteien des Konflikts zu vermitteln und unternahm einen Versuch, sich Frankreich anzunähern. Ein Projekt sah seine Eheschließung mit Elisabeth von der Pfalz, der Tochter von Friedrich V. vor. Der Sejm war jedoch gegen eine Heirat mit einer Protestantin und so kehrte Wladislaw IV. zu dem traditionellen Bündnispartner zurück und ehelichte 1636 Erzherzogin Cäcilia Renata, womit die familiären Bände erneuert wurden. Diese Rückkehr dauerte jedoch nicht lange; in den folgenden Jahren versuchte er, seine Politik auf Frankreich auszurichten und Polen-Litauen verhinderte es konsequent, in den europäischen Konflikt hineingezogen zu werden.¹⁷ Dies traf auf den Staat zu, nicht aber auf die Bürger, die als Söldner an verschiedenen Kriegshandlungen teilnahmen. Besonders in den Jahren 1635 bis 1636 konkurrierte sowohl die habsburgische als auch die französische Diplomatie in ihren Bemühungen um die Soldaten, die infolge des Waffenstillstands mit Schweden aus dem Kriegsdienst entlassen worden waren.

15 Lolo, *Rzeczpospolita*, 25–30.

16 Zu dieser Verlängerung des Waffenstillstandes im Jahre 1635 vgl. Jenny Öhman, *Der Kampf um den Frieden. Schweden und der Kaiser im Dreißigjährigen Krieg*, Wien 2005, 75–77.

17 Maciej Serwański, *Francja wobec Polski w dobie wojny trzydziestoletniej (1618–1648)* [Frankreichs Haltung gegenüber Polen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648)], Poznań 1986.

Ihre Anwerbung in das kaiserliche und französische Heer bewahrte Polen-Litauen vor weiteren Rebellionen der nicht bezahlten Soldaten.¹⁸

Abschließend möchte ich wiederholen, dass im Zeitraum von 1618 bis 1648 Polen-Litauen offiziell, als Staat, an dem Konflikt im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation und in den habsburgischen Landen nicht teilgenommen hat. Man kann jedoch einige offizielle Kriege, vor allem den Krieg um die Weichselmündung und um Smolensk, als weitere Schauplätze des Dreißigjährigen Krieges oder als sogenannte „Nebenkriege“ betrachten. Berühmt, teilweise berüchtigt, waren in dem Krieg die „Lisowczyki“. Man darf aber nicht vergessen, dass während des ganzen Dreißigjährigen Krieges die Adelsrepublik inoffiziell, weil ohne Zustimmung des Sejms, Soldaten lieferte – vorwiegend für die kaiserliche und spanische Armee, es gab aber auch Werbungen für das französische Heer. Da Sigismund III. nur in einem Bündnis mit den Habsburgern die Möglichkeit sah, den schwedischen Thron zurückzuerobern oder in Schlesien Einfluss zu gewinnen, unterstützte er „hinter den Kulissen“ Wien und Madrid. Trotz einer geschickten Politik gelang es ihm nicht, Polen-Litauen und dessen Potential so stark in den Krieg zu verwickeln, wie es sich der habsburgische Verwandte wünschte. Die Adeligen waren den Habsburgern und weiteren kostspieligen Kriegen abgeneigt und blockierten die Bestrebungen des Königs zur Teilnahme an dem Konflikt. Wladislaw IV. hingegen suchte nach anderen Wegen, um seine Position in Europa zu stärken.

18 Lothar Höbelt, Barocke Bomberflotten? Die „Polnischen Völcker“ als habsburgische „Vergeltungswaffe“ 1635/36, in: Heeresgeschichtlichen Museum Wien (Hg.), Von Söldnerheeren zu UN-Truppen. Symposium 5. November 2010, Wien 2011, 29–43.

Der Krieg, der nicht stattfand? Das Osmanische Reich und der Dreißigjährige Krieg

von Claudia Reichl-Ham

1. Einleitung

„Die osmanische Großmacht [scheint] von der göttlichen Vorsehung auf wundersame Weise geblendet, sodass sie den Schlag nicht erkennt, den sie ihm [dem Kaiser] versetzen könnte, denn es wäre ihr zweifellos ein Leichtes, sich mit einem Schlag des restlichen Ungarns zu bemächtigen [...]. Der Kaiser verfügt über keine geeigneten Streitkräfte, um sich zu verteidigen, er kann auch keine Hilfe von den Fürsten des Reiches erwarten [...].“¹

Diese Passage aus der Relation des außerordentlichen Gesandten Venedigs beim Kurfürstentag zu Regensburg, Cavaliere Sebastian Venier, von Ende 1630 steht stellvertretend für den Glauben vieler Zeitgenossen an den Mythos vom „Mirakel des Hauses Österreich“², das sich in jenen schicksalhaften Jahren ereignete. Denn bereits damals war es unverständlich, dass das Osmanische Reich die Verstrickung der Habsburger in die vielschichtigen Auseinandersetzungen in Mitteleuropa während des Dreißigjährigen Krieges nicht nützte, um diese in einen Zwei- oder gar Mehrfrontenkrieg zu verwickeln. Seit 1526 war die Bedrohung des Hauses Habsburg durch die Osmanen eine Konstante in der Politik der Habsburger gewesen. Der „Lange Türkenkrieg“ Rudolfs II., der mit dem Frieden von Zsitvatorok im Jahre 1606 geendet hatte, lag erst wenige Jahre zurück. Abweichende Formulierungen im osmanischen Vertragstext führten – vor allem im Hinblick auf die steuerpflichtigen Dörfer an der Grenze in Ungarn und auf die Tributzahlungen – auch in der folgenden Zeit zu ständigen Spannungen und Forderungen seitens der Osmanen. Während etwa im kaiserlichen Exemplar des Vertrages von einer einmaligen Zahlung von 200.000 Golddukaten die Rede war, fehlte der wichtige Passus „semel pro semper“ (ein für alle Mal) in der osmanischen Übersetzung.³

1 Joseph Fiedler (Hg.), *Die Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Österreich im siebzehnten Jahrhundert*, in: *Fontes Rerum Austriacarum* II, Bd. XXVI, Wien 1866, 163.

2 Markus Köhbach, Warum beteiligte sich das Osmanische Reich nicht am Dreißigjährigen Krieg, in: *Polen und Österreich im 17. Jahrhundert*, hg. v. Walter Leitsch/Stanisław Trawkowski (= Veröffentlichungen des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung der Universität Wien, Bd. 18), Wien – Köln – Weimar 1999, 277–294, hier 287 (= Köhbach, Osmanen); Georg Wagner, *Österreich und die Osmanen im Dreißigjährigen Krieg*. Hermann Graf Czernins Großbotschaft nach Konstantinopel 1644/45, in: *Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs* 14 (1984), 325–392, hier 327f.

3 Markus Köhbach, *Das Osmanische Reich im 16. und 17. Jahrhundert*, in: *Österreich und die Osmanen – Prinz Eugen und seine Zeit*, hg. v. Erich Zöllner/Karl Gutkäs, Wien 1988, 5–19, hier 14; (= Köhbach, *Das Osmanische Reich*) Osmanen, 290; Suraiya Faroqhi, *Crisis and Change, 1590–1699*, in: *An Economic and Social History of the Ottoman Empire, 1300–1914*, hg. v. Halil İnalçık/Donald Quataert, Cambridge 1994, 411–636, hier 422f.

Das Streben beider Seiten nach der Kontrolle über das Fürstentum Siebenbürgen und der fast ununterbrochen geführte „Kleinkrieg“ an der Grenze stellen ebenfalls Faktoren dar, die dem Frieden wenig förderlich waren. Und doch gelang es der habsburgischen Diplomatie – zum Teil durch weitreichende Zugeständnisse, zum Großteil aber mittels Bestechung durch großzügige Geschenke an den Sultan und hohe osmanische Würdenträger –, dass der Friede von Zsitvatorok, der ursprünglich für 20 Jahre gelten sollte, mit geringen Modifizierungen sechsmal verlängert wurde (1615, 1618, 1625, 1627, 1642, 1649) und bis 1652 hielt.⁴ Worauf also basieren das „Mirakel“ und der diplomatische Erfolg?

2. Das Osmanische Reich

Wenn man nach einer rationalen Erklärung für das „Mirakel“ sucht, so muss man zunächst die inneren Verhältnisse und die Außenbeziehungen des Osmanischen Reiches jener Zeit einer genaueren Analyse unterziehen und man wird ein komplexes Bündel an endogenen und exogenen Faktoren finden, die in ihrem Zusammenwirken dessen politische Entscheidungen mitbestimmt haben.

Das bedeutendste Motiv ist in den inneren Verhältnissen des Reiches zu suchen. Obwohl es dem Osmanischen Reich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch gelang, nach außen hin den Schein der Großmachtstellung zu wahren, gärte es im Inneren gewaltig. Es handelt sich hier um eine anhaltende Machtkrise, gepaart mit einer Führungskrise auf höchster Ebene, sowie um enorme Strukturschwächen, die just zu jener Zeit zur politischen und wirtschaftlichen Instabilität des Reiches führten.⁵

2.1 Personeller Faktor

Werfen wir zunächst einen Blick auf den personellen Faktor: Auf Sultan Ahmed I. folgte Ende November 1617 sein gemütskranker Bruder Mustafa I., der bereits nach einem Vierteljahr abgesetzt und durch seinen 13-jährigen Neffen Osman II. ersetzt wurde. Dieser zeigte trotz seines jugendlichen Alters Anlagen zu einem tatkräftigen Herrscher, doch überwarf er sich mit dem mächtig gewordenen Korps der Janitscharen, weil er den Versuch unternahm, das Korps durch eine neue Miliz zu ersetzen, ebenso wie mit dessen Rechtsgelehrten, der Ulema, dessen Einfluss er eindämmen wollte. Er wurde im Alter von kaum 17 Jahren von Janitscharen ermordet. 1622 kam Mustafa erneut auf den Thron, wurde aber kurze Zeit später von seinem zwölfjährigen Neffen Murad IV. abgelöst, der zwar reformorientiert war und gnadenlos gegen Disziplinlosigkeit und Korruption vorging, dies aber gepaart mit Exzessen patho-

⁴ In den Akten des Österreichischen Staatsarchivs, Haus-, Hof- und Staatsarchivs (im Folgenden: HHStA), in Wien finden sich die entsprechenden Verhandlungsakten bzw. Berichte aus Konstantinopel. Siehe u. a. HHStA, Staatenabteilung Türkei I (im Folgenden: Tü I), K. 98–102, 1610–1615; K. 107, 1618; K. 109–111, 1623–1628; K. 116–117, 1642–1644; K. 120/121, 1647–1649.

⁵ Josef Matuz, Das Osmanische Reich. Grundlinien seiner Geschichte, Darmstadt 2012, 165; Köhbach, Osmanen, *passim*.

logischer Grausamkeit und selbstzerstörerischer Trunksucht. Auf Sultan Murad IV., der immerhin ein geordnetes und sogar vergrößertes Reich hinterließ, folgte schließlich 1640 sein nierenkranker Bruder Ibrahim, der 1648 starb. Fakt ist also, dass die Institution des Sultanats in jener Zeit schwächelte und immer mehr an Bedeutung einbüßte.⁶

Junge, unreife, schwache, unselbstständige, z. T. psychisch kranke Persönlichkeiten auf dem Thron waren von ihrer Umgebung abhängig und für Beeinflussung und Manipulation offen. Joseph Matuz bezeichnet sie gar als „Schattenherrscher“.⁷ Dies führte dazu, dass der Harem, der private Haushalt des Sultans, zu einem äußerst wichtigen Machtfaktor wurde. Die Sultansmütter, die sogenannten Valides, sowie die Favoritinnen des Sultans mit ihren Getreuen und Lobbys lieferten sich innerhalb und außerhalb des Serails erbitterte Machtkämpfe und bestimmten die Politik erheblich mit. Insbesondere bei der Besetzung wichtiger politischer Ämter wie der Großwesire oder der Janitscharen-Agas machten sie ihren Einfluss geltend. Sie verhandelten aber auch mit den Gesandten fremder Mächte und agierten als Regentinnen für ihre Söhne. Diese Zeit wird daher auch als die Zeit der „Weiberherrschaft“ bezeichnet, ein Begriff, der vom türkischen Historiker Ahmed Refik Altinay geprägt wurde.⁸

Die dominierende Persönlichkeit am Sultanshof der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war Kösem Mahpeyker Sultan, die Favoritin von Sultan Ahmed I. und Mutter der Sultane Murad IV. und Ibrahim. Sie übte großen Einfluss auf die Politik aus. Zwischen 1623 und 1632 war sie sogar Regentin des Osmanischen Reiches, da ihr Sohn Murad IV. noch minderjährig war.⁹

Zudem mangelte es dem Staat an Personen, die höchste Integrität, politische Begabung, Durchsetzungsvermögen und breiten Konsens unter den politisch einflussreichen Institutionen und Gruppierungen besaßen, sowie an Kontinuität. Davon zeugt auch, dass zwischen 1617 und 1648 nicht weniger als 25 Großwesire im Amt waren. Korruption, Ämterkauf und Nepotismus waren auf allen Ebenen der Bürokratie an der Tagesordnung.¹⁰

2.2 Strukturelle Faktoren

Auch strukturelle Faktoren trugen maßgeblich zur Schwächung des Osmanischen Reiches bei. Ab dem Ende des 16. Jahrhunderts kam es im Osmanischen Reich zu einem tiefgreifenden Wandel im Bereich der Politik, des Militärwesens, der Pro-

6 Matuz, Das Osmanische Reich, 166–169; Köhbach, Das Osmanische Reich, 14; Köhbach, Osmanen, 287.

7 Matuz, Das Osmanische Reich, 169.

8 Ahmet Refik Altinay, Kadınlar Saltanatı [Weiberherrschaft], 4 Bde, Istanbul 1916–1923, nur in türkischer Sprache erschienen. Zur „Weiberherrschaft“ und der Funktion des Harems siehe Leslie P. Peirce, Beyond Harem Walls: Ottoman Royal Women and the Exercise of Power, in: Servants of the dynasty. Palace Women in World History, hg. v. Anne Walthall, Berkeley, Calif., u. a. 2008, 81–95; Leslie P. Peirce, The imperial harem: women and sovereignty in the Ottoman Empire, New York 1993, Kapitel 4 und 5, 91–149.

9 Peirce, The imperial harem, 105f., 127; Matuz, Das Osmanische Reich, 166f. Siehe dazu auch die Bände 3 und 4 von Altinay, Kadınlar Saltanatı [Weiberherrschaft], die sich ausführlich mit der Rolle Kösems beschäftigen.

10 Köhbach, Osmanen, 287; Matuz, Das Osmanische Reich, 165.

vinzialadministration und der Finanzen, wobei all diese Bereiche eng miteinander verwoben waren.¹¹

Bereits der Lange Türkenkrieg hatte gezeigt, dass die osmanischen Streitkräfte in ihrer Struktur veraltet waren. Die Sipahi, die traditionelle Lehenskavallerie, die nach wie vor das zahlenmäßig größte Kontingent der osmanischen Armee stellte, hatte durch Missbräuche bei der Vergabe von Lehen, aber auch durch die schwere Finanzkrise der 1580er Jahre viel an Schlagkraft eingebüßt. Die Bereitschaft, zu den befohlenen Musterungen zu erscheinen bzw. dem Einrückungsbefehl zu einem Feldzug Folge zu leisten, war enorm gesunken, bei den Eingerückten nahmen Insubordination und Desertion zu.

Dazu kam noch, dass die Sipahi zunehmend ihre prominente Rolle auf dem Schlachtfeld eingebüßt hatten, die nun von mit Handfeuerwaffen ausgestatteter besoldeter Infanterie übernommen wurde. Dadurch kam es zu einer massiven Ausweitung des Personalstandes besoldeter Truppen und damit zu enormen Steigerungen bei den Personalkosten, deren Finanzierung in Form von neuen Steuern erfolgte. Hand in Hand damit ging auch der zunehmende Bedeutungsverlust der Knabenlese, des traditionellen Instruments zur personellen Ergänzung der besoldeten Truppen, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts schließlich ganz abgeschafft wurde.¹² Der wachsende politische Einfluss der besoldeten Truppen, insbesondere der zahlenmäßig am stärksten vertretenen und einflussreichen Janitscharen, erzeugte sowohl auf zentraler wie auf regionaler Ebene zunehmende Spannungen. Weil aufgrund der leeren Staatskassen der Sold für die Truppen immer häufiger nicht bezahlt werden konnte, hatten die Janitscharen schon mehrmals gegen ihre Offiziere rebelliert und ihre Bezahlung erzwungen. Wie weit die Macht der Janitscharen tatsächlich reichte, zeigte sich, als sie die bereits erwähnten Pläne Sultan Osmans II. zur Einführung einer neuen Miliz vereiteln, indem sie ihn 1622 absetzten und ermordeten.¹³

Für Feldzüge rekrutierte man nun oft kurzfristig Hilfstruppen für die Infanterie, Sarica oder Sekban genannt, meist land- und arbeitslose Männer auf dem Land. Sie galten als schlecht ausgebildet und undiszipliniert. Diese Männer strebten nach existenzieller Absicherung durch Aufnahme in die bestehenden militärischen Strukturen, die ihnen aber verwehrt wurde. Nach der Demobilisierung standen sie daher wieder auf der Straße, wenn sie nicht das Glück hatten, von lokalen Machthabern quasi als deren Privatarmee rekrutiert zu werden, was letztendlich dazu führte, dass sie sich zu Banden zusammenschlossen und eine führende Rolle bei den sogenannten „Celâli-Aufständen“, schweren bürgerkriegsartigen Kämpfen in Anatolien am Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, spielten.¹⁴

11 Zu diesen Wandlungsprozessen siehe v. a. Halil İnalçık, Military and Fiscal Transformation in the Ottoman Empire, 1600–1700, in: *Archivum Ottomanicum* 6 (1980), 283–337; ders. Centralization and Dezentralization in Ottoman Administration, in: *Studies in Eighteenth Century Islamic History* (= *Papers on Islamic History*, Bd. 4), Carbondale – Edwardsville, Ill., 1977, 27–52; Faroqhi, Crisis, 411–636; Köhbach, Osmanen, 278.

12 Matuz, Das Osmanische Reich, 165; Köhbach, Osmanen, 278f.; İnalçık, Transformation, 312f.

13 İnalçık, Transformation, 289–291; Köhbach, Osmanen, 280–282; Faroqhi, Crisis, 415.

14 Zu den Celâli-Aufständen siehe William J. Griswold, The Great Anatolian Rebellion, 1000–1020/1591–1611 (= Islamkundliche Untersuchungen, Bd. 83), Berlin 1983, passim. Vgl. auch İnalçık, Transformation, 292–297; Köhbach, Das Osmanische Reich, 13.

Soziale Spannungen, Wirtschafts- und Finanzkrisen, Missbräuche in der Verwaltung, Übergriffe von Behörden und lokalen Garnisonen hatten zur Verelendung der Landbevölkerung in Anatolien, zu weitverbreiteter Unzufriedenheit und schließlich zu diesen Aufständen geführt. Zudem hatten sie eine Landflucht ausgelöst, die in mehreren Phasen ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stattfand und den Prozess der Entvölkernng Anatoliens noch verstärkte. Die Landwirtschaft verfiel zusehends, es entstanden zahlreiche winzige, abgelegene Bergdörfer, in denen die Bewohner wegen des rauen Klimas und des unfruchtbaren Bodens ein kümmerliches Dasein fristeten – ein Erbe, das bis heute für die Struktur der anatolischen Landwirtschaft prägend ist.¹⁵

Auch in anderen Gebieten erschütterten Aufstände das ohnehin labile Gefüge des Osmanischen Reiches: 1621 besetzte der aufständische Janitscharenoffizier Bakr Bagdad, wo er als Subaschi, d. h. als Polizeichef, fungiert hatte, und forderte die Hohe Pforte auf, ihn als Pascha anzuerkennen. Doch der Sultan beauftragte den Gouverneur von Diyarbakir, Hafiz Ahmed Pascha, gegen den Rebellen vorzugehen. Bakr ersuchte daraufhin die Perser um Unterstützung, doch führte dies letztendlich zur Besetzung Bagdads durch eben diese.¹⁶

Der Khan der Krimtataren Mehmed Giray III. lehnte sich 1624 im Versuch, die Abhängigkeit von der Pforte zu lockern, gegen den Sultan auf. Die Lage dieses osmanischen Vasallenstaates zwischen Polen-Litauen, Persern, Russen und Osmanen sowie das labile Kräfteverhältnis der Region machten das Tatarenheer zu einem bedeutenden militärischen Faktor. Erst nach erheblichen Anstrengungen gelang es der Hohen Pforte 1628 durch die Einsetzung eines neuen Khans, Canbek Giray, den Aufstand niederzuwerfen. Im selben Jahr ging der fast ein Jahrhundert zuvor eroberte Jemen wieder verloren.

Auch die Drusen in Syrien und im Libanon revoltierten ab 1603 mehrmals unter der Führung ihres Emirs Fachraddin, der zunächst Unterstützung von Herzog Ferdinand I. von Toskana, Papst Paul V. und Philipp III. von Spanien erhielt. Sein hochfliegender Plan, Palästina zu erobern, dem der damalige Beylerbey von Damaskus (und spätere Gouverneur von Diyarbakir) Hafiz Ahmed Pascha mit seinen Truppen und in Kooperation mit einem Marinegeschwader ein abruptes Ende bereitete, scheiterte aber letztendlich ebenso wie ein weiterer Konflikt in den 1630er-Jahren, bei dem Fachraddin in Gefangenschaft geriet und 1635 hingerichtet wurde.¹⁷

15 Matuz, Das Osmanische Reich, 159–162.

16 V. Parry, The Ottoman empire 1617–48, in: J. Cooper (Hg.), *The Decline of Spain and the Thirty Years War 1609–48/59* (= The New Cambridge Modern History, Bd. 4), Cambridge 1970, 620–643, hier 631; Jane Hathaway/Karl K. Barbir, *The Arab Lands Under Ottoman Rule, 1516–800*, Harlow 2008, 68.

17 Fachraddin gelang es, ins Ausland zu flüchten, wo er unter dem Schutz seiner Protektoren stand. 1618 durfte er in den Libanon zurückkehren, wo er, gestützt auf die Drusen, aber auch auf eine starke Söldnertruppe, erneut die Herrschaft an sich riss – ein Faktor, der Sultan Murad IV. ein Dorn im Auge war. Murad befahl daraufhin dem Beylerbey von Damaskus, Küçük Ahmed Pascha, 1634, mit starken Kräften gegen den Emir vorzugehen. Parry, Ottoman empire, 632f.; Faroqhi, Crisis, 417f.

2.3 Exogene Faktoren

Wenden wir uns nun den exogenen Faktoren, also den Außenbeziehungen des Osmanischen Reiches, zu:

2.3.1 Persien

Ab 1514 waren Osmanen (Sunniten) und Safawiden (Schiiten) ein Jahrhundert lang in kriegerische Auseinandersetzungen um die Herrschaft im Kaukasus und in Mesopotamien verwickelt, wobei die Osmanen zunächst mit großen Gebietsgewinnen – Georgien, Eriwan, Gebiete bis zur früheren Hauptstadt Täbris – aus den Kämpfen hervorgingen. Durch umfassende politische, militärische und wirtschaftliche Reformen gestärkt, begann Schah Abbas I. Anfang des 17. Jahrhunderts (1603–1612, 1615–1618) einen neuerlichen Krieg gegen die Osmanen, der bis 1619 starke osmanische Kräfte im Osten band.¹⁸ Nach einer kurzen Zeit der Ruhe eskalierte die Situation erneut, als, wie oben bereits erwähnt, der aufständische Bakr Subaschi, der Bagdad unter seine Kontrolle gebracht hatte, die Perser um Unterstützung bat. Diese belagerten daraufhin Bagdad, nahmen die Stadt am 14. Jänner 1624 ein und rotteten große Teile der sunnitischen Bevölkerung aus – auch der Subaschi, der von den osmanischen Behörden angesichts der drohenden Gefahr durch Persien mittlerweile als Pascha anerkannt worden war und daraufhin die Seiten gewechselt hatte, wurde hingerichtet. Dies war der Beginn eines persischen Eroberungsfeldzuges im Irak, dem Städte wie Kirkuk, Mossul, Nadschaf oder Kerbela zum Opfer fielen. Ein Versuch der Osmanen in den Jahren 1625/26, Bagdad wiederzuerobern, scheiterte. Die Rückeroberung Mossuls gelang 1629.¹⁹

Abbas Nachfolger Schah Safi griff 1633 Georgien an und drang auf osmanisches Gebiet vor, auch Bagdad war noch immer in seiner Hand. Der neue Sultan Murad IV. führte daraufhin persönlich eine Gegenoffensive an. 1635 eroberte er zunächst Eriwan und plünderte dann Täbris. Gichtanfälle in den Beinen zwangen ihn allerdings zur Umkehr. Da der Schah Eriwan wenig später zurückeroberte, rüstete Murad 1638 erneut, zog jedoch nun nach Bagdad, das er im Dezember 1638 eroberte. Mit dem Frieden von Kasr-i Schirin vom Mai 1639, der über ein Jahrhundert anhalten sollte, wurden die bestehenden Grenzen im Osten sanktioniert, die im Großen und Ganzen dem heutigen Grenzverlauf entsprechen und stets als Grundlage für spätere Friedensverhandlungen herangezogen wurden.²⁰

18 Faroqhi, Crisis, 420f. Siehe auch den Bericht Michael Starzers in: HHStA, Tü I, K. 107, 1618 (Juni–Oktober), fol. 145r–180v, 20.09.1618.

19 Parry, Ottoman empire, 631; Faroqhi, Crisis, 421; Hathaway/Barbir, Arab Lands, 68. Siehe auch diverse Berichte Sebastian Lustriers von Liebenstein (Resident 1624–1629) in: HHStA, Tü I, K. 110/111, 1625–1628.

20 Faroqhi, Crisis, 421f.; Parry, Ottoman empire, 633f.

2.3.2 Polen-Litauen

Im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts hatten sich polnische Magnaten mit Billigung des Königs wiederholt in die inneren Angelegenheiten der Donauprätätorien Moldau und Walachei, beide osmanische Vasallenstaaten, eingemischt. Der Großhetman der polnischen Krone Stanisław Żółkiewski etwa hatte seit 1615 einen regelrechten Privatkrieg auf dem Gebiet des Fürstentums Moldau geführt, der am 22. November 1617 im Vertrag von Busza am Dnestr beendet worden war.²¹ Dazu kamen wechselseitige Überfälle im polnisch-osmanischen Grenzgebiet der Krimtataren und der Tataren der Nogaier Horde einerseits, die den Sultan als ihren Suzerän anerkannten, und andererseits der polnischen Krone unterstehenden Saporoger Kosaken. Letztere waren bei ihren Raubzügen wiederholt bis weit ins Osmanenreich vorgedrungen und hatten etwa 1614 Sinop und 1615 Gebiete am Ufer des Bosporus gebrandschatzt.²²

Der Einsatz polnischer leichter Reiterei (*lisowczycy*) zur Unterstützung der Habsburger im Kampf gegen Gabriel Bethlen²³, die anhaltende polnisch-osmanische Rivalität im Fürstentum Moldau und die oben erwähnten Überfälle der Kosaken empörten die Hohe Pforte. Nachdem der Gospodar der Moldau, Gaspar Gratiani, die Seiten gewechselt und sich mit Polen-Litauen verbündet hatte, sah sich Sultan Osman II. 1620 veranlasst, eine Armee unter dem Kommando von Iskander Pascha und dem Khan der Nogaier Tataren, Temir, in die Donauprätätorien zu schicken. Gratiani versprach die Bereitstellung eines 25.000 Mann starken Heeres im Fall einer Intervention von Seiten Polen-Litauens. Der Sejm, das polnische Parlament, war jedoch – trotz der Sorge um eine mögliche drohende protestantisch-osmanische Kooperation – zunächst nicht bereit, eine große Streitmacht aufzustellen, vor allem auch deshalb, weil ein Großteil des Adels dem Protestantismus nahestand. Als dann aber bei einer osmanischen Offensive bei Cecora am 6. Oktober eine kleine polnische „Privatarmee“ mit 8000 Mann unter der Führung des Großhetmans Żółkiewski

21 Darin verpflichtete sich Polen-Litauen, sich nicht in moldauische Angelegenheiten einzumischen.

22 Im Frieden von Busza hatten sich beide Seiten auch verpflichtet, Maßnahmen gegen weitere Übergriffe der Tataren und Kosaken zu ergreifen – vergeblich, wie sich bald herausstellen sollte. Parry, Ottoman empire, 636. Siehe dazu auch HHStA, Tü I, K. 107, 1618 (Juni–Oktober), fol. 145r–180v, hier fol. 148r, Bericht Michael Starzers, 20.09.1618.

23 Nachdem der Sejm eine Unterstützung des Kaisers im Kampf gegen Gabriel Bethlen durch die Stellung von Truppen abgelehnt hatte, König Sigismund III. Wasa aber in Übereinstimmung mit einer Geheimklausel im polnisch-habsburgischen Vertrag von 1613 seine Unterstützung durch Anwerbung von Söldnern in den ihm unterstehenden Territorien zugesagt hatte, finanzierte er diese aus eigenen Mitteln und gestattete zudem die Anwerbung von polnischen Soldaten durch österreichische Agenten. Gabriel Bethlen sann daraufhin auf Rache und bat die Osmanen um militärischen Beistand im Kampf gegen das Haus Habsburg und den polnischen König. Im Krieg gegen Polen-Litauen stellte er seine Truppen in den Dienst der Osmanen. Dariusz Kołodziejczyk, Polen und Osmanen im 17. Jahrhundert, in: Leitsch/Trawkowski (Hg.), Polen und Österreich im 17. Jahrhundert, 261–276, hier 264; Simon Millar/Peter Dennis, Vienna 1683. Christian Europe repels the Ottomans, Oxford 2008, 8; F. Nowak, Sigismund III., 1587–1632, in: W. F. Reddaway/O. Halecki u. a. (Hg.), The Cambridge History of Poland from the Origins to Sobieski (to 1696), Cambridge 1950, 451–474, hier 470f. Details zur Auseinandersetzung der Habsburger mit Bethlen finden sich im folgenden Kapitel.

eine schwere Niederlage erlitt,²⁴ sah sich der Sejm schließlich doch veranlasst, die nötigen Mittel für eine Armee von bis zu 40.000 Mann zu bewilligen. Diese wurde dem Kommando des Kronprinzen Władysław Wasa und des litauischen Großhetmans Jan Karol Chodkiewicz unterstellt. Auch die Saporoger Kosaken beteiligten sich mit bis zu 40.000 Kämpfern am Feldzug.²⁵

Am 20. August 1621 überquerten die kosakisch-polnischen Truppen den Dnestr und errichteten bei Chocim ein befestigtes Lager. Kurz darauf traf eine osmanische Armee mit etwa 150.000 Mann ebendort ein, die Sultan Osman II. persönlich kommandierte.

Nach einer fünf Wochen andauernden Belagerung und mehreren erfolglosen Sturmangriffen auf das befestigte Lager der Polen verweigerten die Janitscharen schließlich den Gehorsam und begannen zu meutern. Da auch das Wetter umschlug – Kälte und Regen setzten den osmanischen Truppen stark zu – und es zu Mängeln in der Versorgung kam, brach Sultan Osman II. die Belagerung am 28. September ab.²⁶ Die offene Kritik des Sultans am Verhalten der Janitscharen in diesem Feldzug war neben dem bereits erwähnten Plan zur Einführung einer neuen milizartigen Truppe ein wesentlicher Faktor, der zu seiner Ermordung im Jahre 1622 führte.²⁷

Am 9. Oktober 1621 schlossen Osman II. und Kronprinz Władysław in Chocim einen Friedensvertrag, der im Grunde genommen eine Bestätigung des Friedens von Busza von 1617 darstellte: Darin wurde der Fluss Dnestr als Grenze zwischen beiden Reichen bestätigt, Polen-Litauen verzichtete auf weitere Einmischungen in die inneren Angelegenheiten der Donauprätentümer und verpflichtete sich, dem Tatarenkhan Temir jährlich ein „Geschenk“ zu übermitteln, d.h. eine Tributzahlung zu leisten. Die Vorstöße der Kosaken bis ins Schwarzmeergebiet waren unverzüglich einzustellen. Dafür versprachen die Tataren, von weiteren Überfällen Abstand zu nehmen.²⁸ Doch die Überfälle hörten nicht auf; allein in den Jahren 1622 bis 1629 kam es zu 19 Raubzügen der Nogaier-Tataren. Den polnischen Behörden gelang es ebenfalls nicht, die Vorstöße der Kosaken zu stoppen. Und auch mehrere gegen die

24 Diese Niederlage war wohl auch darauf zurückzuführen, dass Gratiani über weitaus weniger Soldaten als versprochen verfügte – nämlich 600 (!) – und die zahlenmäßige Überlegenheit der Osmanen einen Großteil der verbündeten moldauischen Soldaten veranlasste, die Seite zu wechseln. Die meisten polnischen Soldaten wurden bei den Kämpfen und den anschließenden Rückzugsgefechten entweder getötet oder gerieten in Gefangenschaft. Auch der Großhetman fand dabei den Tod. Sein Kopf wurde dem Sultan als Trophäe überbracht. Millar/Dennis, Vienna 1683, 8; Stephen R. Turnbull, The Ottoman Empire, London 2003, 84; Nowak, Sigismund III, 471; Dariusz Kołodziejczyk, Ottoman-Polish Diplomatic Relations (15th–18th Century), Leiden – Boston – Köln 2000, 130f.; Norman Davies, God's Playground. A History of Poland in Two Volumes, Volume 1: The Origins to 1795, Oxford u. a. 2005, 347.

25 Turnbull, The Ottoman Empire, 84.

26 Nowak, Sigismund III, 472; Parry, Ottoman empire, 636.

27 Köhbach, Das Osmanische Reich, 14.

28 Zum genauen Inhalt des Friedens siehe Kołodziejczyk, Ottoman-Polish Diplomatic Relations, 131–133, 376–387, Dokumente 35 und 36 (polnische und osmanische Version des Friedensvertrages, mit englischer Übersetzung). Auch hier kam es übrigens zu abweichenden Formulierungen wichtiger Passagen im osmanischen Vertragstext – u. a. auch im Hinblick auf die Tributzahlung des polnischen Königs –, die dann bei späteren Verhandlungen ebenfalls zu zahlreichen Missverständnissen Anlass gaben.

Kosaken unternommene Feldzüge unter dem osmanischen Admiral Hasan Pascha führten zu keiner Beruhigung der Situation.²⁹

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass die Habsburger, die 1619 von König Sigismund durch dessen persönliche Anwerbung von polnischen leichten Reitern Unterstützung im Kampf gegen Gabriel Bethlen erhalten hatten, keine Anstalten machten, ins Kriegsgeschehen einzugreifen. Ein Hilfsappell des polnischen Königs wurde mit der Begründung, dass der Kaiser gerade die Bedingungen des Waffenstillstandes bzw. des Friedens von Zsitvatorok mit dem Sultan bestätigt und ratifiziert habe und daher nicht eingreifen könne, abgewiesen.³⁰ Das zugrunde liegende Motiv scheint klar: die Verhinderung eines Mehrfrontenkrieges.

In den 1630er Jahren drohte neues Ungemach zwischen Polen-Litauen und den Osmanen. Als der russische Zar Michael I. nach dem Tod König Sigismunds III. 1632 einen Krieg gegen Polen-Litauen begann, erhielt er dabei Unterstützung durch den Beylerbey der Provinz Siliestrien Abaza Mehmed Pascha, der am 20. Oktober 1633 mit etwa 55.000 Mann osmanisch-walachisch-moldauisch-tatarischer Herkunft das Kriegslager der Polen bei Kamieniec Podolski angriff. Als ihm kein Durchbruch durch die polnischen Stellungen gelang, befahl er, auch wegen starker Verluste in den eigenen Reihen, einen geordneten Rückzug.

Obwohl die Hohe Pforte – oder zumindest einige ihrer Mitglieder – den Angriff zunächst allem Anschein nach stillschweigend geduldet hatte, distanzierte sie sich nach dem Misserfolg von der Aktion. Abaza Mehmed Pascha wurde der Insubordination beschuldigt und im Frühling 1634 seines Amtes entthoben. Man warf ihm eigenmächtiges Vorgehen gegen Polen-Litauen vor und ließ ihn auf Befehl des Sultans Murad IV. wegen angeblicher Meuterei am 24. August 1634 hinrichten.³¹

Im Rahmen einer Audienz des polnischen Gesandten Alexander Trzebinski bei Sultan im April 1634 verlangte dieser Tributzahlungen und drohte zudem, eine gewaltige Streitmacht gegen Polen-Litauen zu rüsten. Nachdem aber Zar Michael, veranlasst durch Übergriffe der mit den Polen verbündeten Krimtataren auf russisches Gebiet, mit König Władysław IV. im Juni 1634 den Frieden von Polanów geschlossen hatte, war dem Sultan allerdings ein wichtiger potenzieller Verbündeter abhanden gekommen. Ein alleiniges Vorgehen gegen Polen-Litauen zog Murad nicht in Betracht, zumal ein Teil seiner Kräfte in Persien gebunden war. Im August 1634 wurde daher ein neuer Friedensvertrag zwischen Polen-Litauen und dem Osmanischen Reich geschlossen.³²

2.3.4 Venedig

Nach dem Ende der Feindseligkeiten mit Persien 1639 kam es 1645 zu Kampfhandlungen mit Venedig. Der Anlass für den Krieg war wie so oft eine eher nebensäch-

29 Kołodziejczyk, Ottoman-Polish Diplomatic Relations, 135.

30 Nowak, Sigismund III, 471.

31 Kołodziejczyk, Ottoman-Polish Diplomatic Relations, 137f.

32 Ebd., 138, 436–457, Dokumente 43–45 (polnische und osmanische Version des Friedensvertrages sowie Ahdname Murads IV. für Wladislaw IV., mit englischer Übersetzung).

liche Angelegenheit: Ende September 1644 überfielen maltesische Schiffe einen osmanischen Konvoi, der von Alexandria auf dem Weg nach Konstantinopel war, und brachten ihre Beute nach Kreta. Die Insel war damals im Besitz Venedigs und stand aufgrund ihrer wichtigen strategischen Lage im Mittelmeer bereits seit einiger Zeit im Fokus der osmanischen Expansionspolitik – Wagner etwa nennt die Insel „einen Sperrriegel der Ägäis zur Abschirmung des östlichen Mittelmeeres (Absicherung der Route nach Ägypten)“³³. Der Überfall bot nun einen willkommenen Anlass, Kreta in osmanischen Besitz zu bringen.

Sultan Murad IV. ließ seine Flotte ausrüsten und stach mit 60.000 Mann in Richtung Kreta in See. Die wichtigsten Städte und Festungen wie Chania und Rethymnon waren rasch erobert; bald war die gesamte Insel im Besitz der Osmanen, nur noch die stark befestigte Festung Candia hielt stand. Der Kampf um Candia zog sich über 20 Jahre hin. Erst am 27. September 1669 ergab sich die venezianische Besatzung der Festung unter ihrem Kommandanten Francesco Morosini. Im selben Jahr schloss Venedig Frieden mit den Osmanen. Die Serenissima musste Kreta, große Teile der ägäischen Inselwelt und Stützpunkte in Dalmatien an die Türken abtreten und hatte damit ihre dominierende Stellung im Mittelmeer eingebüßt.³⁴

3. Das Osmanische Reich und die Habsburger

Aufgrund der inneren Krisen und der Konflikte mit anderen Reichen war die Hohe Pforte, vornehmlich aus Angst vor einem Mehrfrontenkrieg, darauf bedacht, mit den Habsburgern friedliche Beziehungen zu pflegen. Doch galt dies auch für die Beylerbeys der Grenzprovinzen und die Vasallen des Sultans? Waren sie bereit, die friedfertige Haltung der Hohen Pforte den Habsburgern gegenüber mitzutragen, oder hegten sie andere Pläne?

Das Leben an der Grenze zwischen dem Osmanischen und dem Habsburgerreich war auch während des Dreißigjährigen Krieges, ungeachtet aller Friedensverträge und einiger lokaler Übereinkommen, von einem fortdauernden Kleinkrieg geprägt. Die Streifzüge im Grenzgebiet und die Streitigkeiten, vor allem um zahlreiche Grenzdörfer, gingen, wenn auch gemäßigter, weiter. Doch weder die Wiener Regierung noch die Hohe Pforte waren imstande, die ständigen Vertragsverletzungen zu unterbinden. Dies veranlasste die Beylerbeys, Paschas, aber auch die kaiserlichen Kommandanten der Grenzfestungen, häufig Briefe mit sogenannten Gravamina, Beschwerden, aufzusetzen und an die beiden Höfe zu senden. Im Turcica-Bestand des Haus-, Hof- und Staatsarchivs jener Jahre finden sich zahlreiche Berichte über bzw. Auflistungen von Gravamina und ebenso viele schriftliche Versprechen beider

³³ Wagner, Österreich und die Osmanen, 359.

³⁴ Ekkehard Eickhoff, Venedig, Wien und die Osmanen. Umbruch in Südosteuropa 1645–1700, Stuttgart 2008, Kapitel I: Die Kretische Invasion, 13–50, 57f., 212–245; István Hiller, Feind im Frieden. Die Rolle des Osmanischen Reiches in der europäischen Politik zur Zeit des Westfälischen Friedens, in: Heinz Duchhardt (Hg.), Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte (= HZ. Beihefte NF, Bd. 26), München 1998, 393–404, hier 400.

Seiten, Abhilfe zu schaffen.³⁵ Die offenkundige Ohnmacht der Zentralbehörden in Wien und Konstantinopel gegenüber diesen Verfehlungen führte übrigens erstmals zur Bildung von paritätischen Grenzkommissionen, die nach Bedarf zusammentraten.³⁶ Letztlich waren aber weder Osmanen noch Habsburger gewillt und bereit, aus diesen lokalen Konflikten einen größeren Brandherd entstehen zu lassen, und beschlossen, diese Probleme fürs Erste auszusitzen.

Dies galt jedoch nicht für die Aktivitäten des Fürstentums Siebenbürgen, eines osmanischen Vasallen – hier forderte die kaiserliche Diplomatie eine klare Stellungnahme von Seiten der Hohen Pforte ein, allerdings über weite Strecken vergeblich.

3.1 Siebenbürgen

Gabriel Báthory, Stephan Bocskays Nachfolger als Fürst von Siebenbürgen, war nach 1608 nicht länger bereit, die Oberhoheit der Osmanen anzuerkennen, und strebte stattdessen ein Bündnis mit den Habsburgern an. Um zunächst einen offenen Bruch mit der Hohen Pforte zu vermeiden, schickte er Gesandte nach Konstantinopel. Dort hatte man seinen Plan allerdings durchschaut und seine Absetzung angeordnet. 1613 wurde Gabriel Bethlen nach dem gewaltsauglichen Tod Báthorys³⁷ mit osmanischer Waffengewalt zum neuen Fürsten von Siebenbürgen gewählt.³⁸ Bethlen erhielt in der Folge großen Spielraum für die Gestaltung seiner Politik und verstand es, die durch den Ausbruch des Aufstandes in Böhmen 1618 schwierig gewordene Situation der Habsburger zu seinen Gunsten zu nutzen.³⁹ Kaiser Matthias begegnete dem Herrschaftsantritt Bethlens mit Misstrauen. Er forderte vom neuen Fürsten die Anerkennung der habsburgischen Oberhoheit, den Abzug der osmanischen Truppen aus Siebenbürgen und ein Offensivbündnis gegen die Hohe Pforte, was Bethlen veranlasste, sich zunächst noch enger an das Osmanische Reich zu binden. In den zwei Tyrnauer Verträgen von 1615 und 1617 kam es schließlich zu einem Kompromiss

³⁵ Siehe dazu u. a. IHStA, Tü I, K. 107/108, 1618–1622, K. 114, 1635–1639, oder K. 117, 1643/44, v. a. aber K. 108, 1619–1622, 1620, fol. 23vrf., Gravami del Caimecham di Buda, 16.10.1618; fol. 40r–45v, Gravami, o. D.; K. 114, 1635–1639, 1635, fol. 96r–99v, Gravamina contra Turcos, 24.11.1635; ebd., 1636, fol. 12r–20v, Tradottione della Gravami ... dal Ibrahim Efendi, 14.05.1636.

³⁶ Peter Meienberger, Johann Rudolf Schmid zum Schwarzenhorn als kaiserlicher Resident in Konstantinopel in den Jahren 1629–1643. Ein Beitrag zur Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und der Türkei in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Bern – Frankfurt am Main 1973, 36.

³⁷ Báthory wurde vermutlich von Haiduken, d. h. jenen Soldaten, die Bethlens Hauptstütze waren, ermordet.

³⁸ Claudia Reichl-Ham, Bella gerant alii ...? Die Habsburger und der Zweifrontenkrieg im 17. Jahrhundert, in: „Sintflut und Simplicissimus“. Österreich und Polen im 17. Jahrhundert (= Acta Austro-Polonica, Bd. V), Wien 2013, 11–42, hier 19; Peter Broucek, Kampf um Landeshoheit und Herrschaft im Osten Österreichs 1618 bis 1621 (= Militärhistorische Schriftenreihe, H. 65), Wien 1992, 18f.; Andrea Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae – Rex Hungariae? Gabriel Bethlens Außenpolitik zwischen Krieg und Frieden, in: Heinz Duchhardt/Martin Peters (Hg.), Kalkül – Transfer – Symbol. Europäische Friedensverträge der Vormoderne (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft online 1), Mainz 2006, Abschnitte 80–98, hier 80, <http://www.ieg-mainz.de/vieg-online-beihefte/01-2006.html> [14.06.2018].

³⁹ Siehe dazu ausführlich Sándor Papp, Friedensoptionen und Friedensstrategien des Fürsten Gábor Bethlen zwischen dem Habsburger- und Osmanenreich (1619–1621), in: Arno Strohmeyer/Norbert Spannenberger (Hg.), Frieden und Konfliktmanagement in interkulturellen Räumen: Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2013, 109–127.

zwischen dem Kaiser und Bethlen; eine explizite Anerkennung seines Fürstentitels war darin allerdings nicht enthalten.⁴⁰

Im Juni 1619 knüpfte Bethlen erste Kontakte zu den böhmischen Protestanten und dem oberungarischen Adel und nützte die Schwäche der Wiener Regierung, um, unterstützt durch osmanische Hilfstruppen, in das kaiserliche Ungarn einzufallen. Diplomatisches Geschick und Bestechungen seitens des Vertreters des Fürsten am Sultanshof, Franz Mikó, „überzeugten“ die Pforte, von der geforderten Abtretung der Grenzfestung Jenő Abstand zu nehmen, Bethlens Einfall in Ungarn zu billigen und osmanische Hilfstruppen in Aussicht zu stellen.⁴¹

Am 18. August 1619 trug Bethlen den böhmischen und mährischen Ständen eine Zusammenarbeit an unter dem Hinweis, dass „zwischen ihm und dem Kaiser kein Friedenzustand bestehe und dass man für gegen Habsburg gerichtete Aktionen die Rückendeckung der Pforte hätte“⁴². Am 26. August 1619 – am gleichen Tag, an dem die böhmischen Stände Friedrich von der Pfalz zum König von Böhmen wählten – überschritten die Truppen Bethlens die Grenze zum königlichen Ungarn. Zur gleichen Zeit brachen ebendort in mehreren Gebieten von der protestantischen ständischen Opposition getragene Aufstände los. Am 14. Oktober kapitulierte Pressburg. Damit stand der Weg nach Wien offen.⁴³

Nach der Vereinigung mit den von Heinrich Matthias von Thurn angeführten Truppen der mährischen und böhmischen Stände marschierten diese gemeinsam bis vor Wien. Obwohl wegen des Fehlens schwerer Geschütze eine Einnahme der Stadt nicht im Bereich des Möglichen schien, befand sich der Kaiser in großer Bedrängnis.⁴⁴ Der bereits erwähnte Einfall der von König Sigismund angeworbenen 8000 Kosaken unter dem Kommando von Georg Homonay⁴⁵ in Oberungarn Ende November als Entlastungsangriff für das belagerte Wien veranlasste Bethlen schließlich, den Rückzug nach Ungarn anzutreten.⁴⁶

Am 16. Jänner 1620 wurde ein Waffenstillstand geschlossen, in dem Bethlen praktisch die Regentschaft über das gesamte besetzte Gebiet überlassen wurde. Auch

40 Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae, 82f. Zu den Tyrnauer Verträgen im Detail siehe Roderich Gooss [Bearb.], Österreichische Staatsverträge. Fürstentum Siebenbürgen (1526–1690), Wien 1911, Nr. 52, 437–460, Nr. 54, 462–466, und Nr. 55, 466–474.

41 Siehe auch Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae, 84 und Anm. 35; Maria Depner, Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg. Untersuchungen über die Politik Siebenbürgens während des Dreißigjährigen Krieges, Stuttgart 1938, 37f.; Nedim Zahirović, Murteza Pascha von Ofen zwischen Panegyrik und Historie (= Leipziger Beiträge zur Orientforschung, Bd. 25), Berlin – Bern u. a. 2010, 49.

42 Schreiben Bethlens an die böhmischen und mährischen Stände, Alba Iulia 18. August 1619; Georg Pray, Gabrielis Bethlenii Principatus Transilvaniae coaevis documentis illustratus, Bd. I, Pest 1816, 50–53. Vgl. Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae, 84.

43 Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae, 84; Peter H. Wilson, Der Dreißigjährige Krieg. Eine europäische Tragödie, Darmstadt 2017, 370–372.

44 Reichl-Ham, Bella gerant alii, 21f.; Broucek, Kampf, 20–27.

45 Georg Homonay war 1613 der kaiserliche Gegenkandidat zu Bethlen, wurde aber von diesem im Gefecht bei Konyá (Bihar) besiegt und flüchtete daraufhin nach Polen-Litauen, von wo aus er, von den Polen unterstützt, nach der Anwerbung von Söldnern einen regelrechten Kleinkrieg gegen Bethlen führte. Broucek, Kampf, 18.

46 Zahirović, Murteza Pascha, 49f.; Robert Rebitsch, Der militärische Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in: Robert Rebitsch (Hg.), 1618. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Wien – Köln – Weimar 2017, 169–199, hier 192.

auf die Absetzung Ferdinands als König von Ungarn und Bethlens Wahl zum König auf dem ungarischen Landtag in Neusohl im August 1620 mit Zustimmung der Hohen Pforte erfolgte kaum Gegenwehr, denn die kaiserlichen Kräfte waren an anderen Kriegsschauplätzen gebunden und man fürchtete weiterhin die Unberechenbarkeit des Osmanischen Reiches.⁴⁷

Die Passivität des Kaisers bestärkte den Fürsten von Siebenbürgen in seinem Vorhaben, im Rahmen eines europaweiten antihabsburgischen Bündnisses, dem vor allem auch die Hohe Pforte beitreten sollte, die Zerschlagung der Habsburgermonarchie zu forcieren. Dass es nicht dazu kam, verdankt Österreich der bereits erwähnten effizienten habsburgischen Diplomatie. Denn im Gefolge des Aufstandes in Böhmen reisten Gesandte Böhmens und Ungarns, der protestantischen Stände von Niederösterreich und Oberösterreich sowie Gabriel Bethlens und Friedrichs von der Pfalz nach Konstantinopel, um einen militärischen Beistandspakt im Kampf gegen die Habsburger zu erbitten und dem Sultan dafür die Schutzherrschaft über Ungarn und die böhmischen Länder anzubieten. Diplomatische Unterstützung erhielten sie dabei von den Botschaftern Englands und der Vereinigten Niederlande.⁴⁸ Zugleich gingen diplomatische Missionen in die Niederlande, nach Polen, Dänemark, Großbritannien und Venedig sowie zu evangelischen Reichsfürsten, die jedoch keinen Erfolg hatten, weshalb sich Bethlen vom Plan einer „Einkreisungspolitik“ verabschieden musste.⁴⁹

In der Folge begann nun ein „Wettkauf um die Gunst des Großwesirs [Öküz Kara Mehmed Pascha]“ und des Sultans, aus dem letztendlich der kaiserliche Gesandte Ludwig Freiherr von Mollart siegreich hervorging. Osman II. schien zunächst nicht abgeneigt, doch Mollart gelang es, durch weitreichende Zugeständnisse, v. a. aber mittels Bestechung durch großzügige Geschenke an den Sultan und hohe osmanische Würdenträger die friedlichen Beziehungen zur Hohen Pforte zu wahren. Diese bekräftigte ihre Friedensbereitschaft und wies den Pascha von Ofen an, dafür zu sorgen, dass auch in den Grenzprovinzen der Friede nicht gebrochen würde. Der Sieg der Kaiserlichen in der Schlacht am Weißen Berg änderte die politische Gesamtlage im Osten und veranlasste die Osmanen zur Wahrung ihrer friedlichen Haltung.⁵⁰

Bethlen sah sich daher letztendlich gezwungen, Friedensverhandlungen zuzustimmen, die im Dezember 1621 in den Vertrag von Nikolsburg mündeten. Er musste auf den Königstitel nebst Herrschaftsanspruch sowie auf die Krone Ungarns und alle eroberten Gebiete verzichten, erhielt aber sieben oberungarische Komitate (Gebiete in der heutigen Ostslowakei und in Nordostungarn) auf Lebenszeit mit allen Rechten und Einkünften zugesprochen.⁵¹

47 Katalin Péter, Die Blütezeit des Fürstentums (1606–1660), in: Béla Köpeczi (Hg.), Kurze Geschichte Siebenbürgens, Budapest 1990, 302–358, hier 322f.; Depner, Siebenbürgen, 49–52; Lothar Höbelt, Der Putsch vom 20. Juli als letzter Akt des Bruderzwists, in: Rebitsch (Hg.), 1618. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, 129–148, hier 145f.

48 Peter Broucek, Der Feldzug Gabriel Bethlens gegen Österreich 1623, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 59 (1993), 7–26, hier 11f.; Depner, Siebenbürgen, 67f. Siehe auch HHStA, Tü I, K. 108, 1619–1622, 1620, div. fol., Relation des Orators Ludwig von Mollard 1618–1620 + Beilagen MMMM, NNNN; ebd., K. 226, Erzählung Michael Starzers 1610–1622, fol. 27r–40v.

49 Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae, 86; Depner, Siebenbürgen, 57.

50 Depner, Siebenbürgen, 61.

51 Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae, 92.

Ein von Bethlen forciertes Heiratsprojekt mit einer Erzherzogin, für das er – als Gegenleistung für seine Anerkennung als „Gubernator“ von Ungarn und Fürst von Siebenbürgen – die Abschließung eines Freundschaftsvertrages, die Leistung eines Treueeides und den Bruch mit der Pforte anbot, scheiterte an der Ablehnung des Wiener Hofes, der stattdessen eine Verehelichung mit der Herzogin von Mantua vorschlug. Das war de facto ein Affront für Bethlen, der ihn später veranlasste, Katharina von Brandenburg zu heiraten und damit die protestantische Phalanx gegen den Kaiser zu stärken.⁵²

Auch die weiteren Versuche Bethlens in den Jahren 1623/24 und 1625/26, die Herrschaft in Ungarn an sich zu reißen, scheiterten⁵³, wobei Bethlen bei den Feldzügen jeweils zwar die Unterstützung durch den Statthalter von Bosnien, Ibrahim Pascha (1623, mit rund 30.000 Mann), bzw. den Statthalter von Ofen, Murtesa Pascha (1626, mit rund 10.000 Mann), erhielt,⁵⁴ die Hohe Pforte seinen Kriegsplänen aber ablehnend gegenüberstand.

Da die Osmanen nicht bereit waren, Bethlen mit Geld oder Truppen zu unterstützen, und er sich auch politisch in der Defensive befand, da der ungarische Landtag in Ödenburg am 26. November 1625 Ferdinand III. zum ungarischen König gewählt hatte, musste er den Frieden von Pressburg schließen, in dem er zustimmte, die meisten Forderungen des Kaisers anzuerkennen, jeglichen Feindseligkeiten gegen das Haus Habsburg abzuschwören, jede Unterstützung der Truppen Mansfelds zu unterlassen sowie den Rückzug nach Siebenbürgen unter Restituirung aller Güter und des Kriegsmaterials anzutreten.⁵⁵

In der Endphase des Dreißigjährigen Krieges schien es zu einem erneut von Siebenbürgen ausgehenden Bedrohungsszenario eines Zwei- oder Mehrfrontenkrieges zu kommen, wobei diesmal mit einer entscheidenden Beteiligung des Osmanischen Reiches an den Kriegsgeschehnissen zu rechnen war.

Georg I. Rákóczi, seit 1630 Fürst von Siebenbürgen, beabsichtigte es seinem Vorgänger Bethlen gleichzutun und plante, den Sturz des Hauses Habsburg herbeizuführen. Wiederholt schickte er Gesandte an den Hof des Sultans, die ein Eingreifen der Osmanen auf Seiten der Siebenbürger vermitteln sollten.⁵⁶ Konkret wurden seine Pläne, als er 1643 ein Bündnis mit Frankreich und Schweden schloss und neuerlich Kontakt zur Hohen Pforte aufnahm. Er wollte sich dabei den Umstand zunutze machen, dass die Osmanen die neuerliche Ratifizierung des Friedens von Zsivtavorok hinauszögerten – diese erfolgte schließlich erst 1649! Zudem rief er die ungarischen Magnaten auf, zum Schutz der protestantischen Religionsfreiheit zu den Waffen zu

⁵² Ebd., 95; Depner, Siebenbürgen, 134–136; Franz Christoph Khevenhüller, Annales Ferdinandi Oder Wahrhafte Beschreibung, Käyser Ferdinand Des Andern, Zehender Theil, Leipzig 1724, Sp. 167–169.

⁵³ Peter Broucek, Der Feldzug Gabriel Bethlens gegen Österreich 1623, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 59 (1993), 7–26; Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae, 96; Depner, Siebenbürgen, 94–120. Siehe dazu auch diverse Korrespondenz und Berichte in HHStA, Tü I, K. 109, 1623/24 und K. 110, 1625/26.

⁵⁴ Zahirović, Murteza Pascha, 52, 97f.

⁵⁵ Schmidt-Rösler, Princeps Transilvaniae, 96; Broucek, Kampf, 67.

⁵⁶ Der kaiserliche Resident Johann Rudolf Schmid zum Schwarzenhorn (Resident 1629–1643) berichtet bereits 1632 über ein Angebot der Siebenbürger, den Tribut zu erhöhen, „wan die Porten nuhr etwaß von Hülf vergünne und bey so gueter conjunctura zulasse, daß Ragozzy wider E(uer) Khays(erlichen) May(estä)t waß dorffe fornehmen“. Tü I, K. 112, 1629–1633, fol. 110r–112r, hier fol. 112r, Schmidt (!) an Ferdinand III., 24.04.1632.

greifen, doch waren die meisten Magnaten zu jener Zeit bereits zum Katholizismus zurückgekehrt, weil sie sich dadurch Vorteile vom Kaiserhaus erwarteten.⁵⁷

Dem kaiserlichen Botschafter in Konstantinopel, Hermann Graf Czernin, gelang es 1644 schließlich, durch sein diplomatisches Geschick die Gefahr, die sich angesichts großer osmanischer Truppenkontingente, die bereits in Richtung Belgrad und Ofen in Marsch gesetzt worden waren, offenbarte, zu entschärfen und sich gegenüber seinem Konkurrenten, dem venezianischen Gesandten Giovanni Soranzo, der den Sultan von einem Seekrieg abzuhalten versuchte, durchzusetzen.⁵⁸ Die Osmanen, die ihr Hauptaugenmerk, wie oben bereits angesprochen, in der Folge auf die Auseinandersetzung mit Venedig legten, lehnten folglich eine Unterstützung Rákóczi und seiner Pläne ab und zeigten im Gegenteil sogar Bereitschaft, auf Rákóczi mäßigend einzuwirken.⁵⁹

Obwohl also weder die Hohe Pforte noch Frankreich geneigt waren, den Fürsten von Siebenbürgen zu unterstützen, beschloss dieser, in Ungarn einzufallen. Eine Niederlage im Gefecht bei Galgóc am 9. April 1644 bereitete dem Vormarsch der Siebenbürger ein jähes Ende. Zwar konnte Rákóczi noch Kaschau halten, zu mehr reichten seine Kräfte aber nicht mehr.⁶⁰ Diese Erkenntnis führte 1645 zum Friedensschluss von Linz mit dem Kaiser – die Nachricht vom Heranrücken der schwedischen Truppen zwang Ferdinand III. allerdings große Zugeständnisse an Rákóczi zu machen, worauf dieser quasi als Gegenleistung seine Truppen zurückzog und General Torstensson, der mit der Unterstützung durch eben diese vor den Toren Wiens gerechnet hatte, dadurch zum Rückzug aus Wien und Niederösterreich sowie zur Aufgabe der Belagerung Brünns nötigte.⁶¹

4. Ausblick

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass das Zusammenspiel all der obengenannten Faktoren die Politik des Osmanischen Reiches in seiner Haltung zu den Habsburgern und zum Krieg in Mitteleuropa bestimmte und dazu beitrug, dass die Hohe Pforte großes Interesse hegte, friedliche Beziehungen mit den Habsburgern aufrecht zu erhalten und sich nicht direkt am Dreißigjährigen Krieg zu beteiligen. Zudem kommt noch, dass in entscheidenden Situationen bereits eine Fixierung auf andere Ziele stattgefunden hatte wie etwa 1620/21 die Auseinandersetzung mit Polen-Litauen oder 1644/45 mit Venedig.

57 Reichl-Ham, *Bella gerant alii*, 23; Katalin Péter, Die Blütezeit des Fürstentums (1606–1660), in: Béla Köpeczi (Hg.), *Kurze Geschichte Siebenbürgens*, Budapest 1990, 302–358, hier 332; Depner, *Siebenbürgen*, 138–180. Siehe dazu auch die Berichte des ehemaligen bzw. aktiven Residenten am Sultanshof Johann Rudolph Schmid bzw. Alexander von Greiffenklau zu Vollrads (1643–1648) in: HHStA, Tü I, K. 117, 11.1643–08.1644, fol. 27r–28v, Relation, 20.08.1643, und ebd., fol. 170r–178r, v. a. fol. 172v, Bericht an Ferdinand III., 16.03.1644 („Was antrifft die gefährliche machination des Siebenbürgers ...“).

58 Wagner, *Österreich und die Osmanen*, 347–381, v. a. 360f.

59 Greiffenklau berichtet dem Kaiser am 23. Mai 1644, „daß annoch dem Ragoci kein türkischer Succurs bewilligt er ist“. HHStA, Tü I, K. 117, 11.1643–08.1644, fol. 316r–321v, hier fol. 320r.

60 Reichl-Ham, *Bella gerant alii*, 23; Péter, *Blütezeit*, 333.

61 Reichl-Ham, *Bella gerant alii*, 23f.; Köhbach, *Das Osmanische Reich*, 15.

Dass die Osmanen es in für die Habsburger höchst kritischen Situationen unterließen, den habsburgischen Teil Ungarns ihrem Herrschaftsgebiet einzuverleiben, mag auch dadurch begründet sein, dass innerhalb der osmanischen Führung kein Konsens herrschte und die Befürworter einer aggressiven Politik gegen die Habsburger sich nicht durchsetzen konnten. Allerdings betrieben die Osmanen bisweilen eine zweigleisige Politik: Einerseits versicherten sie der kaiserlichen Seite, dass sie den Frieden aufrechterhalten wollten – gegen entsprechende Zugeständnisse und Geschenke natürlich –, andererseits duldeten sie den Ungehorsam ihres Vasallen Siebenbürgen und ließen es zu, dass Hilfstruppen, etwa unter den Statthaltern von Bosnien bzw. Ofen, gegen die Habsburger kämpften. Zudem machten die inneren Probleme die Osmanen im Hinblick auf ihr außenpolitisches Handeln immer unberechenbarer.

Doch letztlich ließ sich das Osmanische Reich weder durch die Ersuchen um Unterstützung durch die Vertreter der aufständischen Böhmen bzw. jene Bethlens oder Rákóczis noch durch die Bemühungen Schwedens oder Frankreichs und auch nicht durch die versuchte Einflussnahme seitens der diplomatischen Vertreter Englands, der Niederlande und Venedigs am Sultanshof in den Dreißigjährigen Krieg hineinziehen. Dennoch war es für das Osmanische Reich keine friedliche Zeit, da es ja, wie oben dargelegt, sehr wohl in kriegerische Auseinandersetzungen mit Polen-Litauen, Persien und Venedig verstrickt war.

Daraus aber gleich einen entscheidenden Wendepunkt, der mit dem Tod Süleymans des Prächtigen 1566 bzw. mit dem Frieden von Zsitvatorok seinen Ausgang nahm, in der Entwicklung des Osmanischen Reiches zu konstruieren, das seinen Zenit überschritten habe und seinem bisweilen zwar verzögerten, aber letztlich unaufhaltsamen Untergang entgegentaumle, wie dies zeitgenössische osmanische Beobachter und später Historiker – angefangen von Joseph Hammer-Purgstall oder Carl von Sax – behaupten, ist meiner Ansicht nach übertrieben und einige Jahrzehnte zu früh angesetzt.⁶² Die Kriege gegen Persien und Venedig waren für die Osmanen durchaus erfolgreich. Die weiteren Entwicklungen zeigen zudem, dass diese Frage, die in späterer Folge als die Orientalische Frage in die Geschichte eingehen sollte, weitaus komplexer war, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte.

62 Derselben Meinung ist auch Wilson, *Der Dreißigjährige Krieg*, 107.

Der „Rathschlag von Wyl“ Zur Problematik der bewaffneten Neutralität der Eidgenossenschaft im Dreissigjährigen Krieg¹

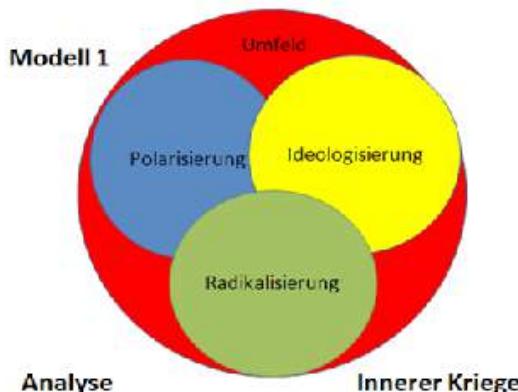
von Hans Rudolf Fuhrer

Epilog

In Grimmelshausens Simplizissimus lesen wir:

„Das Land kam mir so fremd vor gegen die andern deutschen Länder, als wenn ich in Brasilia oder China gewesen wäre; da sah ich die Leute in dem Frieden handeln und wandeln, die Ställe stunden voll Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Hühner, Gäns und Enten, die Strassen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirtshäuser sassen voll Leute, die sich lustig machten; da war ganz keine Furcht vor dem Feind, keine Sorg vor der Plünderung, und keine Angst, sein Gut, Leib noch Leben zu verlieren; ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, in lauter Wollust und Freud, also dass ich dieses Land für ein irdisch Paradies hielte, wiewohl es von Art rau genug zu sein schiene.“²

Sein oder Schein, Traumbild oder Realität?



Ausgehend von meinem Modell zur Analyse Innerer Kriege sollen die Prozesse Polarisierung, Ideologisierung und Radikalisierung in der Eidgenossenschaft von 1618 bis 1648 auf dem ebenso wichtigen Hintergrund des internationalen Umfeldes dargestellt werden, um das historische Geschehen ganzheitlich zu verstehen.

1 Auf Wunsch des Autors wurde dieser Beitrag in der in der Schweiz gültigen Rechtschreibung belassen.

2 Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, «Simplicissimus», München 1975, 5. Buch, 117.

Konzept

Im ersten Teil soll das Geschehen der europäischen Katastrophe skizziert werden. In einem zweiten Teil folgt die Analyse des nationalen Geschehens mit Hilfe des Modells. Das Hauptgewicht des dritten Teils soll die Gretchenfrage sein: Wie hielt es die Eidgenössische Tagsatzung mit der bewaffneten Neutralität? Im abschliessenden vierten Teil wird die Realisierung der bewaffneten Neutralität mit der ersten gesamteidgenössischen Militärorganisation betrachtet, um dann thesenartig zusammenzufassen und zu werten.

I. Das internationale Umfeld³

Im Vorfeld des Dreissigjährigen Krieges⁴ hatte sich in Europa im Allgemeinen und dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation im Speziellen ein vielfältiges Spannungsfeld aus aussenpolitischen, dynastischen, konfessionellen und innenpolitischen Gegensätzen aufgebaut. Im Böhmis-Pfälzischen, Dänisch-Niedersächsischen, Schwedischen und Schwedisch-Französischen Krieg, der mit dem grossen Vertragswerk in Westfalen beendet wurde, ging es um die drei wichtigsten Antreiber zum Krieg, um Macht, Besitz und Ehre. Die Religion wirkte als Brandbeschleuniger. Für den Leser der neuesten Studien braucht es einen seelischen Imperméable, um all die Grausamkeiten zu ertragen. Es ist hier nicht der Ort, das Geschehen, das in den Darstellungen jeweils Hunderte von Seiten beansprucht, auch nur zu skizzieren. Der Fokus liegt allein auf der Betroffenheit der Eidgenossenschaft.

Zur geostrategischen Lage der Eidgenossenschaft

Die zentrale Lage in Europa im Allgemeinen sowie die Zugehörigkeit zur europäischen Zwischenzone West im Speziellen bestimmten seit 1291 die militärgeografische Situation der Eidgenossenschaft. Bei gewaltsam ausgetragenen Konflikten der Grossmächte waren die Völker der beiden Zwischenzonen als erste in Gefahr, ihre Selbständigkeit zu verlieren. Ihre Territorien wurden entweder von einem die Hegemonie anstrebenden Land besetzt oder zwischen den konkurrierenden europäischen Nachbarmächten aufgeteilt. Nur Einzelnen gelang es jeweils, aus irgendwelchen Gründen verschont zu bleiben. Dieses Glück erfuhr die Eidgenossenschaft von 1618 bis 1648.

3 Zu den internationalen Beziehungen jener Zeit siehe vor allem: Alfred Kohler, Expansion und Hegemonie. Internationale Beziehungen 1450–1559 (= Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, Bd. 1), Paderborn – u.a. 2008; Heinz Schilling, Konfessionalisierung und Staatsinteressen. Internationale Beziehungen 1559–1660 (= Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, Bd. 2.), Paderborn – u.a. 2007.

4 In jüngster Zeit ist eine Fülle von Studien zu diesem Krieg geschrieben worden. Es seien hier nur einige Autoren in alphabetischer Reihenfolge genannt: Johannes Burkhardt, Herfried Münkler, Georg Schmidt, Peter H. Wilson. Sogar Friedrich Schillers Darstellung wurde neu aufgelegt. Vgl. zu den rezenten Darstellungen über den Dreissigjährigen Krieg den Literaturbericht von Robert Rebetsch in diesem Band.

Der „Rathschlag von Wyl“

Europa schematisch: Der Westen, das Zentrum, und der Osten mit den „Zwischenzonen“.



Skizze Führer

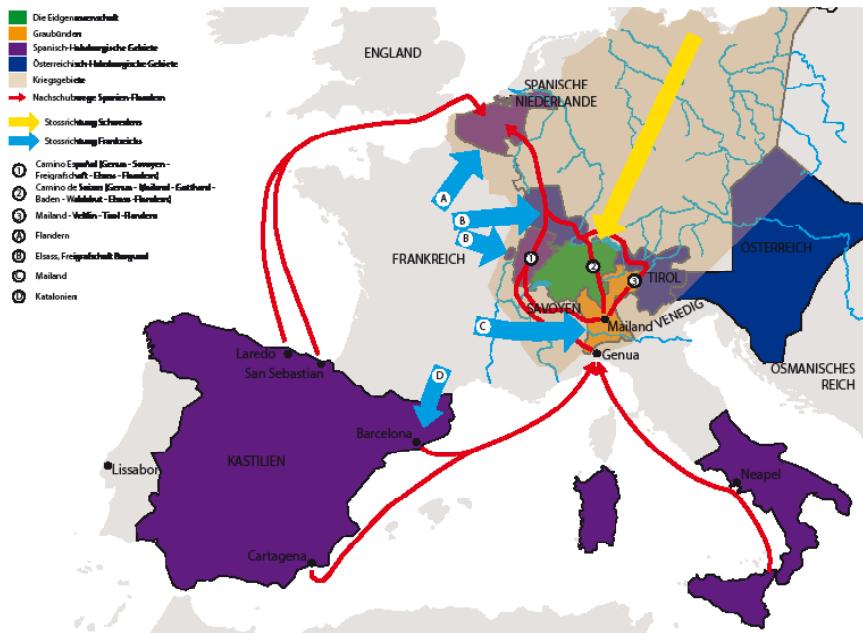
Machtverhältnisse in Europa am Anfang des 17. Jahrhunderts



Legende:

- Eidgenossenschaft und zugewandte Orte
- Länder die Österreich-Spanien feindlich gegenüberstanden
- Habsburger Mächte (Österreich-Spanien)
- Htz. = Herzogtum
- Ghzt. = Grossherzogtum

Quelle: Militärgeschichte zum Anfassen Bd 3, Graubünden im Dreissigjährigen Krieg, MILAK/ETHZ



Karte: Dienstleistungszentrum Generalstabsschule HKA Luzern

Unberechenbare Eidgenossenschaft

Das künftige Verhalten der Eidgenossenschaft war zu Beginn des Dreissigjährigen Krieges für die Kriegsführenden schwer berechenbar.⁵ Die Eidgenossenschaft war je-

5 Vgl. zur Schweiz in jener Epoche die entsprechenden Abschnitte bei Rudolf Bolzern, Spanien, Mailand und die katholische Eidgenossenschaft, Militärische, wirtschaftliche und politische Beziehungen zur Zeit des Gesandten Alfonso Casati (1594–1621), Luzern – Stuttgart 1982; Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität, 9 Bde., Basel 1965–76; Frieda Gallati, Eidgenössische Politik zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges, in: *Jahrbuch für Schweizerische Geschichte* 43 (1918), 1–141; Leonhard Haas, Schwedens Politik gegenüber der Eidgenossenschaft während des Dreissigjährigen Krieges, in: *Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte* 9/1951; Hanno Helbling et al. *Handbuch der Schweizer Geschichte*, 2 Bd., Zürich 1972/1977; André Holenstein, Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte, Baden 2015; André Holenstein/Georg von Erlach/Sarah Rindlisbacher (Hg.), *Im Auge des Hurrikans. Eidgenössische Machteliten und der Dreissigjährige Krieg*, Baden 2015; Ulrich Im Hof, *Geschichte der Schweiz*, Stuttgart 2007; Thomas Maisen, *Geschichte der Schweiz*, Baden 2015; Adolf Niethammer, *Das Vormauersystem an der eidgenössischen Nordgrenze: Ein Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Neutralität vom 16. bis 18. Jahrhundert* (= Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 13), Basel 1944; Volker Reinhardt, *Geschichte der Schweiz*, München 2006; Walter Schaufelberger, Spätmittelalter, in: *Handbuch der Schweizer Geschichte*, Zürich 1980; Paul Schweizer, *Geschichte der schweizerischen Neutralität*, Frauenfeld 1895; Peter Stadler, *Epochen der Schweizergeschichte*, Zürich 2003; Andreas Suter, *Neutral seit Marignano? Zur Realität einer Staatsmaxime in der Schweiz der Frühen Neuzeit*, in: *Neue Helvetische Gesellschaft*, *Jahrbuch* 1998/99, 193–216. Und zum großen Themenkomplex „Westfälische Friedensverhandlungen“: Marco Jorio, *Die Schweiz und der Westfälische Friede*, in: *Schweizerische Vereinigung für Militärgeschichte und Militärwissenschaft*: 1648–1798–1848–1918: 350 Jahre bewaffnete Neutralität der Schweiz. Permanente Neutralität und Militärsystem im Wandel, Bern 1999; sowie auch Peter Stadler, *Der Westfälische Frieden und die Eidgenossenschaft*, in: Heinz Duchhardt (Hg.), *Der*

doch ein wichtiger strategischer Faktor. Dies zeigt sich, wenn wir uns die strategischen Linien der Kriegführenden vor Augen führen.

Die Interessen Frankreichs

Frankreich hatte seine Grenze erst 1601 mit dem Pays de Gex bei Genf an eidgenössisches Interessengebiet herangeschoben, übte aber seit den Bündnis- und Soldverträgen von 1516/1521 eine beherrschende Funktion durch seine *Ambassadoren* in Solothurn aus. Die Eidgenossenschaft war zu einem eigentlichen Vasallenstaat geworden, obwohl man das an der Tagsatzung nicht für wahr halten wollte. Frankreich hatte keine Besetzungsabsichten, solange die Orte ihre Bündnispflichten einhielten und bei den Expansionsplänen keine Probleme machten. Wenn Frankreich sich beispielsweise entschloss, gegen die spanischen und/oder die österreichischen Habsburger anzutreten, so war die Haltung der Eidgenossen strategisch wichtig. (vgl. Karte Strategische Linien Pfeile B).

Die habsburgisch-spanischen Interessen

Die spanischen Habsburger hatten in die Zwischenzone West ausgegriffen. Für die Eidgenossenschaft waren Mailand im Süden und die Freigrafschaft Burgund im Westen relevant. Mit der Freigrafschaft Burgund hatten die Eidgenossen seit 1512 eine Schutzverpflichtung. Dazu fehlte aber die Kraft. Die Spanischen Niederlande interessierten die Orte (noch) nicht.

Ein Blick auf die spanischen Versorgungswege, um einerseits die eigenen Territorien zu schützen und andererseits mit Wien im Kriegsfall zu kooperieren, zeigt die eidgenössische Betroffenheit. Der „Camino Español“ (vgl. Karte, Nr. 1) macht die Wichtigkeit Savoyens und der Freigrafschaft deutlich. Auch wenn dieser Versorgungsweg das Gebiet der eidgenössischen Orte nicht berührte, so war er doch wichtig.⁶ Alle katholischen Orte hatten Sold-Bündnisse mit Savoyen (1560, 1577, 1581). Die Geheim-Klausel enthüllt die Brisanz dieser Verträge. Sie verlangte die Neutralität der Innerschweizer im Kriegsfall Savoyens gegen Bern. Dafür versprach der savoyische Herzog Hilfe in einem innereidgenössischen Glaubenskrieg.⁷

Im Erbfolgestreit um Mantua (1628–31) wurde der latente Streit um Genf, das mit den reformierten Orten verbündet war, auf erstaunliche Weise gelöst. Savoyen brauchte den Rücken frei, um in Mantua energisch mitbestimmen zu können. Es schloss Frieden mit dem Erbfeind Bern. 1634 wurde mit den katholischen Orten ein

Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte (= HZ Beiheft Neue Folge 26), München 1998, 369–391.

6 Zu diesem strategisch wichtigen Verbindungsweg vgl. vor allem Geoffrey Parker, The army of Flanders and the Spanish Road 1567–1659. The Logistics of Spanish victory and defeat in the Low Countries' War (= Cambridge Studies in Early Modern History), Cambridge 1972.

7 Richard Feller, Geschichte der Schweiz, 2. Band: Vom 17. bis ins 20. Jahrhundert, Zürich 1938, 19, und auch 44 und 50.

neuer Soldvertrag (15.000 Mann) unterzeichnet. Die Geheimklausel gegen Bern war nicht mehr nötig. Damit war die savoyische Grenze für die reformierten Orte ruhig geworden. Dies war wichtig, da die Gegenreformation im Wallis flächendeckend erfolgreich war. Das Wallis muss in der Folge dem katholischen Block zugeordnet werden, wenn auch weiterhin für die Innerschweiz ein sehr eigenwilliger und kaum je pflegeleichter Konfessionspartner.⁸

Der „Camino de Suizos“ (vgl. Karte, Nr. 2) hatte seinen Ausgangspunkt in Mai-land. Seit 1587 bestand ein Bündnis der katholischen Orte mit Spanien. Ursprünglich ging es um die Sicherung des sogenannten Goldenen/Borromäischen Bundes zur Verteidigung der katholischen Sache, der ein Jahr zuvor durch die VII Orte (fünf Innerschweizer Orte, Freiburg und Solothurn) abgeschlossen worden war.⁹ In diesem Soldvertrag mit Spanien wurden die Lieferung von 25.000 Mann und freier Durchzug über den Gotthard vereinbart. Zudem wurde das Versprechen abgegeben, dass den Feinden Spaniens die Benützung dieses wichtigen Passübergangs untersagt werde. Das Gegengeschäft war die Unterstützung im innereidgenössischen Glau-benskrieg, viel Geld und Wirtschaftsvorteile auf dem Mailänder Markt.

Dieser spanische Versorgungsweg war nun für die reformierten Orte ärgerlich, da er vorwiegend über katholisches Gebiet führte und sie nichts zu sagen hatten. Nur in den Gemeinen Herrschaften des Reusstales (Freiamt, Baden), im Rheintal oder im Thurgau vermochten sie einen gewissen Einfluss auszuüben. Zudem konnte man in Bern und Zürich auf die Solidarität der reformierten Stadt St. Gallen zählen.

Als erstes Zwischenergebnis können wir festhalten: Die vor und während des Dreissigjährigen Krieges abgeschlossenen Bündnisse widersprechen sich in verschie-denen Punkten. Während bei Frankreich alle Orte beteiligt waren, so hatten die katholischen Orte Bündnisse mit Savoyen und Spanien, die einerseits den Interes-sen Frankreichs und andererseits dem eidgenössischen Gedanken nicht entsprachen. Insbesondere in der Durchmarschfrage sind die Widersprüche eklatant.

Die Interessen Vorderösterreichs und des Reiches

Die Eidgenossenschaft war Teil des Heiligen Römischen Reiches mit Sonderstatus seit 1499.¹⁰ Auch hier schützte ein wichtiger Vertrag: die Erbeinigung der XIII eidgenössi-schen Orte von 1511 mit dem Hause Habsburg. Es war ein Nichtangriffspakt mit gegen-seitiger Garantie des Territoriums. Grundsätzlich bestanden wie von Seiten Frankreichs keine Gebietsansprüche des Reiches in der Eidgenossenschaft, wenn die Verträge hielten, was sie versprachen. Die kriegerischen Ereignisse in Böhmen brachten aber eine Ge-fährdung der Eidgenossenschaft, als die Spanier dem Kaiser in Wien und Maximilian von Bayern bzw. der Liga mit sehr viel Geld und 40.000 Soldaten aus den südlichen

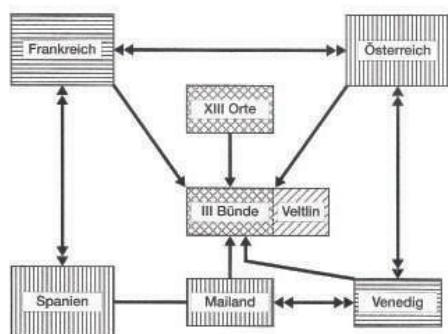
8 Bernard Truffer et al., Wallis, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS).

9 Erich Meyer, Das spanische Bündnis von 1587 und Solothurns Absage, in: Jahrbuch für solothurnische Ge-schichte 40 (1967), 275–342.

10 Vgl. zum Verhältnis der Eidgenossenschaft und des Reiches bis zur Epoche Maximilians Karl Mommsen, Eidge-nossenschaft, Kaiser und Reich, Studien zur Stellung der Eidgenossenschaft innerhalb des Heiligen römischen Reichen, Basel – Stuttgart 1958; anschließend daran Peter Stadler, Das Zeitalter der Gegenreformation, in: Handbuch der Schweizer Geschichte, Band 1, Zürich 1980, 571ff.

Niederlanden zu Hilfe kamen. Ohne diese Hilfe wäre möglicherweise alles ganz anders gekommen.

Die Interessen europäischer Mächte am Gebiet der III Bünde



Legende:

	reformiert		Bündnis Frankreich - Venedig
	katholisch		Interesse
	Habsburg		Feindschaft

Quelle: Militärgeschichte zum Anfassen Bd 3, Graubünden im Dreissigjährigen Krieg, MILAK/ETHZ

Diese Hilfe Spaniens an Österreich machte die dritte strategische Linie durch das Veltlin¹¹ über die Bündner Pässe wichtig (vgl. Karte, Route Nr. 3). Wie der „Camino Español“ führt sie nicht über eidgenössisches Kerngebiet, sondern nur über das Territorium eines „Zugewandten Ortes“. Trotzdem bestanden jahrzehntealte Beziehungen, die enger waren als zu Genf. Dazu kamen gewichtige Probleme:

1. Das Veltlin, Bormio und Chiavenna waren Untertanenorte der III Bünde und als solche umstritten.
2. Die bündnerische Reformation im Veltlin hatte die Innerschweizer Orte erzürnt.¹² Zudem war sie ein Dorn im Auge des spanischen Gouvernators von Mailand. Der Graf von Fuentes gab wirksames Gegensteuer. Es drohte ein Erstarken Venedigs um die Vorherrschaft in der Lombardei, zumal dieses 1615/18 ein Bündnis mit Zürich eingegangen war und Rückendeckung bei Frankreich besass. Mildernd war die Gewissheit, dass die venezianischen Interessen eher in der Adria lagen. Gefährlicher war, dass die Bündner 1602

11 Zum Veltlin im Dreissigjährigen Krieg vgl. Andreas Wendland, Der Nutzen der Pässe und die Gefährdung der Seelen. Spanien, Mailand und der Kampf ums Veltlin (1620–1641), Zürich 1995.

12 Vgl. zu den Verhältnissen in den Drei Bünden auch Randolph C. Head, „Es ist mit unseren grossen hansen vergebens...“ Familiennetzwerke als Machtgrundlage und Störfaktor in den Drei Bünden um 1600, in: Holenstein/Erlach/Rindlisbacher (Hg.), Im Auge des Hurrikans, 154–169.

ein älteres Bündnis mit Frankreich erneuert und 1603 eines mit Venedig abgeschlossen hatten. Dass dies den spanischen Interessen zuwider lief, liegt auf der Hand. Es kam zu Absprachen mit Österreich/Habsburg, das in Graubünden Besitz hatte (u.a. im Unterengadin). Als erste Reaktion erfolgte der Bau der Festung Colico, die nach dem Auftraggeber auch Festung Fuentes heisst. Diese hatte eine doppelte Funktion: zum ersten war sie Basis für die Gegenreformation in den bündnerischen Südtälern sowie zum zweiten Ausgangspunkt für eigene Truppen nach den spanischen Niederlanden oder zur Hilfe an Österreich/Habsburg bzw. Auffangposition für österreichische Truppen, welche in Italien helfen sollten, spanische Interessen zu verteidigen.

Die Gegenreformation gipfelte im Veltliner Mord vom 19./20. Juli 1620. Den katholischen Mordkommandos entkamen nur wenige Bündner, u.a. der reformierte Pastor Georg Jenatsch¹³, der in den kommenden „Bündner Wirren“ eine entscheidende Rolle spielen sollte. Für die Bündner existenzbedrohend war die darauffolgende Lebensmittelsperre, die von den Spaniern umgesetzt und auch immer wieder angedroht wurde. Dies ist der Kerngehalt der „Bündner Wirren“. Die Folge waren 19 Jahre Krieg in den Bündner Tälern zwischen Frankreich und der Casa de Austria unter aktiver Mitarbeit der unter sich zerstrittenen Bündner. Es ging auch hier bei weitem nicht nur um konfessionelle Fragen.

Als zweite Zwischenwertung können wir festhalten: Vom Krieg 1618/48 war nur Graubünden als Kriegsschauplatz betroffen. Die weitgehend koordinierte Machtpolitik der spanischen und österreichischen Habsburger ist noch heute für das Unterengadin und das Prättigau eine Horrorvorstellung. Die Namen von Graf Alwig von Sulz und Oberst Alois Baldiron, zwei habsburgischen Söldneroffizieren, kommen in diesen beiden Tälern in der Hierarchie des Bösen gleich hinter dem Teufel.

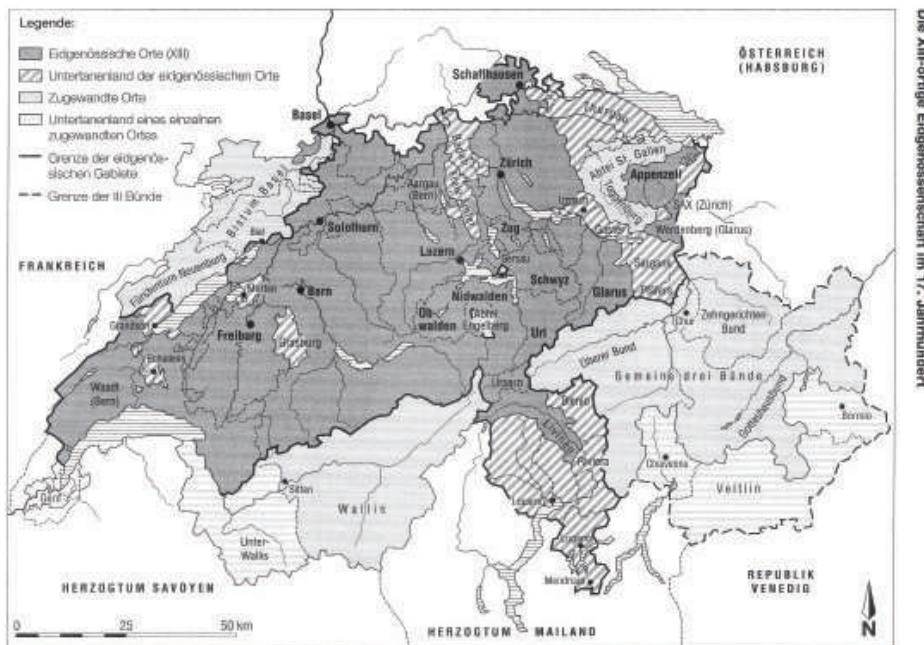
II. Polarisierung/Ideologisierung/Radikalisierung

Polarisierung

Als der Dreissigjährige Krieg von Böhmen bis nach der Pfalz und von Süd- bis nach Norddeutschland auf weite Bevölkerungskreise übergriff, wuchs auch die konfessionelle Spannung in der Eidgenossenschaft parallel zu dieser Entwicklung an. Das ganze europäische Kriegsgeschehen wurde von den Regierungen der Orte vor allem aus dem Blickwinkel der eigenen „richtigen“ Konfession beurteilt, sodass sich der Graben zwischen den katholischen und den reformierten Orten zusehends verbreiterte und eine klassische Polarisierung stattfand. Frieda Gallati fasst in ihrer immer noch grundlegenden Studie die Situation so zusammen:

13 Der Pastor ging auch in die Literatur ein: Conrad Ferdinand Meyer, Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. Mit einem Nachwort von Paul Michael Lützeler, Philipp Reclam jun. Stuttgart 2000.

Der „Rathschlag von Wyl“



Quelle: Militärgeschichte zum Anfassen Bd 3, Graubünden im Dreissigjährigen Krieg, MILAK/ETHZ

„Es zeigte sich damals, was sich in den folgenden Jahren stets wiederholen sollte: waren kaiserliche Truppen in der Nähe, gab es bei den Evangelischen Beunruhigung und Anstrengungen, die Grenzen möglichst zu schützen, während bei den Katholischen die Sorge mässig war, obschon sie keineswegs gegen eine Grenzverletzung gleichgültig gewesen wären. Kamen später die Heere der protestantischen Kriegführenden in bedrohliche Nachbarschaft, war es umgekehrt.“¹⁴

Mehrmals waren die gegenseitige Feindschaft und das Misstrauen so, dass es nur noch des legendären Funkens bedurfte, um das prall gefüllte Pulverfass zur Explosion zu bringen. In der Einleitung zu den Eidgenössischen Abschieden (EA) wird das Bild der Brüder geprägt, die sich zeitweise mit gespanntem Hahn gegenüberstanden.

Es ist nicht zulässig, im 17. Jahrhundert von einem einheitlichen innen- und aussenpolitischen Willen der Eidgenossenschaft zu sprechen. Der Bund war ein loses Gebilde von dreizehn souveränen Republiken mit zugewandten Orten und Untertanengebieten, eigenen und gemeinsamen. Ausser Appenzell und Unterwalden besassn alle eigene Untertanengebiete oder Anteil an Gemeinen Herrschaften. Besonders die Letzteren waren als strategische Zwischenzonen zentrale Konflikttherde. Sie sicherten aber auch den Zusammenhalt des fragilen „Corpus Helveticum“, weil

¹⁴ Frieda Gallati, Eidgenössische Politik zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges, in: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 43 (1918), 1–149, hier 21.

man wegen dieser Gebiete mindestens mit einander sprechen musste. Deshalb sind irgendwelche moderne begrifflichen Analogieschlüsse falsch und irreführend.

Es gibt verschiedene Elemente, welche neben der Konfession polarisierend wirkten:

- Die politischen Machtverhältnisse widersprachen seit dem 2. Landfrieden in Kappel 1531 diametral den demografischen und wirtschaftlichen Stärken zugunsten der katholischen Orte, die peinlich darauf achteten, dass an diesem Ungleichgewicht nichts verändert wurde. Es kann jedoch nicht von homogenen konfessionellen Blöcken ausgegangen werden.
- Grund der innereidgenössischen Spannungen waren oft die unterschiedlichen strategischen Interessen der Orte: Die *Westpartei* mit Bern, Freiburg und Solothurn schauten nach Westen. Die *Nord- oder Ostpartei* mit Zürich, Schaffhausen, Basel, den beiden Appenzell, Glarus und Schwyz sowie die Bündner und St. Galler betrachteten vorwiegend das Reich als Handelspartner; die *Südpartei* mit Uri, Unterwalden (Ob- und Nidwalden) und Luzern sowie Wallis waren an den Märkten Norditaliens interessiert. Diese unterschiedlichen Interessen manifestieren sich in den Soldbündnissen.
- Das nächste Element ist die unterschiedliche Bereitschaft zur Zentralisierung. Hier verlief der Graben zwischen den wirtschaftlich starken Städten, die vom Abbau der Binnenzölle profitiert hätten, und den auf ihre Souveränität pochenden Landorten. In dieser Problematik übersprang man konfessionelle Grenzen.¹⁵

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Fokussierung der Polarisierung auf die konfessionelle Frage zu kurz greift.

Die Folgen der Polarisierung manifestierten sich in vier Punkten:

1. Ein starkes, gemeinsames Auftreten gegen Aussen hätte einer gewissen Zentralisation des Bundes und eines einheitlichen Willens bedurft. Dieser war nicht vorhanden. Somit war keine aktive Aussenpolitik möglich.
2. Die durch die katholischen Vögte vorangetriebene Rekatholisierung in den Gemeinen Herrschaften brachte die zur neuen Konfession übergetretenen Gemeinden immer wieder in Not. In dieser Not riefen sie die starken reformierten Orte Bern und Zürich um Hilfe an. Diese Hilfe war aber nur mit einer Infragestellung des Gesamtbundles bzw. durch Gewaltanwendung zu leisten. Vor diesem letzten Schritt schreckten sie immer wieder zurück. Die Kräfteverhältnisse auf den europäischen Kriegsschauplätzen beeinflussten diese Auseinandersetzungen. Sie verstärkten oder dämpften die Gewaltbereitschaft für die konfessionelle Sache.
3. Die Polarisierung führte aber auch zu grundsätzlichen Gefährdungen des Bundes. Der „Goldene oder Borromäische Bund“ der sieben katholischen Orte von 1586 hatte einen defensiven Grundgehalt, war aber auch Ausdruck

¹⁵ Daniela Hacke, Zwischen Konflikt und Konsens: Zur politisch-konfessionellen Kultur in der Alten Eidgenossenschaft des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Historische Forschung 32 (2005), 575–604.

des Misstrauens. Sondertagsatzungen der konfessionellen Parteien, der Reformierten vor allen in Aarau und der Katholiken vor allem in Luzern, waren die Regel.

Die Spaltung im Glauben war für die Ideologisierung der polaren Standpunkte und Interessen in all ihren Verästelungen entscheidend. Scharfmacher waren neben eigenen Glaubenskriegern insbesondere Spanien oder der päpstliche Nuntius. Dass der Nuntius in Luzern immer wieder riet, die eigenen Interessen abzulegen und nur die Ehre Gottes zu befördern, d.h. die wahre Religion zu erhalten und sich von den Neugläubigen zu distanzieren, gehörte zu seinem Primärauftrag und erstaunt nicht. Bemerkenswert ist aber, dass der spanische Ambassador am schärfsten zur Spaltung aufrief. Exemplarisch sei ein besonders aussagekräftiger Aufruf an die katholischen Gesandten zitiert:

„Ihr sollt wissen, dass ein Afrikaner oder Indianer, der katholisch ist, euch näher verwandt ist, und dass ihr ihm mehr Gunst zu erzeigen schuldig seid, als einem Schweizer und Landsmann, der ein Ketzer wäre.“¹⁶

Die Speerspitzen des konfessionellen Kampfes waren die Jesuiten und Kapuziner. Selbstverständlich gab es immer wieder versöhnliche Stimmen, eigene und fremde. Der Zürcher Bürgermeister Rahn beklagte sich zum Beispiel in der November-Tagssatzung 1618 über Bedenken der katholischen Orte, die Reformierten wollten sie mit deutscher Hilfe (der Union) überfallen. Dies sei falsch, eine böswillige Unterstellung ohne wahren Hintergrund. Die Diffamierung, Reformierte seien Ketzer oder eine christliche Sekte, sei uneidgenössisch. Reformierte seien wie Katholiken dem „klaren Wort Gottes“ verpflichtet. Dieser Gott habe sie bis jetzt auch mit Gnade beschützt. Sie seien sogar einen Schritt weiter gegangen und hätten Schmähungen der katholischen Religion unter Strafe gestellt.

„Die Unterdrückung der katholischen Religion haben wir nie beabsichtigt; wie bisher gedenken wir den Landfrieden zu halten.“

Es sei möglich, trotz Ungleichheit der Religion inneren Frieden zu halten. Dies sei die Grundlage des Wohlstandes und solle „durch treue Liebe und Einigkeit ferner erhalten“ bleiben.

Die fremden Stimmen, die zur inneren Einheit rieten, kamen meistens aus Frankreich. An der Sommertagsatzung in Baden 1624 bezeichnete Hannibal Franz Marquis von Coevres, „des allerchristlichsten Königs, des allergnädigsten Freundes der Eid- und Bundesgenossen“ Ambassadeur, die Einigkeit als die festeste Stütze der Freiheit. Das negative Beispiel demonstrierten die III Bünde; dort würden offene Gewalt, List und Korruption zum Untergang führen. Das Gleiche drohe der Eidgenossenschaft, wenn weiterhin „Uneinigkeit und böse Intelligenz“ regierten. Er kon-

16 Eidgenössische Abschiede 1624, 348 b. Die Protokolle der Tagsatzungen (Eidgenössische Abschiede, im Folgenden abgekürzt EA) sind den Exemplaren im Staatsarchiv Zürich, EA, entnommen.

kretisierte die Besorgnis seines Königs, indem er die Forderung Spaniens für freien Truppendurchzug ins Reich als Vertragsbruch bezeichnete. Die Eidgenossen hätten sich verpflichtet, ihre Pässe für Feinde Frankreichs zu sperren. Sie sollten zu Frankreich halten; dafür gebe es Salz und Pensionen. Die noch ausstehenden 600.000 Pfund seien bewilligt und würden bald kommen. In der Regel kam das Geld nicht so bald oder gar nicht.

Der französische Gesandte Brulart de Léon prangerte in der Sommertagsatzung 1629 Spaniens Politik an. Dieses versuche immer wieder „Samen der Zwietracht“ zu streuen. Frankreich sei ein verlässlicher Partner und werde nicht nur „den Seckel aufthun“, sondern jederzeit Hilfe in der Not senden. Man müsse aber die Einheit pflegen. Er zauberte noch ein verlockendes Angebot aus dem Hut: Frankreich sei bereit, eine „Armée volante“ von 6000 Mann und monatlich 100.000 Livres zu bezahlen, wenn die Eidgenossen mit dieser Bereitschaftstruppe alle ihre Pässe sperren würden. Die Tagsatzungsherren dankten „untertänig“ und lehnten nach wirksamem Druck Spaniens und Österreichs auf die katholische Partei ab.¹⁷

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Ideologisierung aus einer weit gefächerten Konfessionalisierung der polaren Interessen bestand. Gegenkräfte und Spaltungsturbos kämpften um die Deutungshoheit. Keine Seite vermochte sich aber entscheidend durchzusetzen, sodass ein sehr labiles und leicht verletzliches Gleichgewicht bestand.

Radikalisierung

Folgende Ereignisse haben fast zum Kriegseintritt geführt:

1. Die Bündner Wirren (1620–1639)

Die komplizierten kriegerischen Auseinandersetzungen in den III Bünden waren praktisch während des ganzen Krieges geeignet, die Kämpfe auf das eidgenössische Territorium auszuweiten. Der Kampf der Bündner um ihre Südtäler, der Streit der Geschlechter und Talschaften untereinander und die Interventionen der europäischen Mächte waren ein ständiger Spaltpilz in der Eidgenossenschaft. Bei den reformierten Orten überwog das schlechte Gewissen, den Glaubensgenossen nicht wirksame Hilfe leisten zu können, und bei den katholischen Orten die Furcht, ihre Freundschaft zu den beiden habsburgischen Mächten und zum Papst nicht zu gefährden.¹⁸

2. Religionsstreitigkeiten in den Gemeinen Herrschaften

Das kaiserliche Restitutionsedikt von 1629 (alle seit dem Augsburger Religionsfrieden eingezogenen Kirchengüter mussten zurückgegeben werden),

17 EA 512 XIII Orte in Baden 27.8.–3.9.1629.

18 Die Bündner Wirren sind ausreichend erforscht, auch wenn immer noch Stoff für Spezialstudien vorhanden ist. Vgl. z.B. MILAK/ETHZ (Hg.), Graubünden im Dreissigjährigen Krieg, (= Reihe Militärgeschichte zum Anfassen, Bd. 3), o.O. 1994; Felix Bendel, Bündner Wirren (1620 – 1639), Bern 2014.

welches die Bischöfe mit Landansprüchen veranlassten, für sich gleiches Recht zu reklamieren, sowie Rekatholisierungsbestrebungen der katholischen Landvögte in den Gemeinen Herrschaften eskalierten oft bis zur Kriegsgefahr.¹⁹

3. Bern/Freiburg

Der Schutz der Reformierten auf freiburgischem Gebiet führte immer wieder zu schweren Zerwürfnissen der beiden Nachbarn. Besonders die Verhältnisse in Tscherlitz (Echallens) verursachten einen jahrelangen Streit, in den sich die übrigen katholischen Orte und der Nuntius einmischten.²⁰

4. Bern/Solothurn

Am 20. September 1632 überfielen die Solothurner einen Trupp bernischer Soldaten, die auf dem Marsch nach Mülhausen waren, um dieser verbündeten Stadt Hilfe zu bringen. Dieser „Mord in der Balsthaler Klus“ verletzte die Berner Ehre so sehr, dass die Racheforderungen zu eskalieren drohten. Die Solothurner gaben schließlich nach und bestraften die verantwortlichen Landvögte.²¹

5. Der Kesselringhandel²²

Als schwerste Krise darf die schwedische Südumfassung der Stadt Konstanz über thurgauisches Gebiet bezeichnet werden. Ins schwedische Hauptquartier war die Meldung gedrungen, der Herzog von Feria führe dem Kaiser ein starkes spanisches Hilfskorps aus Oberitalien zu. General Horn erhielt den Auftrag, das Einfallstor zum Oberrhein, die Stadt Konstanz, zu besetzen. Am 7. September 1633 erschien Horn gegen abends 7 Uhr mit rund 6000 Mann vor dem zürcherischen Städtchen Stein am Rhein. Nach einem kurzfristigen Begehen konnte er die Brücke friedlich passieren. Durch thurgauisches Gebiet, d.h. durch eine Gemeine Herrschaft katholischer Orte und Zürichs, gelangte Horn nach Gottlieben, wo eine Schiffsbrücke geschlagen wurde, und von wo er am nächsten Morgen mit der Belagerung von Konstanz begann. In seinem Entschuldigungsschreiben vom 14. September verwies Horn auf die „ratio et necessitas belli“ und auf die völkerrechtlich gestützte Usanz, auch durch neutrales Gebiet zu ziehen. Er habe mit dieser Operation vermeiden wollen, die Schweiz zum Kriegsschauplatz mit den heranrückenden Spaniern werden zu lassen.²³

Die katholischen Orte erhoben schwere Vorwürfe gegen die Zürcher und insbesondere gegen die schwedische Partei in Zürich unter Antistes Johann

19 EA 526 Tagung der evangelischen Orte in Solothurn 8.3.1630.

20 EA 89 Baden, Tagsatzung der XIII Orte 8.–13.9.1619 do 3.–9.11.1619.

21 EA 608 Tagung der evangelischen Orte in Aarau 28./29.9.1632.

22 Vgl. u.a. Kilian Kesselring im Schweizerischen Historischen Lexikon; Werner Wettstein, Die Kesselringaffäre als Spiegel der Alten Eidgenossenschaft (= Schriftenreihe der Eidgenössischen Militärbibliothek und des Historischen Dienstes 36), Bern 2009.

23 EA 644 Tagsatzung der XIII Orte in Baden 14.–29.9.1633.

Jakob Breitinger. Es gelang den katholischen Orten nicht, Beweise für die Schuld Zürichs zu erbringen, auch nicht, nachdem in der Schlacht von Nördlingen Teile der Kanzlei Horns in die Hände der katholischen Sieger gefallen waren. Unbestritten ist, dass Zürich den Grenzschutz vernachlässigt hat. Die Besatzung von Stein war aus Kostengründen schon Mitte März abgezogen worden. Die vier katholischen Orte (ohne Luzern) – selbstverständlich angetrieben von ihrem „rechten Glauben“ – beschlossen an der katholischen Tagsatzung, die Schweden mit Waffengewalt aus dem Thurgau zu vertreiben.

Französische Vermittlungsbemühungen, an vorderster Front der Herzog von Rohan, konnten das Schlimmste verhindern. Er zeigte Verständnis für den Zorn der katholischen Orte und bot eine Neutralisierung der umkämpften Stadt an. Konstanz solle bis zu einem Friedensschluss eine eidgenössische Besatzung erhalten. Zugleich warnte er die katholischen Eidgenossen vor einem Angriff gegen die Schweden. Sie hätten in diesem Gelände und ohne Reiterei gegen 7000 kriegserfahre Soldaten mit viel Kavallerie keine Chance. Noch schlimmer wäre es, sich auf die kaiserlich-österreichische Seite zu schlagen. Dann würde die Eidgenossenschaft zweifellos Kriegsschauplatz. Was das zu bedeuten habe, zeige die deutsche Nachbarschaft. Er habe von Horn die Versicherung, die Belagerung aufzugeben, wenn die Eidgenossen versprechen könnten, dass ihm von Konstanz aus kein Schaden entstehen könne. Wenn aber gegen ihn Gewalt ausgeübt werde, dann werde er mit Gottes Hilfe, die ihn bis jetzt begleitet habe, als redlicher Reitergeneral handeln; er möchte aber lieber „mit der Eidgenossenschaft in guter Freundschaft und beharrlicher Neutralität leben“.

Es kam dann nicht ganz so. Konstanz konnte sich nicht für eine eidgenössische Schutzmacht erwärmen und Horn brach am 2./3. Oktober nach vergeblichem Sturm die Belagerung ab. Die frustrierte und untätige katholische Miliz musste „Dampf ablassen“. Der thurgauische Obristwachtmeister Kilian Kesselring, Befehlshaber des Thurgauer Landsturms, reformiert mit zürcherischen Wurzeln, musste als Sündenbock herhalten. Er wurde nach Schwyz überführt, schwer gefoltert und erst nach monatelangen Verhandlungen gegen ein hohes Lösegeld frei gelassen. Die Kriegspartei in Zürich hatte wegen der Weigerung, Kesselring herauszugeben, vehement zum Krieg gegen die Innerschweiz gedrängt und führte Bündnisverhandlungen mit den Schweden.²⁴ Die Niederlage von Nördlingen am 6. September 1634 machte allem ein Ende. Der „schwedische Wind“ hatte sich gedreht.

6. Durchzug der Armee von Bernhard von Sachsen-Weimar 1638

Bernhard von Sachsen-Weimar stand während des Kesselringhandels noch in schwedischen Diensten. Nach dem Kriegseintritt Frankreichs 1635 wechselte er ins französische Heer. Er führte den Krieg gegen die Kaiserlichen vor allem im Elsass und im Sundgau. Zur Überwinterung der Truppen benützte er das Bistum Basel (Laufental, Delsbergertal, Region Moutier und das Erguel).

²⁴ EA 649 Tagung der IV evangelischen Orte in Aarau 8./9.10.1633.

Aus diesem Winterquartier brach er im Januar 1638 über baslerisches Gebiet ins österreichische Fricktal ein, zog dann gegen Rheinfelden, sowie gegen die anderen Waldstädte am Rhein und nach Breisach.²⁵

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass alle diese hier kurz beschriebenen Konflikte den Keim des Inneren Krieges in sich trugen. Eine Ausbreitung des europäischen Krieges auf eidgenössisches Territorium wäre die wahrscheinliche Folge gewesen. Der Kriegseintritt der Franzosen 1635 entspannte die bisherige konfessionelle Polarisierung entscheidend. Das hatte in den folgenden Jahren eine innere Festigung der Eidgenossenschaft zur Folge. 1636 leistete die Tagsatzung sogar einen Friedensauffruf „aus christlichem Mitleid und weil der Allmächtige die Eidgenossenschaft aus besonderen Gnaden mit dem Kriegselend bisher verschont hat“.

III. Stillesitzen – zur Genese der Neutralität²⁶

These und Gegenthese

Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler hat in seinem Monumentalwerk zum Dreissigjährigen Krieg²⁷ die Schweiz nur einmal kurz erwähnt. Anlass war der Marsch von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mit seinem Heer 1638 gegen die vorderösterreichischen Waldstädte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut sowie ins Fricktal über das Territorium der Stadt Basel. Münkler schreibt:

„Die Schweiz war ein neutrales Gebiet, aber nur im Prinzip: in Graubünden, im Veltlin kämpften seit den frühen 1620er Jahren Spanier und Franzosen um die Kontrolle der Alpenpässe, immer wieder hatten Durchzüge stattgefunden und Schweizer Söldner waren in allen Heeren vertreten. Die politischen Sympathien der einzelnen Kantone waren recht unterschiedlich verteilt, die protestantischen hatten der Union nahegestanden und später Sympathien mit den Schweden und dem Nördlinger Bund entwickelt, während die katholischen aus einer grundsätzlich antihabsburgischen Haltung heraus zum Kaiser auf Distanz blieben. Basel stellte einen besonderen Fall dar, insofern

25 Dazu Gustav Droysen, Bernhard von Weimar. II. Band, Leipzig 1885, 327–492; und kurz Peter H. Wilson, Europe's Tragedy. A History of the Thirty Years War, London 2009, 600–607.

26 In seinem über die ganze Frühe Neuzeit gehenden Werk zum Neutralitätsdiskurs hat Axel Gotthard die Schweiz aus seiner Analyse ausgenommen und als Begründung nur ein kurzes Kapitel über die Charakteristik der Ausenpolitik der Eidgenossenschaft, die sich nach seinen Betrachtungen nicht so sehr von kleineren Territorialfürstentümern unterschied, gewidmet. Nach seiner Argumentation sei die Neutralität der Schweiz noch unergiebig nach modernen wissenschaftlichen Kriterien erforscht, zudem (auch aufgrund der oft unkritischen Übernahme der Forschungen Paul Schweißers) als solche immer noch zu sehr mit Mythen behaftet. Vgl. Axel Gotthard, „Der liebe vnd werthe Fried“. Kriegskonzepte und Neutralitätsvorstellungen in der Frühen Neuzeit (= Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht; Bd. 32), Köln – Weimar – Wien 2014, 537–545.

27 Herfried Münkler, Der Dreissigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, Deutsches Trauma 1618–48, Berlin 2017, 729.

es formell noch zum Reich gehörte, aus dem es dann mit dem Westfälischen Frieden ausscheiden sollte. Überhaupt wurde die eidgenössische Verbindung erst 1648 im völkerrechtlichen Sinn als eigenständiger politischer Akteur anerkannt. Bernhards Einfall in das Basler Gebiet war also eher ein Tabubruch als ein völkerrechtswidriger Akt und Basel oder die Schweiz wurden dadurch nicht zum Kriegsschauplatz.“

Greifen wir die Wertung heraus: Die Schweiz war ein neutrales Gebiet, aber nur im Prinzip. Der Berner Experte für die Frühe Neuzeit, André Holenstein, hat in seiner Studie zu den Eidgenössischen Machteliten im Dreissigjährigen Krieg²⁸ so gewertet: Das Corpus helveticum verdankte sein Glück, vom Krieg verschont geblieben zu sein, „nicht einem Wunder, der göttlichen Gnade oder etwa ihrer Neutralität, sondern der komplexen Verknüpfung innerer und äusserer Faktoren“²⁹. Auch wenn Holenstein mit der schützenden Wirkung der Neutralität in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nichts anzufangen wusste, setze ich die These:

Während des Dreissigjährigen Krieges hat die bewaffnete Neutralität der Eidgenossenschaft nicht nur konkrete Züge angenommen, sondern sie ist zu einem wirksamen Faktor der Kriegsverschonung geworden.

Diese These gilt es nun – im Wissen, dass vom schweizerischen Historiker-Mainstream kaum Beifall zu erwarten ist – zu verifizieren oder zu falsifizieren. Dabei sollen Argumente früherer Studien³⁰ wiederholt und ergänzt werden.

Es stellten sich in Zeiten der oben skizzierten schweren Krisen, der aufkeimenden Radikalisierung bis zum Inneren Krieg, drei existenzielle Fragen:

1. Sollte die Eidgenossenschaft weiterhin „Stillesitzen“, d.h. nur mit Söldnern und mit Waren die beiden Kriegsparteien unterstützen und den völkerrechtlich legitimierten friedlichen und geordneten Durchmarsch fremder Heere gestatten?
2. Sollten die Eidgenossen für ihre Interessen, u.a. für ihre Konfession – mit oder ohne ausländische Hilfe – gegeneinander vorgehen?
3. Sollten sie je nach Konfessionszugehörigkeit mit voller Kraft in den europäischen Machtkampf eingreifen?

28 André Holenstein, Transnationale Politik. Eidgenössische Machteliten und der Dreissigjährige Krieg, in: Georg von Erlach/André Holenstein/Sarah Rindlisbacher (Hg.), Im Auge des Hurrikans, Baden 2016, 51–64.

29 Ebenda, 51.

30 Diese These habe ich erstmals 1997 vertreten: «Das Stillesitzen» – Zur Problematik der schweizerischen Neutralität im Dreissigjährigen Krieg (1618–1648), in: ASHSM/SVMM (Hg.), *Travaux et Recherches – Beiträge zur Forschung*, Bern 1997, 7–35. Eine leicht überarbeitete Fassung bildete den dritten Teil in: Christian Moser/Hans Rudolf Fuhrer, *Der lange Schatten Zwinglis*, Zürich, das französische Soldbündnis und eidgenössische Bündnispolitik, Zürich 2009. Ein namhafter Vertreter des schweizerischen historischen Mainstreams hat in seiner Rezension geschrieben, diese These habe er bereits 1997 gehört; sie sei 2009 nicht glaubwürdiger. Vielleicht schafft es diese Fassung, nicht einfach kommentarlos verworfen zu werden.

Betrachten wir nur die erste Option mit einem Beispiel. Um sich gegen die gewaltige, katholische Macht zu behaupten, sah sich der schwedische König Gustav Adolf nach Bundesgenossen um. Dieser strategische Wunsch liess ihn auch bei der schweizerischen Eidgenossenschaft sondieren. Christoph Ludwig Rasche, sein Delegierter, sprach bei der Tagsatzung vor, erinnerte an den sagenumwobenen gemeinsamen Ursprung der Schweden und der Helvetier und folgerte, Brüder dürften sich in der Not nicht im Stich lassen. Die Tagsatzung in Baden im Februar 1632 lehnte auf Druck der katholischen Orte dankend ab. Diese waren vom Kaiser und vom vorderösterreichischen Herzog Leopold erfolgreich an die Erbeinigung gemahnt worden. Rasche war sehr erzürnt, was sogar die katholischen Orte erschreckte. Die Kriegspartei in Zürich schien weiterhin gewillt zu sein, sich auf den Schweden einzulassen. Sie entschuldigte sich gar bei Gustav Adolf für den negativen Bescheid der eidgenössischen Tagsatzung. An der reformierten Tagsatzung – in einem Zeitfenster der allgemeinen Tagsatzung – hatte Rasche anders argumentiert: Es gebe in einem gerechten Krieg keine „Dritte Partei“. Schon in der Offenbarung des Johannes würden die Lauen vernichtet. Ein Reformierter könne nur mit den Schweden marschieren, sonst verliere er seine Ehre und müsse als Kollaborateur mit dem Feinde betrachtet werden. Dies war ein Argumentationsmuster, das Gustav Adolf auch bei zögernden protestantischen Fürsten in Deutschland anwandte. Als Rasche aber Truppen und Geld forderte, zerfloss die Begeisterung der Kriegswilligen wie Schnee in der Märzensonne.³¹

Die Verhandlungen mit Schweden konnten nicht vor dem Kaiser und Erzherzog Leopold geheim gehalten werden. Die beiden hatten die Eidgenossenschaft – wie gesagt – schon im Januar 1632 davor gewarnt, ein Bündnis mit Schweden einzugehen. Beim Bemühen, sich aus ihrer gefährlichen Situation zu befreien, kam der reformierten Partei ein Schreiben des in den bayerischen Raum vorgedrungenen Königs Gustav Adolf sehr gelegen. Weil der schwedische König trotz gegenteiliger Versicherungen befürchteten musste, dass die katholischen Orte dem spanischen Heer den Durchzug über ihre Pässe erlauben würden, drohte er im März 1632, das Territorium der Eidgenossenschaft zum Kriegsschauplatz zu machen. Er forderte deshalb, dass die Eidgenossen bei ihrer bisherigen *Neutralität* verblieben und den Feinden Schwedens keinerlei Begünstigungen zukommen lassen sollten. Damit ist das Schlüsselwort gefallen: Gustav Adolf forderte die Neutralität der Eidgenossenschaft, welche er zwei Monate vorher noch als unmoralisch verurteilt hatte. Dies war natürlich politisches Kalkül. Da Gustav Adolf im besten Falle die Neutralität der katholischen Orte erwarten konnte und die Reformierten sich nicht bündniswillig gezeigt hatten, war die Neutralität des gesamten Bundes in seinem Interesse.

Aufgrund dieser Sachlage können wir folgende erste These formulieren: Die Neutralität wird von denen als unmoralisch bezeichnet, die einen „gerechten Krieg“ zu führen meinen. Man findet sie aber gut, wenn sie im eigenen Interesse ist.

Die Antwort der XIII Orte auf die Drohung Gustav Adolfs hat die Bedeutung einer ersten gemeinsamen förmlichen Neutralitätserklärung. Man versicherte Gustav Adolf, es liege kein spanisches Durchmarsch-Begehr vor. Sollte eines erfolgen, so werde man es abweisen. Zugleich signalisierten die reformierten Stände, man habe

31 EA 615 Tagsatzung der XIII Orte in Baden 24.1.33.

kein Interesse am „Leipziger Schluss“. Man werde die *Neutralität* einhalten, soweit dies ohne Verletzung der abgeschlossenen Bündnisse geschehen könne. Er solle die Eidgenossenschaft verschonen, da sie sich ins deutsche Kriegsgeschehen nicht eingemischt habe und dies auch in Zukunft nicht zu tun gedenke.³² Auf diese Neutralitätserklärung vom März 1632 haben sich im weiteren Verlauf des Dreissigjährigen Krieges beide konfessionellen Parteien noch mehrmals berufen. Sie kann deshalb als fassbarer Urknall bezeichnet werden.

Die katholischen Orte wussten von diesem Meinungsumschwung in Zürich nichts und trafen sich in Luzern (21./22. Juli 1632). Die schwedisch-zürcherische Gefahr veranlassten sie zur Aufstellung eines sogenannten Defensionalwerks zur Verteidigung des eigenen Territoriums sowie des Thurgaus und der Rheinlinie. Die alten Bünde mit gegenseitiger Hilfspflicht wurden beschworen und Kriegsplanungen angeordnet. Die Besetzung des Reusstales zur Verhinderung einer bernischen Einmischung wurde prioritär angesehen und ein Mobilisierungssystem mit Warnfeuern beschlossen. Damit war man so weit wie die Reformierten bereits 1623.³³

Halten wir fest: Je nach Bedrohungswahrnehmung wurden konfessionelle Defensionale diskutiert, die jedoch nie konkretisiert wurden.

Es stellt sich nun die Frage, ob die Anerkennung bzw. die Forderung nach der eidgenössischen Neutralität durch fremde Mächte schon früher in den Abschieden auftaucht. Die Suche war erfolgreich.

1. An der Badener Tagsatzung der XIII Orte vom 26. Juni bis 14. Juli 1622³⁴ war der Prättigauer Aufstand ein Thema. Es wurde diskutiert, ob man den Bündnisgenossen zu Hilfe kommen solle. Erzherzog Leopold von Vorderösterreich liess unmissverständlich verlauten, er erwarte, dass den „friedhäßigen Rebellen“ keine Hilfe zukommen solle. Wenn das nicht der Fall sein sollte, werde von Österreich „die berühmte Neutralität nicht beachtet“. Er wolle Taten und nicht Worte. Die Erbeinigung gebe den Rahmen des Zulässigen.

2. An der katholischen Tagsatzung der VII Orte vom 12./13. April 1627 in Luzern³⁵ wurde die Überprüfung der Verteidigungsvorbereitung der Rheingrenze angeordnet. Kilian Kesselring fand alles in bester Ordnung und stellte auch keine bedrohlichen Feindabsichten fest. Dies veranlasste Leopold, sich am 11. Mai ein weiteres Mal über schlechte „Neutralität“ und Einhaltung der Erbeignung zu beklagen. Diese Rüge führte zu einer Mahnung an die reformierten Orte, die *Neutralität strikte einzuhalten*, um dem fremden Kriegsvolk keinen Anlass zu Grenzverletzungen zu geben. Zur Fremdforderung kommt also auch eine Binnenforderung dazu.

32 EA 615 Tagsatzung der XIII Orte in Baden 24.1.33.

33 Zu den Eidgenössischen Defensionalen vgl. Andreas Heusler, Zur Entstehung des eidgenössischen Defensionals, Basel 1855; Georges Grosjean, Berns Anteil am evangelischen und eidgenössischen Defensionale im 17. Jh., Bern 1953; Jürg Stüssi-Lauterburg, Das Defensionale von Wil (1647), in: Marco Jorio (Hg.), Die Schweiz und Europa 1648. Aussenpolitik zur Zeit des westfälischen Friedens, Zürich 1999, 147–173. Benoit de Montmollin, Defensionalordnungen: in HLS. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8613.php>.

34 EA 242 Tagsatzung der XIII Orte in Baden, 26.6.–14.7.1622.

35 EA 460 Tagung der VII katholischen Orte in Luzern 12./13.4.1627.

3. Zwei Jahre später erfolgte in der katholischen Tagsatzung in Luzern vom 8. September 1629 eine Anerkennung des Stillesitzens auch von spanischer Seite. Der spanische Ambassador Graf Karl Casati mahnte:

„Wenn Ihr still und ruhig und einig Euch haltet, werdet Ihr Gottes Fluch nicht auf Euch laden, den gerechten, mächtigen und Gott liebenden Kaiser nicht erzürnen, Ihre Königl. katholische Majestät samt dem ganzen hochl. Haus Österreich nicht zu Feinden machen.“³⁶

4. An der Tagsatzung der XIII Orte in Baden vom 21. bis 27. Oktober des selben Jahres mahnte der französische Ambassadeur Brulart de Léon, die Eidgenossen sollten sich besinnen, denn wenn ringsum Waffen versammelt seien, müsse man sich wehrhaft zeigen und ein Zeichen setzen.

„Gebe man ein solches, so könne man sicher sein, dass die Orte weder angeastet noch beleidigt würden; werde aber die Sache anders vorgenommen, so würden die Gegner alle Zeit sagen und thun können, was ihnen ihre Ambition eingebe. Die Eidgenossen sollten weder kaiserlich noch französisch, auch nicht spanisch, sondern nur gute, wahre, vaterländisch gesinnte Leute sein und niemanden Glauben schenken als denen, die sie werth halten; darauf beruhe das Glück und das Heil ihres Vaterlandes.“³⁷

5. Einen besonderen Einfluss auf die XIII Orte hatte der Herzog von Rohan. An der Tagsatzung in Baden vom 7. bis 16. Oktober 1632 unternahm er den Vergleich Zürichs mit den katholischen Orten in der Ostschweiz und mahnte Bern und Solothurn, sich bei ihren Streitigkeiten ebenfalls zurück zu halten. Leitgedanke müsse die eidgenössische Einigkeit sein. An der gleichen Tagung fuhr er fort, Einflüsterungen der Religion dürfe man kein Gehör schenken. Diese seien nur der Vorwand für machtpolitische Interessen. Man solle die vom schwedischen König angebotene Neutralität annehmen und eine Kommission (Salomon Hirzel, Jost Bircher, Beat Zurlauben, Rudolf Wettstein, Franz von Affry, Jakob Ziegler) zur Ratifizierung eines Vertrages entsenden. Die Namensnennungen zeigen, dass Rohan über die eidgenössische Machtelite bestens im Bilde war. Auch die fünf Punkte des Rohanschen Vertrags sind beachtenswert:

1. Gegenseitiger Verzicht auf Gewalt,
2. keine inneren Streitigkeiten dürfen die Neutralität („ohn‘ Unterschied des Gloubens“) beeinflussen,
3. keine freie Werbung für niemanden und kein Passdurchgang für niemanden,
4. kein Nachteil für das Bündnis mit Frankreich,
5. kein Nachteil für die Erbeinigung mit Österreich.³⁸

36 EA 513 Tagung der V katholischen Orte in Weggis 8.9.1629.

37 EA 517 Tagsatzung der XIII Orte in Baden 21.–27.10.1629.

38 EA 609 Tagsatzung der XIII Orte in Baden 7.–16.10.1632.

1633 wurde er noch konkreter: Die Orte sollten trotz des „wegen der Religion tief eingewurzelte Zwiespalt“ Frieden halten. Der französische König sei den Katholiken „eifriger Freund der Religion“ und den Evangelischen „treuer Freund der Gerechtigkeit“³⁹.

Da die Gesandten in dieser Sache keine Weisungen ihrer Regierungen hatten, wurde der Vorschlag nur „in Abschied“ genommen. Der Tod Gustav Adolfs machte diesen Vertragsentwurf obsolet. Nicht obsolet war der Entscheid zur bewaffneten Neutralität als logische Folge, wenn man die Pässe verschlossen halten wollte. Auch betreffend des Durchmarschrechtes setzte ein markantes Umdenken ein. Es brauchte noch einmal fünf Jahre, bis an der Tagsatzung im Mai 1637 beschlossen werden konnte, „alle Pässe wohl verschlossen zu halten und jedem Ort mit ganzem Vermögen zu Hülfe zu eilen, wenn es von fremdem Volk angegriffen werde“⁴⁰. Allein, um diesem Beschluss Nachdruck zu verleihen, fehlte es an einer geeigneten Militärorganisation.

Halten wir fest: Mit der Diskussion des Neutralitätsangebots von Gustav Adolf wurde das seit Marignano geübte „Stillesitzen“ innenpolitisch konkreter und gefordert. Das Jahr 1632 ist somit in der langen Entwicklungsgeschichte der schweizerischen Neutralität wichtig und bisher noch zu wenig beachtet worden.

IV. Das Wiler Defensionale

Wir kommen damit zum letzten Teil unserer Betrachtung. Es geht um die Realisierung der Voraussetzungen der bewaffneten Neutralität, einer Militärorganisation (Defensionale), welche eine Verteidigung im Angriffsfall ermöglichen sollte. Wie gezeigt wurde, stand eine solche zwar regelmäßig auf der Traktandenliste, aber meistens nur auf den nach Konfessionen getrennten Tagsatzungen. Die gegenseitige Bündnispflicht stand zwar schon in den alten Briefen, war aber eher eine Absichtserklärung als eine verbindliche Pflicht.

Allgemeine Lage

1646 ergab sich wieder eine gefährliche Konstellation an der Rheingrenze. Schwedische und französische Verbände, Feinde der katholisch-habsburgischen Partei, lagen in Süddeutschland. Am 4. Januar 1647 nahm General Wrangel Bregenz ein – ein vergleichbarer Fall zur Affäre Horn/Konstanz 13 Jahre zuvor – und plünderte die von der Vorarlberger Miliz tapfer verteidigte Stadt.⁴¹ Ein französisches Heer unter General Turenne bedrohte Überlingen. Diese Kriegslage gefährdete vor allem den bisher lukrativen Handel mit Süddeutschland.

39 Herr de la Beaume im Namen Rohans, in: EA 644 XIII Orte in Baden 14.–29.9.1633.

40 EA V/2, 1030 c. Vgl. Moser/Fuhrer, Zwingli, 306.

41 Peter Broucek, Die Eroberung von Bregenz am 4. Jänner 1647 (= Militärhistorische Schriftenreihe 18), Wien 1971.

Spezielle Lage

Konfessionelle Streitigkeiten im Thurgau (Uttwiler- und Lostorfer Handel um Gottesdienste), der Wädenswiler Handel (ein zürcherischer Ordnungsdienst gegen die aufständischen Bauern und Kaufleute am Zürichsee, die gleiche Rechte wie die Stadt verlangten) und der ewige Streit um Münzrechte und Landstreicher usw. erschütterten ein weiteres Mal die Eidgenossenschaft. Der französische Botschafter sah sich veranlasst, zur Ruhe zu mahnen und mehr Vertrauen zu fordern. Dazu kamen wichtige politische Signale aus Wien und Paris. Der kaiserliche Rat Graf von Trauttmansdorff meldete vertraulich an Zwyer von Evibach (Urner Militärunternehmer, Vertreter der katholischen Eidgenossen bei Kaiser Ferdinand III.), der Kaiser sehe kein Problem, die ganze Eidgenossenschaft in den Frieden mit Frankreich und Schweden einzubeziehen.⁴² Auch Ambassador de Caumartin meldete, der französische König halte die Abordnung einer geeigneten Persönlichkeit nach Münster und Osnabrück zur Abwendung der Belästigung Basels durch das Kammergericht Speyer für sinnvoll. Dahinter ist die Fürsprache von Johann Ludwig von Erlach beim französischen Abgeordneten Henri II von Orléans-Longueville an der Konferenz in Westfalen zu vermuten. Das Resultat dieser diplomatischen Vorgespräche war die Entsendung des „hochgeachten, edlen, gestrennen, frommen, vesten, fürsichtigen und wysen“ Johann Rudolf Wettstein, Bürgermeister der Stadt Basel. Er sollte im Namen Basels und der reformierten Städte das Beste herausholen. Die katholischen Orte waren erst im Sommer 1647 bereit, ihn auch als ihren Gesandten zu akzeptieren. Die Abreise in Basel erfolgte am 4. Dezember, am 13. war er in Köln und am 18. in Münster. Seine Leistungen würden eine separate Studie rechtfertigen, hat er doch die Exemption der Eidgenossenschaft vom Reich erreicht und nicht nur rechtliche und wirtschaftliche Erleichterungen für Basel.⁴³

Die Lage am Rhein schien zunehmend bedrohlich. Es kam zu Grenzverletzungen, Drohungen und Beschimpfungen. Leodegar Pfyffer, luzernischer Landvogt im Thurgau, alarmierte Schwyz und Luzern, verstärkte die Wachen an den Brücken und betrieb intensiven Nachrichtendienst. Die Spannung wuchs. Die VII katholischen Orte trafen sich raschestens in Luzern. Das alte Misstrauen gegen Zürich flammte wieder auf, da dieses keine Tagsatzung einberief, was früher wegen Kleinigkeiten geschehen war. Am 6. Januar wurde der Beschluss gefasst, es sei gemeinsam zu handeln und die Rheinlinie zwischen Koblenz und Ragaz zu bewachen, sowie die Brücken bei Rheinau und Diessendorf „zum Abwerfen“ vorzubereiten. Der Plan sei, mit Zürich zu sprechen. Der Luzerner Schultheiss Dulliker erhielt den Auftrag, gemeinsam mit Vertretern von Schwyz und Uri nach Zürich zu reisen. Sie sprachen am 8. Januar dort vor und wurden einig:

42 Tagsatzung der XIII Orte, 13.–30.06.1646, Luzern, in: Anselm Zurfluh/Sebastian Peregrin Zwyer von Evebach, 2. Teil/Buch 4/Band 3: Kriegskorrespondenz, Zürich 1995, 2278.

43 EA 1094 Tagsatzung der XIII Orte in Baden, 13.–30.6.46, EA 1110 Tagung Zürich, Basel und Schaffhausen, o.D. Vgl u.v.a. Franz Fäh, Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. 2 Bde., Basel 1894–1895; Johann Rudolf Wettstein (1594–1666), der legendäre Bürgermeister von Basel, BAZ 9.8.2015.

„Jeder der XIII Orte soll eine angesehene Person und zwar aus der Zahl ihrer Häupter zu einem gemeineidgenössischen Kriegsrath mit hinreichender Instruction nach Wyl (auf den 17. Januar) als dem bequemsten Ort absenden.“⁴⁴

Eine ausserordentliche Tagsatzung in Baden wurde Ende des Monats anberaumt.

In diesem Kriegsrat der XIII Orte und der Zugewandten wurde der Schutz der Grenzen mit gesamter Macht beraten. Der Kriegsrat tagte vom 17. Januar bis zum 31. Januar 1647, arbeitete wie eine Tagsatzung, führte mit Turenne und Wrangel Verhandlungen, nahm also auch die politische Dimension wahr. Als Ergebnis erarbeitete der Kriegsrat einen „Ratschlag“, das Defensionale von Wil.⁴⁵ Inhaltlich bestand das Schirmwerk aus zwei Teilen. Der erste enthält operative Richtlinien zum Schutz der bedrohten Nord- und Ostgrenze und ist das Resultat der Rekognosierung insbesondere durch den Zürcher Stadtbefestiger Johannes Ardüser. Der zweite Teil, das eigentliche Defensionale, bildet die Grundzüge einer Heeresorganisation im Falle einer kriegerischen Verwicklung in der Ostschweiz.

Der *erste Auszug* sollte 12.000 Mann mit 49 Geschützen, die Armeereserve weitere 2x12.000 Mann mit je der gleichen Anzahl Geschützen betragen, sodass im Ernstfall 36.000 Mann zur Landesverteidigung eingesetzt werden konnten. Dies waren rund 40% des effektiven und 15% des theoretischen Wehrpotentials. Diese geringe Ausschöpfung mag erstaunen, doch ist zu bedenken, dass große Teile der Jugend in Fremden Diensten gebunden waren und der Schutz des eigenen Territoriums weiterhin nicht als primär angesehen wurde.⁴⁶

Ein erster schüchterner Versuch zur Aufstellung einer Kavallerie stellt die Forderung dar, dass pro 100 Mann Infanterie 3 Reiter vorgesehen waren. Die Tagsatzung von Baden im Februar/März 1647 brachte eine neue Dimension zur Diskussion. Das Abkommen von Wil war nur für den „Fall Thurgau“ gedacht. Bern ergriff nun die Initiative zu eigenen Gunsten und verlangte eine stehende Einrichtung und analoge Bestimmungen für den „Fall Westschweiz“, besonders auch für den „Fall Genf“. Damit setzte es sich aber nicht durch, da es sich im Welschland nur um bernisches, nicht aber um eidgenössisches Gebiet handelte. Die Wiler-Punkte wurden in Baden teilweise schärfer gefasst, in den wesentlichen Aussagen jedoch nicht mehr verändert.⁴⁷

44 EA 1112 Tagung Zürich, Luzern, Uri, Schwyz in Zürich, 8.1.1647.

45 Vgl. Anm. 32.

46 Vgl. Hans Rudolf Fuhrer/Robert-Peter Eyer, Schweizer in Fremden Diensten, Zürich 2006.

47 Während der Wiler Ratschlag noch je einen Stab pro Korps vorsah, wurden die Posten reduziert und für die beiden ersten Auszüge paritätisch auf die Kantone verteilt:

Oberste Feldhauptleute	ZH, LU	BE, UR
Oberste Feldwachtmeister	SZ, ZG	UW, GL
Oberster über die Art	BS	FR
Oberster QM	SO	SH
Oberster Profoss	AR/AI	Fürstabt
Oberster Wagenmeister	Stadt SG	Biel

Die Gesamtleitung lag nach alter eidgenössischer Tradition in den Händen eines Kriegsrates mit Delegierten der 13 Orte und der Zugewandten. Vgl. HLS Stichwort „Defensionale“.

Die Expansion von Ludwig XIV. führte zu einer Überarbeitung (8./18.3.1668), welche dann jährlich überprüft und 1817 Grundlage der Militärorganisation des neuen Staatenbundes wurde.

Wertung

Die Ergebnisse der obigen Studie können so zusammengefasst und gewertet werden:

1. Trotz der ausgeprägten Polarisierung und Ideologisierung in der Eidgenossenschaft während des Krieges erlagen weder die katholischen Orte den Verlockungen der Liga noch die reformierten Orte jenen der Union. Es setzte sich nach diversen Irrungen und Wirrungen die Einsicht durch, dass ein Anschluss an die eine oder andere Kriegspartei unweigerlich die Auflösung des eidgenössischen Bundes bedeutet und einen schrecklichen Krieg ins Land gezogen hätte. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorteile der relativen Souveränität wären fundamental gefährdet gewesen. In der Selbstwahrnehmung fühlte man sich neutral. *Die eidgenössische Neutralität war im eigenen Interesse.*
2. Die strategischen Güter der Schweiz (v.a. Söldner, Wirtschaftsgüter und Pässe) wurden von allen Seiten begehrte. Die Zurverfügungstellung an alle oder an niemanden unterstand nur marginalen völkerrechtlichen Einschränkungen. So erkannten beide europäische Kriegsparteien, dass ein innereidgenössischer Krieg oder eine Teilung der Eidgenossenschaft entlang der Konfessionsgrenzen den Wegfall dieser Güter bedeuten würde und deshalb nicht in ihrem Interesse sein könnte. Ein einseitiger Anschluss der ganzen Eidgenossenschaft oder eine Präventivbesetzung schien nicht möglich oder zumindest nicht erfolgversprechend. Den eidgenössischen Orten kam der Part des „Stillesitzens“ zu, der Nichtbeteiligung am Krieg. In der Fremdwahrnehmung wurde die Eidgenossenschaft als neutral wahrgenommen. *Die eidgenössische Neutralität war im Interesse der europäischen Mächte.*
3. Das Defensionale von Wil war die erste gesamteidgenössische Kriegsordnung im Angriffsfall auf gemeinsames Gebiet. Sie war auf den „Fall Ostschweiz“ beschränkt. Bern setzte sich nicht durch, den Hilfsfall auf weitere Gebiete auszudehnen. Es setzte sich auch nicht durch, den schwerfälligen Kriegsrat als kollegiale Führungsbehörde durch einen Bundesfeldherrn zu ersetzen. Bern hat in strategischen Fragen meist moderner gedacht als die andern. Auslösendes Element für die eidgenössische Hilfspflicht der Orte blieb der feindliche Angriff auf das Territorium weitgehend in den Grenzen des Zürcher Hilfskreises von 1351. Auch die Militärhoheit und Wehrpflicht blieb bei den einzelnen Orten. Das änderte sich erst 1874 mit der Revision des Bundesvertrags von 1848.⁴⁸

48 Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft. BBl 1874 III 421, BBl 1874 III 510. Hans Senn, Armee, in: HLS <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8683.php>.

Aus diesen Gründen kann weder die Beurteilung von Münkler noch die von Holenstein vollumfänglich geteilt werden. Die schweizerische Neutralität im Sinn des 17. Jahrhunderts – die Bedingungen des 20. oder 21. Jahrhunderts sind gar nicht gefragt – hat mitgeholfen, die Schweiz vor diesem Krieg zu schützen.

Die beiden ersten Schlussfolgerungen entsprechen zudem auch dem Text des 2. Pariser Abkommens von 1815. Der Unterschied zu 1618/1648 ist allein die Rolle Frankreichs. Im 17. Jahrhundert war der französische König unbestrittene Protektionsmacht und Bündnispartner; ab 1815 hat er diese Rolle verloren. Die Eidgenossenschaft wurde neutrale Pufferzone im Interesse der Siegermächte.

Wir nehmen „Le petit paradis“ des Simplizissimus noch einmal auf. Beim näheren Hinsehen war vieles sehr irdisch unvollkommen. Es wäre wohl auch das Ergebnis einer heutigen Analyse. Die Lehre aus dem Dreissigjährigen Krieg ist: mehr Gemeinsinn und weniger Eigensinn. Das hat aber Ulrich Zwingli schon 100 Jahre früher gefordert. Es scheint die Krux und die stetige Herausforderung der eidgenössischen Geschichte zu sein. „Yes we can“ oder „Wir schaffen's“ ist die Sprache grösserer Völker. Wir wären wohl gut beraten, als Kleinstaat bescheiden weiter an unseren Mängeln zu arbeiten. Die historische Erfahrung zeigt, dass es sich lohnt. Wie wir mit dem Mittel der Neutralität in einer Welt umgehen, in der wir „von Freunden umzingelt“ sind, ist eine der zentralen Herausforderungen der Zukunft, obwohl 95% der Bevölkerung an ihr festhalten wollen.⁴⁹

49 Studie «Sicherheit» der Militärakademie und des Instituts für Sicherheitspolitik der ETH Zürich, Zürich 2018, 115ff.

Der Dreißigjährige Krieg im böhmischen Erzgebirge aus der Sicht Michel Stüelers

von Jan Kilián

Der Chronist Michel Stüeler (wahrscheinlich 1583 bis November 1656), sein Gedenkbuch wurde bereits für das deutschsprachige Publikum publiziert¹, war ein Gerber aus Graupen, der in seinem Bestreben und in seiner Zeit, ein Tagebuch zu verfassen selbstverständlich keine Ausnahme darstellt.² In seiner Stadt tat er dies aber als Erster und noch dazu in so origineller und darüber hinaus selbstreflektierender Weise, dass sein Gedenkbuch in der heutigen Tschechischen Republik im Prinzip nichts Vergleichbares hat. Graupen (tschechisch Krupka) ist eine alte Bergstadt im Erzgebirge an der Grenze zu Sachsen, die vor allem durch die Zinngewinnung bekannt wurde. Mit dem habsburgischen König Ferdinand I. wurde Graupen sogar eine königliche freie Bergstadt, später eine kaiserliche freie Bergstadt. Im Jahre 1615 ging die Stadt durch Schenkung von König Matthias in den Besitz der Herren (ab 1661 Reichsgrafen) von Sternberg über, namentlich an den Oberstburggrafen Adam von Sternberg, wobei dieser Böhmen nach dem Ständeaufstand 1618 verlassen musste. Nicht zuletzt auch durch die Einwirkungen des Dreißigjährigen Krieges ging der Bergbau empfindlich zurück.³ Stüeler war insgesamt dreimal verheiratet. Aus diesen Verbindungen ergaben sich mindestens siebzehn Kinder, viele davon starben schon im Kindesalter an der Pest wie auch seine zweite Ehefrau. Der Gerber war zudem in öffentlichen Funktionen in der Bergverwaltung tätig, in den Jahren 1633 bis 1637 bekleidete er das Amt des Bergmeisters von Graupen.

Das Original seines Tagebuchs ist leider unwiederbringlich verloren. Möglicherweise handelte es sich um drei Teile, der erste aus den Jahren 1615 bis 1628, der zweite für den Zeitraum 1629 bis 1649 und der dritte für die Jahre 1650 bis 1656. Den annähernden Inhalt der nicht erhaltenen Teile entdecken wir in der sogenannten Weiner-Chronik, anfangs geführt vom Jesuiten-Zögling Johannes Wagner: Stüelers Aufzeichnungen dienten ihm für alle angegebenen Jahre als primäre Quelle.⁴ Der Graupener Gerber führte sein „Gedenkbuch“ chronologisch und fortlaufend, das Werk schrieb er nicht ausgeprägt retrospektiv. Im Unterschied zu anderen zeitgenössischen Schreibern hatte er keine Ambitionen, sein Tagebuch jemals publik zu machen, deshalb enthält sein Tagebuch viele Informationen, die wir heute für

-
- 1 Jan Kilián (Hg.), Michel Stüelers Gedenkbuch. Alltagsleben in Böhmen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Göttingen 2014 (weiter nur Gedenkbuch). In der Einleitung des Buches ist auch Stüelers Biographie zu finden.
 - 2 Zu den Selbstzeugnissen dieser Epoche vgl. vor allem Benigna von Krusenstjern, Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Beschreibendes Verzeichnis (= Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 6), Berlin 1997; sowie der Sammelband von Benigna von Krusenstjern/Hans Medick (Hg.), Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, Göttingen 1999; zur englischsprachigen Forschung Goeff Mortimer, Eye-witness Accounts of the Thirty Years War 1618–48, Hampshire 2002.
 - 3 Zur Geschichte der Stadt vgl. den Klassiker von Hermann Hallwich, Geschichte der Bergstadt Graupen in Böhmen, Prag 1868.
 - 4 Staat. Bezirksarchiv Teplitz/Teplice, Archiv der Stadt Graupen/Krupka, Inv. Nr. 56, Buch Nr. 1 – Gedenkbuch 1426–1853.

kompromittierend halten würden.⁵ Er fing selbstverständlich nicht nur das ein, was seine Person und seine Familie betraf, sondern auch alle für ihn aufzeichnungswürdigen Begebenheiten in Graupen und seiner näheren und mitunter weiteren Umgebung. Es fehlen hier weder Tod und Eheschließungen prominenter Bürger und seiner Bekannten, die Geburt ihrer Kinder, Informationen wirtschaftlichen Charakters (über die Preise von landwirtschaftlichen Produkten, über klimatische Bedingungen und Ernteergebnisse der einzelnen Jahre, über den Zinnabbau), Angaben über feindliche Überfälle und die Aufenthalte kaiserlicher Soldaten, Bemerkungen zur amtlich-verwaltungsmäßigen Tätigkeit in Graupen, Kommentare zur örtlichen, also Sternbergschen und nachbarlichen Obrigkeit, besonders zu den Sobochebener Bleileben,⁶ und selbstverständlich auch zu Kriminalität und zwischenmenschlichen Beziehungen überhaupt. Zeitlich deckt der in der Abschrift erhaltene Teil des Denkbuchs den für die Bevölkerung der böhmischen Länder kritischsten Zeitraum der 30er und 40er Jahre des 17. Jahrhunderts ab, mit allen feindlichen Überfällen, denen die nordböhmische Region an der erzgebirgischen Grenze in erster Linie ausgesetzt war. Stüelers Gedenkbuch ist somit eine ausgezeichnete Quelle für die regionale Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.⁷ Ich werde mich im Weiteren nur den Begebenheiten in Graupen und den Erfahrungen Stüelers mit Soldaten zuwenden.

Soldaten oder besser gesagt militärische Forderungen bedrückten Michel Stüeler und seine Graupener Mitbürger während des ganzen Dreißigjährigen Krieges, den Zeitraum des Böhmisches Ständeaufstands natürlich nicht ausgenommen.⁸ Einige der Einwohner der Region waren damals in den Landsturm (Landesdefension) berufen worden. Wirkliches Elend erwartete sie aber erst nach der Schlacht am Weißen Berg. Über das Elend Stüelers erfahren wir anfangs nur sehr wenig,⁹ dennoch haben wir über die Militäraufenthalte in den erzgebirgischen Städten selbst für die 20er Jahre ausreichende Informationen. Kaiserliche Soldaten erschienen in der Region zwar regelmäßig, große Truppenkonzentrationen gab es freilich nicht, zumal die Habsburger mit dem benachbarten Sachsen verbündet waren.

Ein Jahr nach der Niederlage am Weißen Berg mussten die Graupener die Waffen strecken und abgeben, aber erst nach einem weiteren Jahr hatten sie die „Ehre“, in ihren Häusern die ersten Kaiserlichen zu begrüßen, sprich die ersten Einquartierungen kamen auf die Stadt Graupen zu. Die Kaiserlichen kamen im Februar 1622 in einer Stärke von fünfzig Infanteristen. Mit der Zeit kamen weitere hinzu, sodass

5 Vgl. Inge Bernheiden, Individualität im 17. Jahrhundert. Studien zum autobiographischen Schrifttum, Frankfurt am Main 1988.

6 Vgl. Nationalarchiv Prag, Alte Manipulation/Stará manipulace, Inv. Nr. 247, Sign. B 65/1–11, Karton 171–172 (Familie Bleileben).

7 Zum Konflikt der Jahre 1618–1648 existiert eine zahllose einheimische und ausländische Literatur. Für die Region sind besonders folgende Quellenstudien wichtig: Carl Jahn, Der dreissigjährige Krieg in Aussig und Umgebung, Prag 1903; Karl Karafiat, Einige kulturhistorische Daten aus Teplitz zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Teplitz–Schönau 1915; Gustav Müller, Zur Geschichte der Bergstadt Klostergrab im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, in: Almanach von Teplitz–Schönau für die Kurzeit 1927–28, 23–29.

8 Vgl. Rudolf Knott, Ueber die Einquartierung und Verpflegung der Truppen in der Teplitzer Gegend im dreißigjährigen Kriege, in: Festschrift des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1902, 61–71.

9 Staat. Bezirksarchiv Teplitz/Teplice, Archiv der Stadt Graupen/Krupka, Inv. Nr. 56, Buch Nr. 1 – Gedenkbuch 1426–1853.

sie schließlich nicht nur in der Stadt wohnten, in der kein Platz mehr war, sondern auch in den Ansiedlungen der Umgebung. Ein paar Tage nach ihrer Ankunft ließ offensichtlich der Kommandant dieser Soldaten auf dem Graupener Platz eine Hinrichtungsstelle errichten, was den Kaiserlichen bald nutzen sollte. Stüeler und seine Nachbarn konnten Anfang Juni die Exekution eines sächsischen Soldaten in habsburgischen Diensten verfolgen, der gemeinsam mit acht anderen versucht hatte zu desertieren.¹⁰ Vielleicht war er ausgelost worden, wie das so üblich war, die übrigen wurden begnadigt.¹¹ Die Kosten für die Hinrichtung, die ein Henker aus Brüx ausübte, mussten jedenfalls die Zuschauer dieses schrecklichen Schauspiels tragen, die Graupener Gemeinde.¹² Es verging kaum ein Monat und einer der kaiserlichen Soldaten erstach in der Nähe der Stadt, auf dem Wege nach Teplitz, den jungen Sohn des Graupener Fleischers Casper Englert. Er wurde gefasst, überführt und nahm an gleicher Stelle das gleiche Ende wie zuvor der Deserteur.¹³ Nicht anders endete ein weiterer kaiserlicher Söldner, der sich am Raub eines Lauensteiner Bürgers beteiligt hatte.¹⁴

Der kaltblütige Mord des jungen Englert erschütterte die Einheimischen, aber auch so waren sie von den militärischen Einquartierungen erschöpft. Aus ihren Reihen begannen in diesem Moment, Boten zu den verantwortlichen Personen, Offizieren, Kriegskommissaren, Bezirkshauptmänner und anderen zu reisen – unter ihnen mehrmals auch Stüeler –, die sich bemühten, eine Abberufung der Soldaten zu erreichen. Allerdings blieben diese Bittgänge ohne Wirkung, auch Geschenke halfen oftmals nicht. Eine Flasche aus Zinn und einen bunten Vogel als Aufmerksamkeit bezeichnete der Sekretär eines der Obersten als „Dreck“¹⁵. Wohl am schlimmsten war der Aufenthalt der kaiserlichen Holsteinschen Soldaten, die in Graupen Ende des Jahres 1623 erschienen. Es sollten etwa zweihundert sein und mit den Graupern gingen sie wahrlich nicht wertschätzend um. Ihren Oberkommandierenden, ein Holsteinscher Fürsten, der sich in Aussig aufhielt, unterstützten sie finanziell für seine Küche. Wiederum versuchten die Verantwortlichen von Graupen, die lästige Pflicht der Einquartierung los zu werden. Die Gemeinde schickte eine Delegation nach Prag, die sich aus Stüeler und weiteren zwei Männern zusammensetzte. Die Verhandlung, besonders mit Oberst Alexander Regniers von Bleileben, dem neuen Besitzer der Sobochlebener Herrschaft und damit ihrem Nachbarn, sah zunächst vielversprechend aus. Die Holsteiner bekamen tatsächlich den Befehl zum Abzug nach Bilin. Die Graupener konnten sich jedoch nicht lange über deren Abreise freuen, nur an die zehn Tage; bereits Anfang des Jahres hatten sie die Holsteiner wieder zurück. Der Versuch, die Soldaten mit zweihundert Talern auszuzahlen und sich

10 Vgl. Thomas Just, Söldner vor Gericht. Verfahren gegen Landsknechte im Landgericht Grafenegg zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges, in: Opera Historica 11, České Budějovice 2006, 541–554.

11 Zum häufigen Phänomen der Desertion vgl. die Aufsätze in Ulrich Bröckling/Michael Sikora (Hg.), Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit, Göttingen 1998.

12 Staat. Bezirksarchiv Teplitz/Teplice, Archiv der Stadt Graupen/Krupka, Inv. Nr. 56, Buch Nr. 1 – Gedenkbuch 1426–1853, fol. 20.

13 Ebd.

14 Ebd., fol. 28.

15 Gedenkbuch, 271.

endgültig ihrer zu entledigen, scheiterte. Stüeler begab sich erneut nach Prag, andere Boten nach Leitmeritz zum Holsteinschen Fürsten. Der Fürst kam später auch in die Stadt, aber den Einheimischen brachte sein Besuch nichts Positives. Im Gegenteil, gerade hier wurde durch seinen Offizier (möglicherweise durch den Oberst selbst) der Bürgermeister Simon Böhm verletzt. Er wurde so stark mit einem Zinnteller geschlagen, dass er den Verletzungen nach langem Liegen erlag. Der nur halbjährige Aufenthalt der Holsteinschen Truppen kam Graupen teuer zu stehen, denn neben dem verstorbenen Bürgermeister kamen sie angeblich auch um mehr als elftausend Gulden!¹⁶ Damit endete es jedoch noch nicht, es sollte fast ein weiteres dreiviertel Jahr dauern, bevor die Holsteinschen endlich nach Zahlung ihres Soldes aus der Stadt abzogen und in Leitmeritz „abgedankt“, also entlassen wurden. Nach Stüelers Worten handelte es sich um reines Diebsgesindel mit der – damals üblichen Zusatzbemerkung –, dass es sich nicht beschreiben lasse, was die Hiesigen durch die Soldaten erleiden mussten.¹⁷ Schon hier äußert er seine Meinung, die mit der Ansicht vieler Bürger in anderen böhmischen Städten übereinstimmte, dass die Soldaten Diebsgesindel,¹⁸ „Schweine“¹⁹ und „zweifache Schelme“²⁰ seien.

Weitere Aufenthalte von kaiserlichen Soldaten, die ebenso lang wie unangenehm waren, gab es keine mehr. Nach Graupen kamen in Folge meist nur kleinere Einheiten und einige blieben nur für eine Nacht. Bis zu Beginn der 30er Jahre wurden die Graupener nicht mehr mit feindlichen Überfällen konfrontiert. Allerdings später, beginnend mit dem Jahr 1631, begannen diese immer häufiger, weil die Stadt fast an der Landesgrenze lag und nun zum Schauplatz rigoroser Plünderungszüge sowohl der Sachsen oder Schweden als auch der Kaiserlichen wurde. Die umliegenden Gebirgspässe mussten die Graupener immer häufiger „zerhacken“, wie es damals hieß, also unpassierbar machen. Stüeler gehörte zu denjenigen, die im Ort als Wachen an den Toren, in den Mühlen oder an den Gipfeln der umliegenden Hänge eingesetzt wurden. Er selbst kam schon zuvor beinahe ums Leben, als er mit einem Nachbarn versuchte, zwei kaiserliche Reiter daran zu hindern, einem Einheimischen die Leinwand zu stehlen. Einem Schlag mit der Pistole konnte er gerade noch mit einem Sprung ins Hopfenfeld entgehen.²¹

Bei den Einfällen zu Beginn der 30er Jahre fügten die Sachsen der Stadt keinen großen Schaden zu, auch erkauften sich die Graupener von ihnen Schutz, die sogenannte Salva Guardia. Erreichte man von den Sachsen eine Schutzzusage musste man das kaiserliche Heer mit Lieferungen befriedigen. Die Bürger von Graupen wurden auch wieder ins Kriegsgeschehen mit eingebunden, sie wurden Zeugen von

16 Staat. Bezirksarchiv Teplitz/Teplice, Archiv der Stadt Graupen/Krupka, Inv. Nr. 56, Buch Nr. 1 – Gedenkbuch 1426–1853, fol. 24–26.

17 Ebenda, Fol. 29.

18 Gedenkbuch, 260. Dem Soldaten, der ihm die Handschuhe gestohlen hatte, wünschte er, dass er am Galgen enden solle.

19 Staat. Bezirksarchiv Klattau/Klatovy, Archiv der Stadt Bergreichenstein/Kašperské Hory, Schriften, Inv. Nr. 6083, Karton N 56 – Am 25. April 1639 Albrecht Chválenšký an die Bergreichensteiner.

20 Staat. Bezirksarchiv Melnik/Mělník, Archiv der Stadt Melnik/Mělník, Schriften–Militare, Fol. 4545 – Jiří Senický an Jakub Žamberský (Datum nicht erkennbar).

21 Gedenkbuch, 99.

Gefechten zwischen den Kaiserlichen und an der Grenze nach ihrer Verdrängung aus Böhmen haltmachenden Sachsen, die nach einer gewissen Zeit den naheliegenden Geiersberg beherrschten. Das größte Verderben kam mit dem Jahr 1633, als direkt in der Stadt sächsische Bataillone auf kaiserliche trafen, wobei die Sachsen, um sich besser zurückziehen zu können, das Untere Tor anzündeten. Das Feuer verbreitete sich und in kurzer Zeit brannten die meisten Häuser von Graupen; es werden sechzehn angegeben, ebenfalls die Maria Himmelfahrt-Kirche mit dem Rathaus.²² Die Stadt verwandelte sich für lange Zeit in ein Trümmerfeld.

Gleich im nächsten Sommer erschienen hier zum ersten Mal die Schweden, die einige Bürger, unter ihnen auch Michel Stüeler, bestahlen, um vier Tage später die ganze Stadt auszulöndern. Und zu allem Überfluss brach in Graupen die Pest aus, die mit hoher Wahrscheinlichkeit von den Soldaten nach Graupen verschleppt wurde. In der Familie des Gerbers richtete sie nicht wieder gut zu machende Verluste an. Die Schweden zeigten sich wiederholt in der Region und die verängstigte Bevölkerung flüchtete in die Wälder und an schwer zugängliche Berghänge. Aber auch die Kaiserlichen, die die Schweden verjagten, verhielten sich nicht viel besser. Um die kostbaren Fische erbeuten zu können, zögerten sie nicht, sogar einen der hiesigen Teiche abzulassen. Ganz davon abgesehen, dass die Stadt Graupen wegen der militärischen Präsenz ihren Jahrmarkt unterbrechen oder verschieben musste, worunter der hiesige Handel litt und die Handwerker um beachtliche Einnahmen kamen.²³

In der zweiten Hälfte der 30er Jahre machte der schwedische General Johan Banér von sich reden. Es zeigten sich hier einige Reiter mit zweifelhaften, gestohlenen Dingen zum Verkauf, aber laut Stüeler wollte niemand von ihnen etwas kaufen. Im Frühjahr 1639 kamen wiederum Kaiserliche, die den von Banér bedrohten Sachsen zu Hilfe eilten. Nach den veränderten Machtverhältnissen nach dem Prager Frieden waren die Sachsen nun schon das vierte Jahr Verbündete der Habsburger. In der Stadt verhielten sie sich eher feindlich, und ließen zum Beispiel den Wein, den sie nicht austrinken konnten, absichtlich auf die Straße fließen. Wenn sie umgekehrt auf der Flucht waren, folgten ihnen die Schweden auf den Fersen und den Einheimischen blieb nur die Flucht in die Wälder. Stüeler verbarg sich mit seiner Familie im gebirgigen Zinnwald. Als er nach einigen Tagen zurückkehrte, fand er sein Haus nicht nur völlig ausgeraubt, sondern auch unbewohnbar vor, sodass er zu Bekannten ziehen musste. Er erleichterte sich wenigstens mit dem Nachtrag, dass Gott Banér für seine Taten sicher strafen werde.²⁴ So wurde auch Stüeler Opfer der von Banér verfolgten Taktik der verbrannten Erde in Böhmen.²⁵

Anfang Januar 1641 quartierten sich in Graupen fünfundzwanzig kaiserliche Musketiere ein, von denen Stüeler einen in sein Haus bekam. Die genannte Einheit wurde kurz darauf von einem zahlenmäßig stärkeren Bataillon abgelöst und Stüelers Haushalt erweiterte sich um zwei weitere Esser. In diesem Jahr war es um Graupener

22 Staat. Bezirksarchiv Teplitz/Teplice, Archiv der Stadt Graupen/Krupka, Inv. Nr. 56, Buch Nr. 1 – Gedenkbuch 1426–1853, fol. 53.

23 Vgl. Gedenkbuch, 355.

24 Gedenkbuch, 218.

25 Vgl. dazu den Beitrag von Robert Rebitsch in diesem Band.

Gerber nicht mehr zum Besten bestellt und er machte seinen restlichen Besitz zu Geld, um wenigstens die Mittel für die Grundernährung zu haben. Ein weiterer der fatalen Militärbesuche in Graupen und bei den Stüelers, spielte sich im Zusammenhang mit der zweiten Breitenfelder Schlacht Anfang November 1642 ab. In der Stadt zeigten sich zunächst kaiserliche Soldaten, die plünderten, wo sie nur konnten, und Stüeler den letzten Rest von Wein und Bier austranken. Danach folgten die Schweden, die das Zerstörungswerk vollendeten:

„Wir haben im Herbst ein posen Stand gehabt wegen der Kriegsvölcker und Durchmarschirung, sind ausgeplündert worden. All mein Wein und Obst kommen, daß ich gar nichts zu leben behalten habe, vollent umb allen Vor- rath, welches austreget an die 105 fl.“²⁶

Der verzweifelte Gerber baute sich gemeinsam mit einem Bekannten im Wald eine Hütte, einen Strohschober, wo er einige Zeit blieb. Kaum kehrte er zurück, wurde er wegen nicht abgeführter Gebühren für zwei Tage ins Gemeindegefängnis gesteckt, und gleich nach der Entlassung bekam er einen neuen Gast ins Haus, einen kaiserlichen Cornet, Mitglied der Salva Guardia, der „Schutztruppe“.

Der Cornet Peter Domnilonicz (Domnilonić) war kroatischen Ursprungs und gehörte zur Einheit, die in die Stadt in einer Stärke von dreihundert Mann Anfang 1643 eingezogen war. Ihr Oberst hatte hier Domnilonicz gemeinsam mit vier weiteren Soldaten als Schutzwache gelassen, um auf Ordnung zu achten. Es ging eigentlich nicht nur um diese fünf Männer, sondern wahrscheinlich auch um deren Geliebte oder Ehefrauen, eventuell auch Kinder. Denn Gesellinnen, die Stüeler als Huren bezeichnete, hatte auch Domnilonicz und seine Kameraden bei sich. Das Geld für die Soldaten führten die Graupener nicht an den Cornet ab, sondern seinem Oberst, der sich unterdessen in Bilin niedergelassen hatte und dem eine beauftragte Delegation in regelmäßigen Abständen die vereinbarte Summe brachte. Eine billige Angelegenheit war das nicht gerade, aber es machte sich wohl bezahlt, denn in der Zeit der Anwesenheit der Salva Guardia verzeichnete Stüeler keine Gewalttätigkeiten seitens anderer kaiserlicher Soldaten. In Graupen saßen Domnilonicz und seine Männer übrigens nicht nur „mit den Händen im Schoß“ bei einem guten Schluck Wein und Bier, sondern sie nahmen zumindest an Erkundungs- und Sicherheitsaktionen teil, bei denen sie bei einer Auseinandersetzung in der Nähe von Malhostitz ein Pferd verloren. Über den Winter verblieben die Soldaten in der Stadt, wobei sie die Unterkunft offenbar wechselten, vielleicht wurden sie auch von einigen Bürgern direkt eingeladen, vor allem Domnilonicz. Dieser übernachtete auch einige Male bei Stüeler, der mit ihm offenbar gut zureckkam, was übrigens auch für die Soldaten des Cornets galt. Als zwei von ihnen bei Stüeler speisten, schenkten sie ihm ein Stück Schweinebraten, in dieser Zeit eine wirkliche Delikatesse. Domnilonicz fühlte keine besondere Not, er disponierte über eine gehörige Barschaft und konnte sich ein großzügiges Darlehen für seinen Gastgeber-Gerber in der Höhe von zehn Reichstalern leisten, später sogar ein Geschenk von weiteren fünf böhmischen Gro-

26 Gedenkbuch, 272.

schen zu den Osterfeiertagen machen. Als sich nach einigen Monaten schließlich Domnilonicz dem kroatischen Regiment anschloss und Graupen Mitte April verließ, vermerkte Stüeler, dass er ihm an Auslagen ganze sieben Schock und noch siebzehn Groschen dazu gekostet habe. Bemerkenswert ist, dass der Cornet angeblich schon früher abreisen wollte, aber die Graupener ihn zum Verbleib überredeten, zweifellos wegen der Angst vor der damaligen intensiveren Bewegung des kaiserlichen Heeres ganz in der Nähe der Stadt. So versprachen sie ihm Wein und einigten sich, dass er erst weggehen sollte, wenn die Armee verschwunden ist. An den kroatischen Unteroffizier sollten sie sich einige von ihnen noch lange Zeit erinnern: So zum Beispiel Martin Müller, ursprünglich ein Probstauer Bauer, später Graupener Einwohner, bei dem Domnilonicz der Taufpate seines Sohnes Johann wurde.²⁷ Die an den Cornet gerichtete Bitte zur Patenschaft schrieb im Übrigen Stüeler für den schreibunkundigen Müller. Dagegen machte Torotea Pazelt, ein junges Mädchen aus Obergraupen, mit Domnilonicz wiederum schlimmere Erfahrungen. Der Cornet mochte sich wohl schon durch den zugesprochenen Wein bestärkt fühlen und, obwohl er seine eigenen Schlafgenossinnen hatte, versuchte er das Mädchen zu vergewaltigen.²⁸ Nur das rechtzeitige Eingreifen von Pfarrer Martin Georg Parth vermochte das Schlimmste zu verhindern, sodass Torotea fliehen konnte. Ihrem Ruf hat es nicht geschadet, bald darauf verheiratete sie sich gut.²⁹

Diese kurze Geschichte des Winteraufenthalts eines kaiserlichen kroatischen Unteroffiziers in Graupen illustriert die gesamte Problematik eines Soldaten in der Stadt und zeigt, in welchen Grenzen sich solche Besuche abspielten. Trotz offensichtlich guter Beziehungen, die durch ein längeres Aushalten an einer Stelle entstanden, ist es auch in diesem Falle nicht gelungen, die potentielle Gefahr, die von den Soldaten ausging, völlig zu eliminieren. Nur der Zufall verhinderte eine Tragödie.

In der zweiten Hälfte der 40er Jahre war Stüeler nicht mehr gewillt sein Haus zu verlassen, auch als sich in der Nähe von Graupen Torstenssons Leute aufhielten. Aus seinem Hause war ohnehin nichts mehr zu holen. Der Gerber begann sogar, sich der Pflichten zu entledigen, den Soldaten Beiträge zu leisten und sie einzubewirtschaften; erst Ende des Jahres 1646 bekam er wieder einen Kavalleristen in sein Haus. Danach wurde es ruhiger in Graupen. Reich an Ereignissen aber war sicher der Sommer des letzten Kriegsjahres, als die Schweden beim Überfall auf Prag den Herrn von Sternberg, die hiesige Obrigkeit, tödlich verletzten, und als nur wenige Tage zuvor in den Wäldern bei Graupen bei einem Gefecht mit sächsischen Soldaten der junge Herr von Bleileben erschlagen wurde. Unter den Sängern bei seinem Begräbnis war auch Michel Stüeler anwesend, obwohl er für den verstorbenen Mann kein gutes Wort gefunden hatte. Der streitsüchtige Bleileben, der einzige Sohn und Erbe des kaiserlichen Obersts Alexander Regniers, verhielt sich während seines kurzen Lebens sehr rabiat. Auseinandersetzung

27 Staat. Gebietsarchiv Leitmeritz/Litoměřice, Kirchenbücher, Römisch-katholisches Pfarramt Graupen/Krupka, Sign. 83/1 – Geburten 1624–1655, fol. 186.

28 Zu diesen in den Quellen sehr schwer zu dokumentierenden Gewalttaten siehe die schwedische Analogie: Karin Jansson, Soldaten und Vergewaltigung im Schweden des 17. Jahrhunderts, in: Hans Medick/Benigna von Krusenstjern (Hg.), Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, Göttingen 1999, 195–225.

29 Gedenkbuch, 274–281.

gen hatte er nicht nur mit dem Graupener Pfarrer, sondern mit vielen anderen Bürgern der Stadt. Seinen Schreiber Hans Brosche hatte er ohne Mitgefühl niedergeschlagen. Laut Stüeler nahm der junge Adelige ein Ende, wie er es verdient hat.

„Welcher Pleilobe ein Mörder, ein Ehebrecher gewesen, Volsauffer, ein rechter Epicureer, daß man nicht genugsam von ihm schreiben kann.“³⁰

Schon nach dem Abschluss und Ausrufen des Westfälischen Friedens zeigten sich erneut die Schweden in Graupen und forderten Zinn. Im benachbarten Mariaschein fanden zur Abwechslung Reiter bei der Durchsuchung im Haus des Richters ein geheimes Versteck mit vielen wertvollen Gegenständen. Die Reisenden auf den Straßen wurden noch dazu ständig von verschiedenen Marodeuren bedroht, wie von einem Kroaten mit seiner Bande, die schließlich jedoch gefangen wurde.³¹ Endlich klang der Krieg aus.

Wer könnte es Michel Stüeler verdenken, dass er nach so viel Unglück, das ihm während des Krieges begegnete, nach so vielen unseligen Erfahrungen mit den Soldaten beider verfeindeten Seiten sehnstüchtig nach Frieden Ausschau hielt und, nachdem er endlich herrschte, sich offen freute? Was brauchte er als ansässiger Bürger, Handwerker und Landwirt wohl mehr als Ruhe in dem Lande, wo er lebte und arbeitete? Obwohl der Krieg von der damaligen städtischen Gesellschaft nicht so sehr als Ergebnis von Machtkämpfen oder Konfessionskämpfen als viel mehr als eine Strafe Gottes verstanden wurde³², trat eine ungemeine Erleichterung ein, die weltlichen Peiniger endlich los zu sein.³³ Der Friede, „*der Liebe Frieden*“³⁴ bedeutete schließlich ein Ende der Angst vor feindlichen Einfällen und eine allmähliche Rückkehr zur Vorkriegsordnung. Stüeler hoffte, dass schon der Prager Frieden für seine Stadt und für ihn selbst ein Ende der schlimmsten Leiden bedeuten würde, als das Bündnis mit Sachsen und weiteren deutschen Fürstentümern geschlossen wurde:

„Den 30. Mai ist der langgewünschte Friede, Gott Lob, zu Prage ausgeplasen worden, zwischen Ihrer Röm. Kay: May. und Haus Sachsen, Brandenburg und Hessen. Gott sei Lob, Preis, Ehr und Danck gesaget. Amen. Amen. Amen.“³⁵

Sicher ahnte er damals nicht, dass der Kampf in unvermindertem Maße noch weitere mehr als dreizehn Jahre wüten wird. Und als schließlich der Westfälische Frieden geschlossen war, die Armeen entlassen und die Festungen übergeben waren, betete er zu Gott, dass dieser Friede ein ewiger sein möge.³⁶

30 Gedenkbuch, 374.

31 Gedenkbuch, 387.

32 Zu diesem Motiv vgl. kurz Georg Schmidt, *Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, München 2018, 18–20.

33 Helmut Bräuer, *Stadtchronistik und städtische Gesellschaft. Über die Widerspiegelung sozialer Strukturen in der obersächsisch-lausitzischen Stadtchronistik der frühen Neuzeit*, Leipzig 2009, 259.

34 Gedenkbuch, 397.

35 Gedenkbuch, 153.

36 Gedenkbuch, 397.

Das Gedenkbuch Michel Stüelers gibt somit – wie viele andere Selbstzeugnisse jener Zeit – mikrohistorische Einblicke in den Erfahrungs- und Erlebnishorizont eines schreibkundigen Bürgers im Dreißigjährigen Krieg. Es war ein Alltag, der maßgeblich vom Krieg und durch Gewalt geprägt war. Mit seinen Aufzeichnungen erweitert das Gedenkbuch Michel Stüelers unser Wissen über das Alltagsleben und über die Befindlichkeiten eines Stadtbürgers jener Zeit, womit wir zusätzlich zu den Erkenntnissen über die früher sogenannten Haupt- und Staatsaktionen zu einem vielfältigeren und multiperspektivischen Bild einer Krisenzeit kommen.³⁷

³⁷ Eine Gesamtdarstellung des Krieges mit dem Fokus auf Selbstzeugnissen hat unlängst Hans Medick, *Der Dreißigjährige Krieg. Zeugnisse vom Leben mit Gewalt*, Göttingen 2018 vorgelegt.

Die Piccolominiserie des Pieter Snayers – Zwölf Schlachtengemälde im Wiener Heeresgeschichtlichen Museum¹

von Walter Kalina

Ottavio Graf Piccolomini Pieri de Arragona, Ritter des Ordens von St. Stephan zu Pisa, ist eines der besten Beispiele für den Aufstieg eines Feldherrn im Dreißigjährigen Krieg. Der am 11. November 1599 in Florenz Geborene entstammte einer Familie, die in Rom wie in der Toskana großen Einfluss besaß und zwei Päpste stellte.² Als siebzehnjähriger trat Ottavio in der Lombardei in die spanische Armee ein. Im Jahr 1619 schützte er im Gefolge des „Florentiner Regimentes“ die Stadt Wien vor den böhmischem Aufständischen unter Graf Mathias Thurn³ und kämpfte 1620 am Weißen Berg als Rittmeister unter Bucquoy, der sein erster Lehrmeister wurde. Nachdem Bucquoy starb, wurde Pappenheim der zweite Lehrmeister, mit dem Piccolomini 1625 in den Veltlinkrieg zog.⁴ Pappenheim kehrte 1626 nach Deutschland zurück, um in Oberösterreich den Bauernaufstand unter Stefan Fadinger zu bekämpfen, Piccolomini blieb mit seiner Garnison in Mailand. 1627 trat er in Wallensteins Dienste und war sofort in dessen Heerlager kein Mann im dritten Glied, sondern kaiserlicher Oberst sowie Chef der Leibgarde des Generalissimus und wurde von diesem darüber hinaus mit diplomatischen Missionen betraut.⁵ Kurz vor und auch nach der Absetzung Wallensteins begab sich Piccolomini wieder nach Italien, wo er im Mantuanischen Erbfolgekrieg intervenierte. Als Wallenstein das zweite Generalat annahm, war Ottavio nicht gleich zur Stelle, erst bei Lützen war er wieder in Wallensteins Lager. Nachdem Pappenheim in dieser Schlacht fiel, trat Piccolomini seine unmittelbare Nachfolge an und ritt noch sieben Attacken, bei denen ihm angeblich fünf Pferde unter dem Sattel weggeschossen wurden. Nach der Schlacht bei Lützen wurde er zum Generalwachtmeister befördert. Bei einem Gefecht bei Steinau an der Oder am 12. Oktober 1633 tat sich Ottavio wieder besonders hervor und wurde zum General der Kavallerie ernannt. Wallensteins militärisch-diplomatisches Doppelspiel wurde in seinem multinationalen Offizierskorps von den Italienern und Spaniern am kritischsten beobachtet. So unterzeichnete

1 Hier in überarbeiteter Form, zur ursprünglichen Fassung vgl. Walter Kalina, Die Piccolominiserie des Pieter Snayers. Zwölf Schlachtengemälde im Wiener Heeresgeschichtlichen Museum, in: *Viribus Unitis. Jahresbericht 2005 des Heeresgeschichtlichen Museums Wien*, Wien 2006, 87–116

2 Es waren dies Enea Silvio Piccolomini als Pius II. (1405–1464, reg. 1458–1464) und dessen Neffe Francesco de' Piccolomini-Todeschini (1439–1503, reg. 22.9.–18.10.1503). Siehe Heinrich Bücheler, Von Pappenheim zu Piccolomini. Sechs Gestalten aus Wallensteins Lager, *Sigmaringen* 1994, 124, zur Biographie des Sienesen vgl. Otto Elster, *Piccolomini-Studien*, Leipzig 1911; Thomas M. Barker, Generalleutnant Ottavio Fürst Piccolomini. Zur Korrektur eines ungerechten historischen Urteils, in: *Österreichische Osthefte* 22 (1980), 322–369; sowie zusammenfassend Kathrin Bierther, Piccolomini, Ottavio (Octavio), Herzog von Amalfi, in: *NDB* 20 (Berlin 2001), 408–410.

3 Vgl. Hans Sturmberger, Aufstand in Böhmen. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Oldenburg 1959, 45.

4 Barbara Stadler, Pappenheim und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Winterthur 1991, 160.

5 Friedemann Bedürftig, *Taschenlexikon Dreißigjähriger Krieg*, München 1998, 175.

Piccolomini den ersten Pilsener Revers, berichtete darüber an den kaiserlichen Hof⁶, bewirkte damit die endgültige Ächtung Wallensteins und setzte sich an die Spitze des Komplotts gegen den Feldherren, wohl wissend, dass sein Lohn reich sein würde.⁷ Nachdem Wallenstein und sein Schwager Terzka beseitigt waren, wurde Piccolomini von Kaiser Ferdinand II. mit Geld⁸ und einem großen Teil ihrer Ländereien belohnt, darunter auch das berühmte Schloss Nachod der Familie Terzka. Ottavio war in der zweiten Kriegshälfte an fast allen erfolgreichen Aktionen der Kaiserlichen hervorragend beteiligt, wie z. B. in der Schlacht bei Nördlingen Anfang September 1634. Ab 1635 war er wieder in spanischen Diensten in den Niederlanden und konnte den Fall von Dünkirchen nicht verhindern. 1636 drang er zusammen mit Johann von Werth in Nordfrankreich ein, erzwang den Übergang über die Somme, nahm Compiègne ein und bedrohte Paris. Diese Chance wurde strategisch nicht genutzt. Seinen größten Schlachtensieg errang der Feldherr am 17. Juni 1639 bei Thionville (Diedenhofen) in Lothringen, wo er ein französisches Heer unter Marshall Feuquieres vernichtete. Diesen großen Sieg ließ er sich von Pieter Snayers gleich in drei Phasen malen. Im Herbst 1639 wurde Piccolomini wieder nach Böhmen beordert, um Erzherzog Leopold Wilhelm gegen die Schweden zu unterstützen, wobei es auch gelang, diese vorübergehend aus Böhmen zu vertreiben.⁹ Bei der zweiten Schlacht von Breitenfeld am 2. November 1642 konnte er die Niederlage der Kaiserlichen, noch dazu unter großen Verlusten samt Kriegskasse, nicht verhindern.¹⁰ 1643 erhielt Ottavio den Orden vom goldenen Vlies, was sich auf einer Porträtplastik von Francesco Mangiotti, die sich heute im Servitenkonvent in Wien befindet, eindrucksvoll äußert.¹¹ 1644 finden wir Piccolomini wieder in spanischen Diensten im Kampf gegen die Niederländer. Erst im Jahr 1648 avancierte Piccolomini zum Feldmarschall und erhielt den Oberbefehl über die gesamten kaiserlichen Truppen, mit denen er noch einen hinhaltenden Kampf bis zum Ende des Krieges führen konnte.¹² Er war einer der wenigen, die den Dreißigjährigen Krieg vom Anfang bis zum Ende mitverbracht, mitgestaltet und überlebt hatten. 1649 leitete er die kaiserliche Delegation auf dem Nürnberger Friedens-Exekutionskongress, welcher über die Demobilisierung der auf Reichsboden befindlichen Söldnerheere verhandelte. Am 14. Juli 1650 lud Ottavio die Unterhändler der friedenschließenden Mächte Europas zu einem großen Bankett vor den Toren Nürnbergs. Sein nicht zu unterschätzendes aber noch eingehender zu erforschendes Mäzenatentum lebte er vor allem auf seinem Schloss Nachod aus, welches zum prachtvollen Wohnsitz wurde. In Wien förderte er vor allem den Servitenorden, der sich hauptsächlich durch Piccolominis Zuwendungen¹³ den Bau einer neuen Kirche in der Rossau leisten konnte.

6 Golo Mann, Wallenstein, Frankfurt am Main 1971, 887f.

7 Ausführlich: Thomas Winkelbauer, Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im konfessionellen Zeitalter, Band I, Wien 2003, 104–108.

8 Vgl. Peter Milger, Der Dreißigjährige Krieg. Gegen Land und Leute, München 1998, 291.

9 Golo Mann, Wallenstein, Frankfurt am Main 1971, 887f.

10 Günter Barudio, Der deutsche Krieg 1618–1648, Frankfurt/Main 1985, 439.

11 Hellmut Lorenz (Hg.), Barock, Wien 1999, 485.

12 Dazu ausführlich Robert Rebitsch/Jenny Öhman/Jan Kilián, 1648: Kriegsführung und Friedensverhandlungen. Prag und das Ende des Dreißigjährigen Krieges, Innsbruck 2018.

13 Piccolomini übergab dem Servitenorden die stattliche Summe von 46.000 fl. für Kloster- und Kirchenbau und schenkte dem Orden auch das böhmische Gut Chotek aus der Beute des Wallenstein-Komplotts. Vgl. Walter

In diesem frühbarocken Zentralbau, von Carlo Martino Carbone zwischen 1651 und 1671 errichtet, wurde Piccolomini auch begraben: Am 11. August 1656 beendete ein Sturz von seinem Pferd das Leben des Feldherrn.



Abbildung 01: Ottavio Piccolomini (1599-1656), Kupferstich von Cornelius Galle dem Jüngeren (1615-1678), 1649 (HGM, Inv. BI 28482).

Die Kunstkontakte Piccolominis

Am 8. Oktober 1650 wurde Ottavio Piccolomini von Kaiser Ferdinand III. das Herzogtum Münsterberg übertragen und damit in den Reichsfürstenstand erhoben.¹⁴ Nun fehlte noch eine standesgemäße Gemahlin, die er als 51-Jähriger in der 16-jährigen Prinzessin Maria Benigna Francisca von Sachsen-Lauenburg fand.¹⁵ Dies war die zweite Ehe Piccolominis, die 1651 geschlossen wurde. Um mit seiner neuen Gemahlin auch reichsfürstlich residieren zu können, zog sich Ottavio auf sein Schloss

Kalina, Ferdinand III. (1637–1657) und die bildende Kunst. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts, Diss. Wien 2003, 163.

14 Jörg-Peter Findeisen, Der dreißigjährige Krieg. Eine Epoche in Lebensbildern, Graz 1998, 323.

15 Herbert Langer, Hortus Bellicus. Der Dreißigjährige Krieg, Leipzig 1978, 156.

Nachod zurück. Neben dem Schloss besaß das junge Paar auch barocke Palais in Prag und Wien, letzteres war ein Geschenk der Stadt an Ottavio. Piccolomini baute Nachod zu einem prachtvollen Wohnsitz aus. So ließ er 1654 vom Architekten Carlo Lurago eine stuckgeschnückte Kapelle erbauen.¹⁶ Piccolomini war nicht nur ein erprobter Heerführer im Dienst der österreichischen oder spanischen Habsburger, sondern auch ein ausgesprochen feinfühliger, kunstliebender Mensch, der allenthalben Bilder ankaufte – dies gehörte schließlich zum Lebensstil des Hochadels. Während seines Aufenthaltes in Brüssel, wo der Kardinalinfant residierte, zahlte der Feldherr im Jahre 1639 dem Maler Gerard Seghers die hohe Summe von 2162 Pat-tacons für nicht näher bekannte Gemälde. Bedauerlicherweise ist nichts Näheres über Piccolominis Kontakte zu dem mit Rembrandt befreundeten Maler Jan Lievens (1607-1674) bekannt. Es bleibt noch zu erwähnen, dass Cornelius Suttermans, von 1642 bis 1657 als Kammermaler Kaiser Ferdinands III. nachweisbar, im Jahre 1651 Bezahlung für ein nach Nachod bestelltes Gemälde verlangte, das leider unbekannt ist. Schließlich ist noch der taubstumme Künstler Wolfgang Heimbach (um 1613/15-1678) zu nennen, der 1651 auf Schloss Nachod weilte und dort ein bislang verschollenes Porträt Piccolominis hinterließ.¹⁷

Piccolomini bestellte bei dem von seinen Zeitgenossen hochgeschätzten Schlachtenmaler Pieter Snayers in Brüssel mehrere großformatige Bilder, die seine kriegerischen Erfolge verherrlichen sollten.¹⁸ Sie dekorierten zunächst wie geplant das Schloss Nachod in Böhmen und wurden nach dem Tod Piccolominis von Erzherzog Leopold Wilhelm übernommen, der seinerseits 1662 verstarb und seinem Neffen, Kaiser Leopold I., seine gigantische Gemäldesammlung vermachte.¹⁹ Auf diese Weise gelangten die Bilder in die kaiserliche Gemäldegalerie, seit 1955 sind sie als Leihgaben des Kunsthistorischen Museums in die Dauerausstellung des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien integriert. Piccolomini gab die Bildgröße an und erteilte genaue Anweisungen für die Darstellung der beteiligten Truppenteile, sodass die Gemälde durchaus dokumentarischen Wert besitzen, wie etwa die Darstellung der Überquerung der Somme im Frankreichfeldzug 1636 oder vom Überfall auf den schwedischen General Carl Gustav Wrangel bei Dachau im letzten Kriegsjahr. Nach Mitteilungen des Nachoder Archivars zahlte Piccolomini Snayers für sein Gemälde der Schlacht bei Diedenhofen 2060 Taler, für weitere fünf Bilder wurden 1649 insgesamt 4553 Gulden vereinbart, die aber nach einem Schreiben des Malers 1651 noch nicht beglichen waren, sodass die inzwischen aufgelaufene Summe von insgesamt 12.250 Gulden 1657 durch Piccolominis Witwe entrichtet werden musste.²⁰

16 Thomas da Costa Kaufmann, Höfe, Klöster und Städte. Kunst und Kultur in Mitteleuropa 1450–1800, Köln 1998, 283, 304.

17 Helmut Lahrkamp, Zu einem Portrait des Malers Jan Boeckhorst und zu den Kunstkontakte des kaiserlichen Feldherrn Ottavio Piccolomini, in: Klaus Bußmann/Heinz Schilling (Hg.), 1648. Krieg und Frieden in Europa. Ausstellungskatalog zur 26. Europaratssausstellung anlässlich des 350jährigen Jubiläums zum Westfälischen Frieden, Münster, Textband II, Osnabrück 1999, 211f.

18 Nach Wurzbach sollen es insgesamt 21 Gemälde gewesen sein, die Piccolomini bei Snayers bestellte. Vgl. Alfred von Wurzbach, Niederländisches Künstler-Lexikon II, Wien 1906, 630 f.

19 Renate Schreiber, „ein galeria nach meinem humor“. Erzherzog Leopold Wilhelm, Wien 2004, 167f.

20 Lahrkamp, Kunstkontakte, 212.

Pieter Snayers



Abbildung 02: *Pieter Snayers* (1592-1667), Kupferstich von Peter Stock (1590-?), um 1630, (HGM Inv. BI 28472).

Pieter Snayers war Schüler des Sebastian Vrancx (1573-1647), der in den Niederlanden als der Erfinder der Schlachtenmalerei gilt.²¹ Snayers wurde am 24. November 1592 in Antwerpen geboren. 1613 war er Meister in Antwerpen, ehelichte die Nichte des Malers Cornelius Schut, wurde Hofmaler und trat 1628 in die Gilde von Brüssel ein, wo Adam Frans van der Meulen sein Schüler wurde.²² Snayers avancierte zum offiziellen Schlachtenmaler des Hauses Habsburg und malte die Siege, ohne je einer Schlacht beigewohnt zu haben.²³ Er fertigte riesige Schlachtenzyklen, u. a. für den spanischen Hof²⁴, für Erzherzog Leopold Wilhelm, den Grafen Karl Bonaventura

21 Helge Siefert, Zum Ruhme des Helden. Historien- und Genremalerei des 17. und 18. Jahrhunderts, München 1993, 194.

22 Vgl. Jane Turner (Hg.), The Dictionary of Art, Bd. 28, London 1996, 898.

23 Matthias Pfaffenbichler, Das Schlachtenbild im ausgehenden 16. und 17. Jahrhundert, Diss. Wien 1987, 149.

24 Im speziellen für den Kardinalinfanten Ferdinand, vgl. Helmut Lahrkamp, Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Frieden, Münster 1999, 228.

von Bucquoy²⁵ und Ottavio Piccolomini an.²⁶ Er musste über eine große Werkstatt verfügt haben, da er die riesigen Aufträge nicht allein hätte bewältigen können.²⁷ Die Piccolomini-Serie wurde schon 1639 begonnen, und wie der Brief von Snayers an Piccolomini beweist, 1651 vollendet.

Der noch von kaum geahnten Formen des Krieges bedrohte Mensch des späten 20. Jahrhunderts verbindet oft mit dem Begriff „Schlachtenbild“ die negativ besetzte Vorstellung von patriotischen Kitsch oder blutrünstiger Metzelei.²⁸ Um die verachtete Bildgattung des Schlachtenbildes kümmerte sich der Historiker und Kunsthistoriker Matthias Pfaffenbichler in seiner opulenten Dissertation „Das Schlachtenbild im ausgehenden 16. und 17. Jahrhundert“ aus dem Jahr 1987. Teile dieser Arbeit wurden später im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlung Wien (1995) und im Textband II zum Katalog der 26. Europaratsausstellung „1648. Krieg und Frieden in Europa“ in Münster und Osnabrück 1999 publiziert. In seinem Werk hat Pfaffenbichler den erfolgreichen Versuch unternommen, Schlachtenbilder zu kategorisieren. Die Begriffe, die er zu den jeweiligen Kategorien schuf, sind nach seiner eigenen Angabe austauschbar, was aber nach Meinung des Autors weder notwendig noch sinnvoll ist.

Grundsätzlich kann die Schlachtenmalerei in zwei große Gruppen geteilt werden: die historischen Ereignisbilder und die militärische Genremalerei. Das historische Ereignisbild dient immer auch einem propagandistischen Zweck. Je nach Absicht, die der Auftraggeber verfolgt und je nach dem anzusprechenden Publikum wirkt sich der propagandistische Zweck auf die Darstellungsformen aus.²⁹

Die *Glorifizierende Schlachtendarstellung* ist eine Form des historischen Ereignisbildes und wurde mit ihrer Betonung der großfigurigen Komposition vor allem für ein nichtmilitärisches Publikum geschaffen. In dieser Form des Schlachtenbildes streichen die Maler besonders die Person des Feldherrn heraus, der sogar die Pose eines antiken Helden einnehmen konnte. In einer extremen Ausformung der glorifizierenden Schlachtendarstellung konnte der Künstler die Szenen der Schlacht zum bloßen Hintergrund für ein Feldherrenporträt verkümmern lassen. Die dargestellten Siege wurden oft mehr aufgrund des mit ihnen verbundenen Prestigegegewinns als wegen ihrer militärischen Bedeutung ausgewählt. So hatte jeder Sieg, den der Auftraggeber in einer Serie von Schlachtenbildern darstellen ließ, eine bestimmte Bedeutung, die er den Betrachtern mitzuteilen wünschte.

25 Für Bucquoy fertigte Snayers eine Serie über die Kämpfe von 1619 in Wien und Niederösterreich an, die sich heute im Besitz der Familie Harrach befindet und auf Schloss Rohrau zu besichtigen ist. Sonja Reisner, *Aber auch wie voriges tags außer Scharmützen anders nicht verricht ...*. Die Kämpfe vor Wien im Oktober 1619 im Spiegel zeitgenössischer Quellen, in: Andreas Weigl (Hg.) *Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung, Gesellschaft, Kultur, Konfession*, Wien 2001, 446–481, hier 479f.

26 Götz Adriani sieht Pieter Snayers auch als Hofmaler Tillys, was im Zuge dieser Abhandlung nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte. Vgl. Götz Adriani, *Deutsche Malerei des 17. Jahrhunderts*, Köln 1977, 134.

27 Snayers musste z. B. die „Schlacht am Weißen Berg“, ein etwa gleich großes Gemälde wie jene aus der Piccolominiserie, gleich viermal anfertigen: Für Erzherzog Leopold Wilhelm, den Grafen Bucquoy, Maximilian von Bayern und eben auch Ottavio Piccolomini. Vgl. Bußmann/Schilling (Hg.), 1648, Kat., 344.

28 Liselotte Popelka, *Schlachtenbilder – Bemerkungen zu einer verachteten Bildgattung*, in: Heribert Huter (Hg.) *Schlachten Schlachten Schlachten. Eine Ausstellung der Gemäldegalerie mit dem Institut für bildnerische Erziehung*, Wien 1984, 5.

29 Pfaffenbichler, *Das frühbarocke Schlachtenbild*, in: Bußmann/Schilling (Hg.), 1648, Textband II, 493.

Die *Topographisch-analytische Schlachtendarstellung* war für Fachkreise von Militärs als Zielpublikum bestimmt und gehört ebenfalls zur Form des historischen Ereignisbildes. Diese Gattung war eine mehr oder weniger unverfälschte Wiedergabe der historischen Schlacht und stellte daher das bildliche Gegenstück zu den gedruckten Schlachtenrelationen dar. Wie bei diesen schriftlichen Quellen lag der propagandistische Effekt nicht so sehr in der Beschönigung oder Verfälschung historischer Tatsachen, sondern in der Auswahl der darzustellenden Ereignisse. Gleiches gilt auch für die Piccolomini-Serie von Pieter Snayers: Zwar konnten die einzelnen Gemälde in der Darstellung der taktischen Situation durchaus objektiv sein, die Gesamtschau der Serie verfälschte das Bild doch hin zur Glorifizierung, denn Schlachtendarstellungen dienten nahezu immer der Verherrlichung des Siegers.

Die Form der *Analytisch-beschreibenden Schlachtenschilderung* wurde gerne von Feldherren gewählt, welche vom Maler ein Dokument ihrer militärischen Glanzleistungen verlangten. So ergab sich die Notwendigkeit einer genauen Schilderung der militärischen Situation. Der militärisch Interessierte wollte jedoch das kriegerische Ereignis in seiner Gesamtheit überblicken, nicht nur einen Ausschnitt. Diese Forderung nach einer Gesamtschau der taktischen Vorkommnisse führte zu einem Aufklappen der gemalten Landschaft bis zur Annäherung an die Landkarte.

Das *Narrative Schlachtenbild* hat zwar eine reale historische Situation zum Anlass, bietet aber im Gegensatz zur topographisch-analytischen Darstellung kein genaues Bild des militärischen Geschehens. Der Betrachter kann die genaue taktische Situation der Schlacht im Bild nicht erkennen. Da für den Künstler das militärische Geschehen hier nur von untergeordnetem Interesse war, konnte er auf den hohen Horizont des topographisch-analytischen Schlachtenbildes verzichten. Im Unterschied zur glorifizierenden Schlachtendarstellung wird im narrativen Schlachtenbild die Person des Feldherrn nicht besonders hervorgehoben. Es wird jedoch eine konkrete Geschichte erzählt, die ihren Ursprung in der Historie hat und nicht nur das allgemeine Erscheinungsbild des Kampfes geschildert. Ein Beispiel für diese Bildkategorie ist jenes Gemälde eines unbekannten Meisters, das sich ebenfalls im Heeresgeschichtlichen Museum befindet und die Belagerung und den Entsatz der Stadt Wien im Jahre 1683 darstellt. Das Werk schildert zwei Ereignisse: den letzten Versuch der Türken die Stadt an der Löwelbastei im Sturm zu nehmen (6. September) und die Entsatzschlacht selbst (12. September). Dennoch findet sich auch hier ein glorifizierendes Merkmal: etwas links der Mitte am unteren Bildrand erkennt der Betrachter den Polenkönig Johann III. Sobieski in Siegerpose.

Das *Dekorative Schlachtenbild* gehört zur Gattung des militärischen Genrebildes und war vor allem für Kenner bestimmt, die sich an ihnen erfreuen wollten. Obwohl in ganz verschiedener Betonung durchaus zeitgenössische, realistische Einzelheiten der Uniformierung und der Bewaffnung verwendet wurden, war dies nicht wesentlich. Vielmehr boten sie dem Künstler in der am häufigsten vorkommenden Ausformung, dem Bewegungsbild, vor allem Gelegenheit, Bewegung und Effekte darzustellen. Die Maler interessierten taktische, historische Einzelheiten kaum, wichtiger waren ihnen das Aufeinanderprallen schwer gepanzerter Reiter, der schonungslose Nahkampf mit Degen und Pistole und das Aufbäumen der Pferde.

Die topographisch-analytischen Schlachtenbilder des Pieter Snayers, der wohl der Hauptmeister dieser Bildgattung ist, zeigen in einer hochhorizontigen Landschaft die militärischen Formationen aus der Vogelschau. Ausgezeichnet wird die Darstellung durch die Genauigkeit, mit der die taktischen Bewegungen der einzelnen Truppengattungen, der Pikeniere, Musketiere und Reiterei, aufgezeichnet werden. Die Bilder sind in drei Zonen unterteilt. Im Vordergrund befinden sich meist Genrefiguren und der kommandierende Feldherr. Im Zentrum des Bildes befindet sich die Aufzeichnung der taktischen Manöver der einzelnen militärischen Abteilungen, und im letzten Drittel des Bildes geht die Landschaft in bläulichen Streifen in einen ruhigen Himmel über. Diese beschriebene Dreiteilung der Bilder behielt Pieter Snayers in praktisch allen seinen Schlachtenbildern bei. Stark variiert bei Snayers die Größe der Vordergrundgruppen. Auch machte er von der Vogelperspektive in den einzelnen Bildern sehr unterschiedlich Gebrauch. Generell lässt sich feststellen, dass die Vordergrundszene um so kleiner ist, je mehr Raum die Schilderung der Hauptszene in der Mitte bedarf, und dass diese Szene im Mittelgrund sich umso weiter der Landkarte annähert, je größer das Gebiet war, auf dem die Schlacht stattfand. In seinen Vordergrundgruppen stellt Pieter Snayers fast alle Aspekte des militärischen Lebens seiner Zeit dar. Dort hat der Soldat, der sich den wund gelaufenen Fuß verbindet, genauso seinen Platz wie der siegreiche Feldherr. Man findet die Markettenderinnen genauso wie raufende Soldaten – kurz alle Figuren des *genre militaire*. Den Reiz dieser Szenen machen die genauen Details aus. Neben Schilderungen des Lagerlebens mit Schankzelten kann man in diesen Szenen aber auch das Grauen des Krieges sehen, den Tod auf dem Schlachtfeld.³⁰



Abbildung 03: Pieter Snayers: *Die Schlacht bei Lützen*. Signiert und datiert am unteren Bildrand: PETRUS SNAEYERS PICTOR DEL S.C.I. 1642. Bezeichnet: „Bataille de Lützien“ Öl auf Leinwand, 202 x 282 cm (HGM Inv. KHM1820).

Die Schlacht von Lützen aus dem dritten Abschnitt des Dreißigjährigen Krieges, dem schwedischen Krieg, führte zwar für keine der Parteien einen entscheidenden militärischen Sieg herbei, wurde aber wohl auf Grund der herausragenden Leistung

30 Pfaffenbichler, Schlachtenbild, 149f.

Piccolominis in der Schlacht in seine Schlachtenserie aufgenommen. Der Betrachter blickt vom Galgenberg nach Süden auf das Schlachtfeld zur Zeit des Beginnes der Schlacht um 11 Uhr. Im Hintergrund steht das schwedische Heer mit etwa 20.000 Mann, vor dem Schkölziger Gehölz (links) bis zum Mühlgraben (rechts). Der rechte Flügel unter Gustav Adolf setzt sich aus 6 schwedischen Reiterregimentern mit dazwischen aufgestellten Musketierkompanien im ersten und 6 deutschen Regimentern im zweiten Treffen zusammen. Das vor dem Ort Meuchen stehende Zentrum hat im ersten und im zweiten Treffen je 4 Infanteriebrigaden sowie Reiterei in Reserve (Mitte). Es stand unter dem Befehl der Generale Graf Brahe und von Knyphausen. Der linke Flügel umfasst so wie der Rechte 12 Reiterregimenter mit Musketierkompanien (rechts) und wurde von Herzog Bernhard von Weimar befehligt. Im Zentrum stehen 20 große Feldstücke, dahinter die Trossfuhrwerke; an den Flügeln sind 40 leichte Geschütze verteilt. Die gesamte schwedische Artillerie feuert lebhaft auf das kaiserliche Zentrum, und das Feuer wird von den 24 kaiserlichen Geschützen erwidert. Zwischen den rechten Flügelbrigaden sieht man Gustav Adolf mit Gefolge ins Zentrum reiten. Wallensteins Heer (im Mittelgrund) steht vor der von Lützen (rechts) nach Leipzig führenden Landstraße und reicht vom Floßgraben (links) bis Lützen. Der linke Flügel zählte 5 Kürassierregimenter und 30 Kürassierschwadronen und wurde bis zum Eintreffen Pappenheims von Feldmarschall Heinrich Graf von Holk befehligt und durch 38 Schwadronen Ungarn und Kroaten unter dem Reitergeneral Johann Graf von Isolani noch verstärkt (links). Das Zentrum unter dem Befehl des kaiserlichen Generals Officutz – (verballhornte Latinisierung des Namens Johann Ulrich Schaffgotsche, 1595-1635, er wurde wegen Verbindungen zu Wallenstein enthauptet) – wird mit 5 Abteilungen Fußvolk im ersten und 2 Abteilungen und einer Reserve im zweiten Treffen gebildet und durch 5 Reiterhaufen im zweiten und dritten Treffen gesichert (Mitte). Der rechte Flügel bei Lützen unter dem kaiserlichen General Götz (rechts) war aus 4 Kürassierregimentern und Teilen von weiteren 4 Reiterregimentern und 15 Schwadronen Dragonern und Kroaten gebildet. Götz könnte mit dem Feldherrn im Harnisch im vorderen Mittelgrund rechts identisch sein, Holk (Mittelgrund links) mit dem hinter (über) dem zweiten Reiterhaufen (von links) von mehreren Läufern begleiteten Reitergeneral. Dass Wallenstein in diesem 8 Jahre nach seiner Ermordung gemalten Bild nicht dargestellt ist, ist weiter nicht auffallend. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr groß und werden im *Theatrum Europaeum* mit 10.000 bis 12.000 Mann angegeben.³¹

Pieter Snayers hat sich bei der *Schlacht bei Lützen* an die Stichvorlagen des Militäringenieurs Carlo Cappi gehalten, die auch Matthäus Merian für sein *Theatrum Europaeum* heranzog³², mit dem Unterschied, dass Snayers auf Details wie die explodierenden Pulverwagen oder den Galgen verzichtete. Leider ist das Gemälde durch unsachgemäße Restaurierung leicht beschädigt. Während das militärische Geschehen für den Laien eher langweilig anmutet, hat Snayers für den Bildbetrachter die für seine Arbeit so typischen Vordergrundgruppe etabliert: Mit dem Befehlshaber,

31 Johann Christoph Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum Wien. Saal I, Von den Anfängen des stehenden Heeres bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, Salzburg 1982, 78f.

32 Bußmann/Schilling (Hg.), 1648, Kat., 87.

der im roten Pelzrock mit roter Pelzmütze auf seinem Pferd sitzt, ist wohl Isolani, der Kroatenführer gemeint. Hinter und vor ihm strömen Soldaten der Schlacht zu und übernehmen die Rolle der Reposoirfiguren. Ganz im Vordergrund verbindet sich ein Soldat seinen wundgelaufenen Fuß, während im rechten Vordergrund ein zerlumpter Trossbube einen Hund einfängt. Weiter rechts davon ist eine Szene dargestellt, die weniger kriegerisch anmutet, eine Mutter stillt ihr Kind, während rechts von ihr ein völlig zerlumpter Schrat gierig auf die Szenerie starrt. Es handelt sich um eine regelrechte Sozialstudie zum Militärwesen des Dreißigjährigen Krieges.



Abbildung 04: *Pieter Snayers: Der Entsatz von Löwen. Signiert und datiert am unteren Bildrand: PETRUS SNAEYERS PICTOR DEL S.C.I. 1639 BRVXELL. Bezeichnet: „La secours De Lounainie“. Öl auf Leinwand, 202 x 286 cm (HGM Inv. KHM1812).*

Bei diesem Entsatz der von den Franzosen unter Führung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien und des Marschalls Grafen von Coligny belagerten Brabanter Stadt und Festung Löwen durch die vom Feldmarschall Piccolomini befehligen Kaiserlichen im Mai 1635 zeigt Snayers ein großzügiges Panorama mit Blick auf die Festung Löwen. Die vieltürmige äußere Stadtmauer umschloss im 14. Jahrhundert noch 150.000 Einwohner. Diese Zahl verringerte sich in der Folge durch Kriege, Seuchen, innere Unruhen und der dadurch bedingten Abwanderung zahlreicher Textilarbeiter nach England. Die große Ausdehnung der Mauer verhinderte eine vollständige Blockade durch die Franzosen, sodass kaiserliche Hilfstruppen einsickern konnten. Hunger und Seuchen rafften den größten Teil der französischen Belagerungsmannschaft dahin, der Rest verließ sich aus Missmut über die damaligen Zustände im französischen Heer oder wurde unter dem Druck der kaiserlichen Entsatztruppen vertrieben. Im Hintergrund zieht die französische Belagerungsmannschaft mit fliegenden Fahnen in voller Bewaffnung aus den zwei Lagern ab und wird vom Geschützfeuer der in den Festungsbastionen eingebauten Kartaunen begleitet. Im Mittelgrund rechts sind gleichfalls aus dem Lager abziehende Franzosen sowie 8 französische Reiterregimenter (blaue Feldbinden und Standarten) erkennbar, die sich mit klingendem Spiel zum Abzug sammeln.³³

33 Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, 80f.

In der Vordergrundgruppe bekommt der Betrachter wieder eine Sozialstudie zu sehen: Ganz links ein abgestorbener Baum, auf den Krieg bezogen allegorisch zu werten. Um den Baum tummeln sich Hunde, die einen Pferdekadaver abnagen. Auf den linken kleinen Hügel marschieren von beiden Seiten Musketiere, die Gesichter der Soldaten sind von völliger Erschöpfung gekennzeichnet. Weiter rechts ist ein Paar dargestellt, das an einem Baum kauert. Die Frau scheint dem Zusammenbruch nahe, der Musketier legt ihr beschwichtigend die Hand auf den Rücken. Rechts davon finden wir wieder eine Mutter, die ihr Kind stillt (ein beliebtes Motiv im Sujet der Schlachtendarstellung), neben ihr einige Soldaten, in der Mitte dieser Gruppe ein Trossbube, der an einer Rübe nagt. Nach rechts hin fällt das Gelände in mehreren Stufen ab, es sind Artilleriepferde zu erkennen, die ihre Last, die Kanonen, den Hügel hinaufziehen, darunter Trossbuben und Söldner, die sich mit Viehtrieb abmühen. In diesem Bild gibt es keine Feldherrendarstellungen, es stellt auch keine der Figuren einen Bezug zum Betrachter her. Es werden lediglich die Mühen des Krieges für Mensch und Tier dargestellt.



Abbildung 05: *Pieter Snayers: Der Übergang über die Somme. Unsigniert, unbezeichnet, undatiert (1639/51), Öl auf Leinwand, 202 x 284 cm (HGM Inv. KHM1823).*

Dargestellt ist der Übergang der kaiserlichen und lothringischen Truppen sowie der bayrischen, von Johann von Werth geführten Reiterei unter dem Oberbefehl Piccolomini über die Somme zwischen den Städten Bray und Corbie (östlich von Amiens) am 1. August 1636. An diesem Tag hat Piccolomini gleichsam das Tor nach Frankreich aufgestoßen: In der Mitte ist der strategisch wichtige Fluss, die Somme, dargestellt, er teilt das Bild horizontal in zwei Hälften. Der Fluss ist in mehrere Läufe unterteilt, was den Übergang noch schwieriger zu machen scheint. Die Landschaft selbst ist mehr als karg wiedergegeben. Rechts im Bild liegt das Dorf Corby, aber nur in vereinzelten Häusern, die allesamt brennen, dargestellt. In diesem Dörfchen sind verschanzte Franzosen erkennbar, die von den Kaiserlichen attackiert werden um die eigene Flanke zu schützen. Der Angriff der Kaiserlichen ist durch Artilleriebeschuss von vier Kanonen und Reitern, die von einem kleinen Hügel gegen das Dorf sprengen, gekennzeichnet. In der Mitte der linken Bildhälfte findet die eigentliche Fluss-

überquerung statt, auf Schiffsbrücken überschreiten einige kaiserliche Musketiere die Somme, sie haben auch eine kleine Verschanzung aufgeworfen und damit einen kleinen Brückenkopf gebildet. Sie stehen in schwerem Gefecht mit den Franzosen, die ihrerseits vom anderen Flussufer aus von kaiserlicher Artillerie unter Beschuss genommen werden. Beide Seiten erhalten Verstärkung, doch sind die Formationen der Franzosen weniger stark und eindrucksvoll wiedergegeben als die der Kaiserlichen, die im Mittelgrund des Bildes platziert sind. Zwischen den Tercios springen Meldereiter hin und her, um der Szenerie ein wenig die Statik zu nehmen. Durch die Tercios hindurch fährt in langen Schlangen von Bagagewagen der Tross. Interessant ist wiederum die Vordergrundgruppe: Ganz links einige Reposoirfiguren, dann ein Musketier mit wirrem Bart, der den Betrachter anblickt. Anschließend sieht man einen einheitlichen Trupp Soldaten, Pikeniere und Musketiere, die den Hügel hinunterlaufen. Rechts davon eine kleine Gruppe Söldner, wovon sich einer nach hinten umblickt und mit der linken Hand auf die vorgenannte Gruppe hinweist. So stellt Snayers zwischen diesen losen Vordergrundgruppen Bezüge her. Ganz rechts ist eine rastende Gruppe dargestellt: Eine Marketenderin verteilt Schnaps an die Söldner. Ganz rechts sieht man ein Reiterportrait, der Reiter selbst blickt aus dem Bild heraus. Snayers positioniert also ganz links und rechts im Vordergrund Figuren, die Bezüge zum Bildbetrachter herstellen. Nachdem der Übergang über die Somme erzwungen wurde, nahm Piccolomini Compiègne ein und bedrohte sogar Paris³⁴, womit der Sieg der Habsburger über die Bourbonen zum Greifen nahe schien. „Aber die kaiserlichen Feldherren waren keine Strategen, die Chance wurde vertan.“³⁵



Abbildung 06: Pieter Snayers: *Der Entsatz von St. Omer. Signiert und datiert am unteren Bildrand: PEETER SNAEYERS S.C.I. PICTOR 1645. Öl auf Leinwand, 201 x 284 cm (HGM Inv. KHM1813).*

³⁴ „Dem 16. August haben sie sich ergeben, denn wir sind mächtig auf ihn gedrungen und haben Feuer geworfen. Da sind sie abgezogen mit Sack und Pack, 2000 Mann. Hier sind wir ausgeritten auf Beute, ich auch, bis auf 10 Stunden vor Paris. Da haben wir es liegen sehen, wie einen Wald.“ – aus dem Tagebuch eines namentlich nicht bekannten Söldners unter dem Befehl Piccolominis, zit. bei Milger, Der Dreißigjährige Krieg, 309f.

³⁵ Bücheler, Von Pappenheim zu Piccolomini, 140.

Als Kommandant des kaiserlichen Hilfskorps gelang Piccolomini am 16. Juli 1638 der Entsatz der von den Franzosen lange befestigten Festung St. Omer, was für Spanien die Gesamtlage auf dem spanischen Kriegsschauplatz verbesserte.³⁶ Die Vogelschau ist hier eine extreme Aufsicht, bei dem der Mittelteil fast als Landkarte erscheint. Wie auf den anderen Darstellungen, in denen es um den Entsatz einer Stadt geht, ist diese in der linken Bildhälfte platziert. Der Betrachter blickt nach Westen auf die Festung St. Omer und das überschwemmte und von vielen Kanälen durchschnittene Vorfeld mit den zum Teil außer Gefecht gesetzten französischen Approchen und Stützpunkten, ferner auf das Flussgebiet der Aa. Im Mittelgrund stehen spanische Fußregimenter und Artillerie im Kampf um das Fort bei Neivliet, ferner das verschanzte spanische Feldlager. Ganz rechts vorne wird eine französische Trosskolonne von Kaiserlichen überfallen. Rechts von der Festung jenseits des Überschwemmungsgebietes am Aa-Fluss ist im Mittelgrund das vielumkämpfte Fort bei Bacq zu erkennen, das von den Truppen Piccolominis erstürmt wird. Rechts davon auf der Höhe stehen Reste der kaiserlichen Armada gefechtsbereit, dahinter sind mehrere kleine Schiffe der Verbündeten, welche die Verstärkung und Versorgung der Festung durchführten, in einen Kampf mit den Franzosen verwickelt. Links von der Festung sieht man das befestigte französische Feldlager, Teile des Retranchements und feuern Belagerungsbatterien. Im Hintergrund (Mitte links) ziehen sich französische Truppen zurück, vermutlich das von Marschall de la Force herangeführte Verstärkungskorps, welches von Kaiserlichen unter Führung des Grafen Johann von Nassau an der Vereinigung mit der Belagerungsmee gehindert wird.³⁷ Am obligaten Hügel im Vordergrund ist links ein Baum dargestellt, der das Gemälde von unten bis oben durchzieht und so dem Werk eine innerbildliche Rahmung verleiht. Neben dem Baum eine Gruppe Söldner, die eine gemütliche Rast halten. In der Mitte der Gruppe raucht einer Pfeife. Das Tobaccorauchen bzw. -trinken wurde während des Krieges in den Söldnerheeren beliebt, da es u. a. das Hungergefühl unterdrückte.³⁸ Weiter rechts ist ein Kroate in feuerroter Kleidung dargestellt, rechts davon ein völlig zerlumpter Trossbube als Gegenstück dazu. In der Mitte des Vordergrundes steht ein abgestorbener Baum, genauso leblos kauert ein Söldner daneben, der völlig erschöpft zu sein scheint. Rechts davon marschieren weitere Söldner den Hügel hinan, unter ihnen auch Offiziere, die an ihrer auffälligen Gewandung zu erkennen sind. Bei den Vordergrundgruppen von Pieter Snayers mit seinen Genrefiguren ist wahrlich alles vertreten, sogar ein urinierender Pikenier.

36 Helmut Lahrkamp, Piccolomini-Kunstkontakte, 211.

37 Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, 84f.

38 Freies Historiker Büro Belgisch Gladbach, Micro Media Arts, Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Alltagsleben, Wandel und Fortschritt in Jahren des Umbruchs, CD-ROM, Köln 1997.



Abbildung 07: *Pieter Snayers: Der Angriff auf Grancourt bei Thionville.* Signiert und datiert am unteren Bildrand: PEETER SNAEYERS DEL S.C.I. PICTOR 1642. Bezeichnet: „Titten Hofen“. Öl auf Leinwand, 199 x 270 (HGM Inv. KHM1816).

Bei Thionville (Diedenhofen) schlug Piccolomini am 17. Juni 1639 die Armee des Marshalls de Feuquieres, der schwer verwundet in Gefangenschaft starb. Für das ihm so entgangene Lösegeld wurde Piccolomini von Kaiser Ferdinand III. mit der stolzen Summe von 34.000 Gulden entschädigt.³⁹ In dieser Bildkomposition steht das militärische Geschehen eindeutig im Vordergrund. Die Vordergrundgruppe reduziert sich auf einen kleinen Hügel an der rechten Seite, die Figuren sind alle in Rückenansicht wiedergegeben, Reposoirfiguren, die den Hügel der Schlacht zu hinabmarschieren. Der Betrachter blickt auf das Kampfgelände am westlichen Moselufer nach Süden auf den von den Franzosen nach niederländischer Manier im Halbkreis um die Festung (Mittelgrund links an der Mosel) errichteten, weitläufig zickzackförmig angelegten und mit bollwerkartigen Anlagen versehenen verschanzten Wall (Retranchement). Er beginnt am nördlichen Brückenkopf beim Orte Münhofen (Vordergrund links) und erstreckt sich über das Schloss La Grange (Mittelgrund Mitte) über das Bollwerk am Stoßberg (Hintergrund Mitte), den Ort Volkringen und das französische Artilleriequartier bis zum südlichsten Moselbrückenkopf beim Schloss Neuburg, dem Hauptquartier des Marshalls Feuquieres. Am 7. Juni um 2 Uhr früh erschien Piccolomini mit seiner Vorhut und der in Schlachtordnung marschierenden Armee. General de Suys erstürmte mit 2 Reiterregimentern das Fort am Stoßberg (Hintergrund Mitte), der spanische Feldmarschall Johann Freiherr von Beck eroberte mit mehreren Reiterregimentern das von der kaiserlichen Artillerie bereits in Brand geschossene Schloss La Grange (Mittelgrund Mitte) und die Obersten Crespa und Altieri schlugen die zwischen La Grange und dem Brückenkopf aufgestellten Truppen des französischen Obersten Prale in die Flucht. Was sich retten konnte, floh nach Süden in das Hauptquartier Feuquieres (Hintergrund links). Inzwischen war auch das Gros der kaiserlichen Armada unter Führung des Feldmarschalls Grana Marchese del Carretto vor Diedenhofen angelangt (rechts). Nach glücklich beendeter Schlacht im Norden ließ nun Piccolomini die Armee zum Hauptkampf in der im

39 Lahrkamp, Piccolomini-Kunstkontakte, 212.

folgenden Bild dargestellten Schlachtordnung aufstellen. Die Festung Diedenhofen (Thionville) wurde 1643 von den Franzosen zurückerobert, kam 1683 an Frankreich, wurde durch den berühmten Festungsingenieur Vauban neu befestigt; in den Jahren 1792, 1814 und 1815 vergeblich belagert und 1870/71 im deutsch-französischen Krieg zerstört.⁴⁰ Interessant ist die Liebe zum Detail, die sich hier in der Wiedergabe der Artillerie, die rund um den Galgenhügel platziert ist, zeigt: Snayers malt nicht einfach eine Kanone mit einem Soldat, der sie abfeuert, vielmehr ist auch alles an Zubehör vorhanden: Die Pulverfässer, die Lademannschaft mit Ladeschaufel und -stock sowie die Kugeln. Die Genauigkeit in der Wiedergabe von militärischen Details ist bei Snayers erstaunlich.



Abbildung 08: *Pieter Snayers: Die Schlacht bei Thionville.* Unsigniert, unbezeichnet, undatiert (1642/43). Öl auf Leinwand, 202 x 267 cm (HGM Inv. KHM1814).

Bei dieser zweiten Phase der Schlacht bei Diedenhofen geht der Blick auf das Kampfgelände am linken (westlichen) Moselufer nach Norden auf das von den Franzosen nach niederländischer Manier im Halbkreis um die Festung errichtete, weitläufig zickzackförmig angelegte und mit bollwerkartigen Anlagen versehene Retranchement. Es beginnt im Mittelgrund und rechts an der Mosel bei dem von Zelten umgebenen Schloss Neuburg, dem Quartier Marschall Feuquieres, erstreckt sich nach links aufwärts zum Flüsschen Fenche und dem bollwerkartig verschanzten französischen Artilleriequartier über den Ort Volklingen im weiten Bogen nach rechts über das Fort auf dem Stoßberg (Hintergrund Mitte) und über das brennende Schloss La Grange nach Münhofen an der Mosel (Hintergrund rechts). Davor an der Mosel befindet sich die Festung Diedenhofen. Im Mittelgrund ist die französische Belagerungssarmee in Gefechtsstellung entlang des Fenche-Flüsschens vom Moselbogen (rechts) bis zum Artilleriequartier aufgegliedert und steht mit ihrem linken Flügel bereits in Gefechtsberührungen mit den Kaiserlichen. Links dahinter steht die kaiserliche Armada in Gefechtsaufstellung mit dem rechten Flügel hinter der Ortschaft Volklingen, die bereits von kaiserlichen Reitern erstürmt wird. Den rechten Flügel

40 Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, 84f.

der Kaiserlichen führte der spanische Feldmarschall Johann Freiherr von Beck, den linken Flügel Generalwachtmeister Fürst Hannibal Gonzaga, Marchese di Mantua. Fast im Vordergrund links an der Fench sind 4 französische Reiterregimenter und 2 Fußregimenter zur Sicherung des linken Flügels der Franzosen bereitgestellt.⁴¹ Obwohl der Angriff erst beginnt, erkennt man im französischen Lager bereits Zeichen der Niederlage: Im Festungswerk links unten scheinen sich die Söldner eher zu beratschlagen, ob man nicht sofort die Flucht ergreifen sollte, anstatt die Werke zu verteidigen. Im Lager, rechts davon dargestellt, laufen schreiend Frauen umher, Trossbuben spannen hastig Pferde vor die Bagagewagen. Hinter den Mauern des Lagers beginnt nun die Flucht, alles läuft auf den unteren Bildrand zu, dies kulmiert im Vordergrund, wo das Geschehen der Flucht spürbar wird: Eine Frau fällt zu Boden und ein Söldner stolpert panikartig über sie hinweg.



Abbildung 09: Pieter Snayers: *Die Niederlage bei Grancourt*. Signatur und Datierung noch rudimentär vorhanden. Öl auf Leinwand, 202 x 281 cm (HGM Inv. KHM1815).

Aus der Gefechtsaufstellung im zuvor beschriebenen Bild hat sich eine mörderische Schlacht entwickelt. Die kaiserliche Armada hat das Fench-Flüsschen überschritten und ist in die Linie der französischen Schlachtordnung eingeschwenkt. Der Zusammenstoß der beiden Heere ist bereits erfolgt. Unübersehbare kämpfende Massen von Fußvolk und Reiterei sind ineinander verkeilt. Die Kaiserlichen sind an den roten Fahnen, Standarten und Feldbinden erkennbar; die Franzosen an den blauen Fahnen, Standarten und blauen oder weißen Feldbinden. Der Kampf erstreckt sich vom brennenden Volkiringen (Hintergrund linke Bildhälfte) bis zur Mosel. Durch die französischen Regimenter, die sich bereits zur Flucht nach links und nach vorne wenden, stürmt die kaiserliche Reiterei schießend und hauend, die Franzosen durch die Zeltstadt beim Schloss Neuburg und über die Mosel vor sich hertreibend nach dem Vordergrund. Unter den fliehenden Franzosen befindet sich der französische Befehlshaber Feuquieres, der von einem kaiserlichen Kürassieroffizier und einem Dragoner gefangen genommen wird (rechte vordere Bildhälfte). Im Mittelgrund der linken Bildhälfte

41 Ebd., 86.

sind die an der Fenche zum linken Flankenschutz aufgestellten französischen Reiter- und Fußregimenter mit der kaiserlichen Reiterei in lebhaften Kampf verwickelt und bereits zur Flucht gewendet. Auch um das Artilleriequartier wird heftig gekämpft.⁴² Es ist typisch für Snayers – und unterscheidet ihn vom konservativen, linienbetonten Stil seines Lehrers Sebastian Vrancx –, dass ein nervöser Pinselstrich den Figuren einen frappanten Eindruck schneller Bewegung verleiht, der die energetische Entladung, die mit dem Kampf einhergeht, überzeugender wiederzugeben vermag.⁴³

Einen tiefen Eindruck macht die heroisch wirkende Gruppe von französischen Reitern, die in der Niederlage von Grancourt ihren Tod erwarten. Hier wird in ein paar Figuren die ganze Tragik der Niederlage aufgezeigt. Ganz links im Vordergrund ist ein französischer Reiter dargestellt, der mit seiner mit der rechten Hand erhobenen Pistole und der wehenden blauen Schärpe wie der pathetische Held einer Tragödie wirkt, der gefasst sein Schicksal erwartet, während links von ihm ein Kamerad, aus einer Kopfwunde blutend, sterbend vom Pferd sinkt und rechts ein reiterloses Pferd scheut. Im Vordergrund, also am diesseitigen Ufer der Mosel, sind weitere Reitergefechte wiedergegeben. Eine weitere tragische Szene ist rechts zu finden: Einem berittenen französischen Trompeter gelingt die Flucht, ein Fußsoldat klammert sich an seinen Steigbügel, wird mitgeschliffen und scheint um Rettung zu bitten. Interessant ist auch die Physiognomie der spanischen Reiter, die ihre Pistolen, teilweise aus nächster Nähe, teilweise direkt auf die Köpfe der flüchtenden Franzosen abfeuern. Anstatt abgekämpft zu wirken, lächeln die Spanier. Mit diesem eindrucksvollen Sieg, den sich Piccolomini von Snayers gleich in drei Phasen malen ließ, war Piccolomini am Höhepunkt seiner militärischen Karriere angelangt. Philipp IV. von Spanien verlieh im dafür das schon früher im Besitz der Familie Piccolomini gewesene Herzogtum Amalfi in Unteritalien.⁴⁴



Abbildung 10: *Pieter Snayers: Die Einnahme der Stadt Neuburg am Walde.* Signiert und datiert am unteren Bildrand: PETRVS SNAEYERS PICTOR S.C.I. 1645 BRV-XELL. No. 5. Bezeichnet: „Die Stadt Neuburg am Wald.“ Öl auf Leinwand, 202 x 267 cm (HGM Inv. KHM1817).

42 Ebd., 87.

43 Bußmann/Schilling (Hg.), 1648, Kat., 146.

44 Bücheler, Von Pappenheim zu Piccolomini, 140.

Zur Deckung des Rückzuges der Schweden aus Bayern durch Böhmen nach Sachsen unter dem Oberbefehl des Generals Johan Banér wurde der schwedische General Erich Slange mit drei Regimentern in der schlecht befestigten Stadt Neunburg vorm Walde in der Oberpfalz zurückgelassen. Die Vorhut des kaiserlichen Heeres unter Piccolomini und dem bayerischen Feldzeugmeister Franz Freiherr von Mercy begann bereits am 18. März 1641 mit der Belagerung der Stadt. Am 19. März vollzog das Gros der verbündeten Armeen unter Erzherzog Leopold Wilhelm ihre vollständige Einschließung, am 20. März eröffnete die erste Breschbatterie ihr Feuer auf die Festungsmauern und am folgenden Tage die zweite Batterie. Durch die dadurch entstandenen Breschen drangen die kaiserlichen Sturmkolonnen in die Stadt ein und zwangen den Kommandanten mit seiner aus 3 Obristen, 3 Obrist-Wachtmeistern, 26 Hauptleuten, 25 Leutnanten, 2000 Soldaten und 300 Trossknechten bestehenden Besatzung zur Kapitulation.

Der Betrachter blickt auf eine weit aufgeklappte Landschaft und sieht die im Flussgebiet der Schwarzach gelegene Stadt, die ringsum von kaiserlichen und bayrischen Fuß- und Reiterregimentern belagert wird. Im Mittelgrund feuern die 2 Breschbatterien auf die Stadtmauer, die an der rechten vorderen Ecke bereits stark beschädigt ist. Aus der Stadt selbst wird von den Verteidigern aus allen Rohren und Scharten das Feuer erwidert. Vorne (von links nach der Mitte) befinden sich die Orte Ketschdorf, Pingarten und Penting.⁴⁵

Wie schon bei der „Belagerung von Einbeck“ bediente sich Snayers auch hier eines Stiches des Militäringenieurs Carlo Cappi. Snayers präsentiert dem Betrachter wieder eine spannende Vordergrundgruppe: Das Gelände fällt nach links hin ab, dort uriniert ein Soldat, neben ihm erledigt einer seinen Stuhlgang. Weiter rechts ist eine Gruppe dargestellt, die sich um einen Marketenderwagen schart und aus riesigen Humpen zecht. Weiter rechts ist eine weitere Gruppe wiedergegeben, die teils sitzend und stehend Karten spielt. Noch weiter rechts zwei Soldaten, die den Säumigen etwas zurufen und mit den Armen gestikulieren. Es folgt eine sich unterhaltende Reitergruppe, danach ein Soldat, der an seinem Stiefel herumnestelt, als ob er einen Stein darin hätte. Daneben sitzt ein Söldner und blickt teilnahmslos den Betrachter an. Weiter rechts Soldaten, die den Hügel abwärts marschieren, angetrieben von einem Kroaten mit roter Gewandung und gezogener Pistole. Den rechten Abschluss bildet wieder ein Baum, der dem Werk eine innerbildliche Rahmung gibt.

Dargestellt ist das „Siegreiche Gefecht des kaiserlichen und bayrischen Heeres unter Feldmarschall Octavio Piccolomini und dem bayrischen Feldzeugmeister Freiherr von Maney gegen die von Feldmarschall Banér befehligen Schweden bei Schloss und Ort Preßnitz im Böhmerwald am 27. März 1641.“ Hier hat sich in der älteren Literatur ein Fehler eingeschlichen, der auf die zitierte Bildunterschrift übertragen wurde. Der Ort Preßnitz liegt nicht im Böhmerwald, sondern im Erzgebirge. Das böhmische Přísečnice war eine Bergstadt im Okres Chomutov (dt. Bezirk Komotau). Sie befand sich bis 1974 an der Stelle, wo sich heute die große Fläche der Preßnitztalsperre (vodní nádrž Přísečnice) erstreckt. Häuser, Kirchen und Schloss von Přísečnice sowie die benachbarten Dörfer Rusová (Reischdorf) und Dörnsdorf (Do-

45 Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, 90.



Abbildung 11: *Pieter Snayers: Der Posto von Preßnitz. Signatur und Datierung zum Teil übermalt: No. 1. Der Posto zu SNAYERS, S.C.I. (16)48. Öl auf Leinwand, 202 x 267 cm HGM Inv. KHM 1618).*

lina) wurden abgerissen, und an deren Stelle der Fluss Přísečnice (Preßnitz) gestaut. Die Talsperre und die verbliebenen Fluren beider Orte gehören heute zur Gemeinde Kryštofovy Hamry (Christophhammer).⁴⁶ Nach der Eroberung von Neunburg vorm Walde am 21. März 1641 folgte die kaiserliche und bayerische Armada unverzüglich den zurückweichenden Schweden über Retz nach Böhmen und holte sie am 27. März bei Preßnitz ein, wo sich Banér mit ca. 6000 Fußknechten, Artillerie und Reiterei zum Kampf stellte und verschanzte. Die Verbündeten schlugen die Schweden in die Flucht und konnten 6 Geschütze und über 500 Trossfuhrwerke erbeuten sowie zahlreiche Überläufer gefangen nehmen. Das eigentliche Ziel aber, die Vernichtung des schwedischen Heeres, gelang nicht: Der schwedische General Schlang deckte den Rückzug Banérs geschickt, in dem er genau so viel Fußvolk und Geschütz einsetzte, wie für die Deckung des Rückzugs der Hauptarmee notwendig war.⁴⁷

Snayers bietet dem Betrachterblick eine sich weit Richtung Horizont hinziehende Landschaft, im Mittelgrund vorne ist die kaiserliche und bayerische Armada in drei Haufen in Schlachtordnung aufgestellt. Dahinter scharmtzieren kaiserliche Dragoner im Ort Preßnitz, vertreiben die Schweden aus dem Schloss und stürmen gegen die im Hintergrund in Schlachtordnung aufgestellten Schweden vor, die ihrerseits mit konzentriertem Artilleriefeuer heftig unter die nachrückenden Kaiserlichen schießen. Ganz hinten befinden sich brennende schwedische Trossfahrzeuge. Auch hier ist wieder die enge Abhängigkeit der Komposition von einem Kupferstich bzw. von der Zeichnung des kaiserlichen Ingenieur-Hauptmanns Carlo Cappi erkennbar, der bei den Schlachten als Augenzeuge fungierte.⁴⁸ Im Vordergrund auf der Anhöhe, die der Künstler braucht, um das Hochziehen des Horizonts plausibel zu machen, reitet auf einem springenden Schimmel Piccolomini in leuchtendes Rot gekleidet. Im Unterschied zu den glorifizierenden Bildern nimmt sein Reiterporträt nur einen

46 <http://de.wikipedia.org/wiki/P%C5%99%C3%ADse%C4%8Dnice> [Download 16.05.18].

47 <http://www.koni.onlinehome.de/ausfuehrliche-biographien/picco-lang.htm> [Download 16.05.18].

48 Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, 90f.

winzigen Teil des Bildes ein. Das Dominierende bleibt nach wie vor die Schlacht, nicht der Feldherr. Dieses sog. Posto ist bezeichnend für die letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges. Es gab kaum größere Schlachten, nur noch Gefechte, keiner der Befehlshaber konnte seine Armee riskieren, jeder musste zusehen, sie zu versorgen. So mutet es an, dass Piccolomini jedes kleine Scharmützel von Snayers malen ließ.



Abbildung 12: *Pieter Snayers: Die Belagerung von Einbeck.* Signiert und datiert: „PETRUS SNAYERS. PICTOR. DEL. S.C.I. 1644. BRUXELL. N: 4:“. Bezeichnung: „Die Stadt Einbeck“. Öl auf Leinwand, 202 x 285 cm (HGM Inv KHM1819).

Vor der von den Schweden besetzten Festung Einbeck lag bereits ein Observationskorps, als am 20. Oktober 1641 die kaiserliche Armee, von Gronau (Norden) kommend, vor der Festung anlangte und mit der Beschließung begann. Die Festung hatte starke Mauern und fünf Tore, von denen drei durch Hornwerke und zwei durch Ravelins besonders verstärkt waren. Die Kapitulation der Besatzung erfolgte am 24. Oktober, nachdem bei einer schweren Beschließung mit Brandgeschoßen ein Viertel der Stadt in Asche gelegt wurde. Ein Teil der Festungsanlage, der sog. Storchenturm, zeigt noch heute die Spuren jener Beschließung des Jahres 1641.⁴⁹

Der Blick zieht auf die Festung mit Vorfeld über das Flussgebiet der Ilm und auf die um die Stadt errichteten Annäherungs- und Laufräben (Approchen). Die im Hintergrund zwischen den Orten Hüllersen und Sthonsen in Schlachtordnung aufgestellte verbündete Belagerungssarmee hat bereits mit allen Geschützen das Feuer auf die Stadt eröffnet, das von den Batterien an der Stadtmauer erwidert wird. Auch links und vor der Festung hinter den Approchen sind feuernde Batterien eingesetzt und auf den Höhen Reiterwachen der Verbündeten aufgestellt.⁵⁰

Bei der genauen Darstellung der historischen Ereignisse war der Maler, der die Schlacht Jahre, wenn nicht Jahrzehnte danach malen musste, begreiflicherweise überfordert. Um den Anforderungen seines Auftraggebers dennoch gerecht zu werden, stützte sich der Maler häufig auf Schlachtenberichte, die schon erwähnten Relationen und Stiche, die von Militäringenieuren angefertigt wurden. So bediente sich

49 <http://www.einbeck-online.de/freizeit.php?ID=158> [Download 13.10.05].

50 Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, 91f.

Pieter Snayers, als er 1644 die Belagerung der Stadt Einbeck malte, die Piccolomini mit Erzherzog Leopold Wilhelm im Oktober 1641 belagert hatte, wiederum eines Stiches des kaiserlichen Militäringenieurs Carlo Cappi.

Im Vordergrund liegt der obligate Feldherrenhügel, nach rechts abfallend. Ganz links ist eine Soldatengruppe dargestellt, wobei ein Kroate mit seiner auffälligen Gewandung den Blick des Betrachters auf sich zieht und ihm durch Blickrichtung und Armhaltung den Weg ins Bild weist. Einer der Soldaten raucht gemütlich seine Pfeife, die anderen unterhalten sich, als ginge sie der Sturm auf Einbeck wenig an. Weiter rechts ist ein Berittener wiedergegeben, auf springendem Pferd mit roter Feldbinde, das Erkennungszeichen der Kaiserlichen. Ganz im Vordergrund marschiert ein pfeifenrauchender Musketier aus dem Bild heraus, er ist stattlich dargestellt, der Hund, der links von ihm läuft, ist völlig abgemagert und die Frau rechts von ihm ist völlig zerlumpt. Man könnte diese Darstellung dahingehend interpretieren, dass der Soldat alle anderen Lebewesen im Krieg beherrscht. Weiters setzt Snayers in den Vordergrund Bäume, wobei der große ganz links das Bild in diese Richtung abschließt, die Festung Einbeck wird für sich nochmals von zwei kleineren Bäumen gerahmt.

Bei der Festung selbst hielt sich Snayers erstaunlich genau an Cappis Stichvorlage. Beim „Entsatz von Freiberg“ sehen wir eine Vedute, bei Einbeck beschränkt sich alles auf das militärische Geschehen. Es gibt keine Gebäude, nur brennende Objekte und Brandruinen. Die militärische Architektur ist die einzige sichtbare, worin sich wiederum manifestiert, dass diese Werke vor allem dem militärischen Fachpublikum vorbehalten waren.



Abbildung 13: *Pieter Snayers: Der Entsatz von Freiberg in Meißen*. Signiert und datiert: „Peeter Snayers. Pictor. Del. S.C.I. 1648; No. 6“. Bezeichnung: „Die Belagerung Freyberg in Meissen“. Öl auf Leinwand, 202 x 264 cm (HGM Inv. KHM 1821).

Freiberg, eine Stadt die 1599 noch 11.850 Einwohner zählte (1650 waren es nur noch 6500)⁵¹, war nach damaligen Begriffen eine gut ausgebauten Festung mit festen Verteidigungstürmen, Rondellen, starken Mauern und Gräben. Um sich den Weg nach Böhmen zu eröffnen, beschloss der schwedische Feldmarschall Torstenson, mit

⁵¹ http://www.gupf.tu-freiberg.de/freiberg/fg_geschichte.html [Download 16.05.18].

20 Fußbrigaden, mehreren tausend Reitern und 106 Kanonen diese Stadt zu umschließen, die er mit einem leichten Retranchement nach außen sicherte. Am 9. Jänner 1643 begann die Beschießung, am 12. wurden z. B. innerhalb von 6 Stunden 1.317 Schüsse auf die Stadt gefeuert. Doch weder die oftmals wiederholten Kanonaden noch der Minenkrieg noch der Wassermangel konnte den Mut der Besatzung und ihres Kommandanten, Oberstleutnant Georg von Schweinitz, brechen. Die Nähe des kaiserlichen Entsatzheeres einerseits, dann Hunger und Seuchen zwangen Torstenson, die Belagerung aufzuheben, die ihn so viele Soldaten, hauptsächlich durch Desertion, gekostet hatte. Es wurden 5.399 Kanonenkugeln, 200 Bomben, 1.200 Brandkugeln und 200 Handgranaten erfolglos verbraucht und bei dieser Gelegenheit 5.000 Mann durch Desertion und 500 durch Tod verloren; dem gegenüber zählte die Stadt nur 75 Tote und 125 Verwundete. An der erfolgreichen Verteidigung Freibergs hatte auch die Geschicklichkeit der Bergknappen beim Erd- und Stollenbau großen Anteil. Die Stadt, die Torstenson „ein Rattennest“ nannte, hielt durch unterirdische Wege stets die Verbindung mit der Umwelt aufrecht.⁵²

Der Blick geht auf eine Winterlandschaft nach Südosten, auf die Festung Freiberg und auf das verschneite Vorfeld, ferner im Hintergrund auf das Flussgebiet der Freiberger Mulde, hinter der (Mitte links) das kaiserliche Entsatzheer, aus der Gegend von Lichtenberg kommend, sichtbar ist. Bei der Hospitalkirche, wo eine Mine einen großen Teil der Hauptmauer zerstörte und eine Lücke riss, die aber von der Besatzung sofort wieder geschlossen wurde, wird noch heftig gekämpft und mit Kanonen und Mörsern, die sich hinter Schanzkörben befinden, auf die Stadt geschossen (Mitte rechts). Doch vom Mittelgrund rechts sammeln sich bereits die schwedischen Fuß- und Reiterregimenter, welche an die in mehreren Marschkolonnen nebeneinander nach dem Vordergrund (nach Nordwesten auf Klein-Waltersdorf) ziehende Artillerie-, Schützen-, Pikenier- und Musketier- sowie Reiterregimenter und Trosskolonnen anschließen.⁵³ Die Festung selbst präsentiert sich wie eine Vedute, von Schäden des schweren schwedischen Brescheschießens ist nichts zu sehen. Am östlichen Ende der Festung wird von einem Rondell aus mit Artillerie unter die flüchtenden Schweden gefeuert. Am westlichen Ende wird das Feuer der Schweden heftig erwidert, am Platz dahinter, bei der Kirche, sammeln sich Stadtsoldaten. Die Vororte von Freiberg sind nur noch Ruinen, die von den Belagerten abgerissen wurden, um den Schweden keine Quartier- oder Verschanzungsmöglichkeiten zu bieten.

Im Vordergrund zeigt der Künstler wieder einige Genrefiguren: Ganz links einige Söldner zu Pferd, einer davon tauscht mit einem am Boden sitzenden Soldaten seine Pfeife. Die Soldaten wirken alle völlig zerlumpt, abgemagert und vor allem abgefroren. Im Winter erfolglos eine Stadt zu belagern und von dort wieder abziehen zu müssen, konnte für den Feldherrn den Verlust eines beträchtlichen Teiles der Armee und damit seines militärischen Kapitals bedeuten.⁵⁴ Snayers zeigt an Hand der Vordergrundgruppe speziell in diesem Werk am deutlichsten das Elend des Krieges. War bei seinem Lehrer Sebastian Vrancx noch die Vorliebe für die anekdotische Wiedergabe spürbar,

52 Langer, *Hortus Bellicus*, 144.

53 Allmayer-Beck, *Das Heeresgeschichtliche Museum*, 92f.

54 Siegfried Fiedler, *Kriegswesen und Kriegsführung im Zeitalter der Landsknechte*, Koblenz 1985, 178.

welche in der Darstellung das Soldatenleben verharmlost, vollzieht sich bei Snayers hier ein Wandel zu einer realistischeren Darstellungsweise von Soldatenschicksalen.⁵⁵



Abbildung 14: *Pieter Snayers: Die Affäre bei München. Unsigniert, undatiert, bezeichnet: „No. 3 Die Stadt Minichen“. Öl auf Leinwand, 203 x 280 cm (HGM Inv. KHM1822).*

Dieser Überfall der kaiserlichen und bayrischen Reiterei unter der Führung des kaiserlichen Reitergenerals Johann von Werth und des bayerischen Generals Enckevoert auf die Schweden bei Dachau am 5. Oktober 1648 war eines der letzten Gefechte im Dreißigjährigen Krieg. Am 5. Oktober rückte der schwedische Feldmarschall Wrangel mit einem Teil seiner Reiterei und 600 Mann Fußvolk von Dachau über das Moos gegen München und

„in Meinung zu seiner Recreation eine Jagd anzustellen, gestalt er denn bereits 6 Hirsche gefehlt gehabt, hat auch zu dieser Kurzweil den Generalleutnant Duglas und Generalmajor Horn neben andern vornehmen Cavalieren mit sich genommen. Nachdem aber das kaiserlich-bayerische Heer die Isar passiert hatte und eben die Arne regarde über dieselbe gezogen war, brachten die Croaten und 2 Bauern Avisen, daß der Feind mit 400 Pferden in der Nähe stehe. Darauf denn gut gefunden worden, daß man unsrerseits mit der ganzen Cavalerie, der van Werth auf der linken, Enckevoert aber mit der bayerischen Reiterei auf der rechten Seite, doch daß wir einander im Gesicht gehabt, in Gottes Namen fortgezogen, den Feind angegriffen, 200 niedergemacht, in die 100 gefangen und über 100 Pferde ruiniert, 3 Standarten und 2 Heerpauken bekommen haben, der Feldmarschall Wrangel mit genauer Noth durch den Morast entronnen, der Baron d'Avaucourt solle todt sein. Unter den Gefangenen sind 4 Oberstlieutenants, 2 Wrangel, der eine des Feldmarschalls Stieffbruder und ein junger Herr, und ein Wrangel, so ein Hauptmann“⁵⁶.

55 Bußmann/Schilling, 1648, Kat., 122.

56 Enckevoert an den bayerischen Kurfürsten Maximilian, 6. Oktober 1648, zit. bei: Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, 95.

Wrangel zog sich nun bis an den Lech zurück, und bald darauf, am 24. Oktober, erfolgte der Friedensschluss, der den Krieg beendigte.

Die Vordergrundgruppe spielt hier die Hauptrolle, der Blick zieht aus der Gegend westlich von München nach Nordwesten auf das Flussgebiet der Amper und auf das sogenannte Dachauer Moos. Im Mittelgrund von rechts vorne nach links hinten setzen die bayerischen Reiterschwadronen, erkennbar an den blauen Standarten, unter Enckevort zum Angriff gegen die im Auwald noch kämpfenden Schweden an. Da hinter, diesseits und jenseits des Waldes, sind die kaiserlichen Schwadronen Johann von Werths, erkennbar an den roten Standarten, teils noch in Bereitstellung, teils bereits in lebhaftem Kampf mit den Schweden verwickelt, die in das Dachauer Moos abgedrängt werden. Im Hintergrund sind schwedische Reiterregimenter zu sehen, die sich in Richtung Dachau (Mitte) über die Floßbrücken zum Lager (rechts hinter Dachau) zurückziehen. Aus dem Mittelgrund wird die ausgehobene schwedisch-französische Jagdgesellschaft, eskortiert von kaiserlichen Reitern (zum Teil Kroaten), in mehreren Kolonnen (rechts und links) nach dem Vordergrund geführt.

Im Vordergrund rechts sieht man den Oberbefehlshaber der kaiserlichen Arma da, Feldmarschall Piccolomini auf einem Schimmel, umgeben von einer Gruppe grüßender Offiziere und Jäger, unter ihnen rechts mit dem Rücken zum Beschauer, vermutlich Johann von Werth, der Urheber des ganzen Unternehmens. Links, da hinter und rechts vom Feldherrn mehrere Kroatenführer und zahlreiche Gefangene; ganz rechts vorne in blauer Kleidung die beiden im obigen Bericht erwähnten Wrangel, und zwar der Bruder des Feldmarschalls, Adolf Hermann, und sein Neffe, Obristleutnant Gustav Wrangel. Links ist eine Gruppe von kaiserlichen und bayrischen Offizieren wiedergegeben, darunter einige Jagdgehilfen mit Jagdfalken und vorne eine Hundemeute. „... Es wurden auch die Hunde und die Lakaien Wrangels erwischt und man berichtet, daß er selbst sich zu Fuß durch den Morast rettete so daß, wenn er in dieses Gehölz gekommen war, um zu Jagen, wie manche sagen, nicht viel gefehlt hat, daß er viel mehr Beute als Jäger gewesen wäre ...“⁵⁷

Pieter Snayers zeigt uns vom gewohnten Feldherrenhügel aus das teilweise bewaldete, von wilden Wasserläufen durchzogene Dachauer Moos. Auf einem Baum rechts hängt eine Landkarte von der Gegend nördlich von München. Das Bild ist von zwei Bäumen, jeweils links und rechts, innerlich noch einmal gerahmt. Obwohl es sich um die größte Vordergrundgruppe bei Snayers handelt, gibt er keine Genrefiguren wieder, es soll von Piccolomini möglichst wenig ablenken, womöglich gab hier der Feldherr diesbezüglich genaue Anweisungen.⁵⁸ Die Hunde im Vordergrund sind liebevoll dargestellt, zwei davon werden von einem Soldaten geschlagen.

57 Aus dem Bericht Piccolominis über das Gefecht bei Dachau vom Oktober 1648. Österreichisches Staatsarchiv-Kriegsarchiv, Feldakten 1648–10–44, zit. bei: Allmayer-Beck, Das Heeresgeschichtliche Museum, 95f.

58 Vgl. Lahrkamp, Dreißigjähriger Krieg, 169.

Literaturbericht

Zum Gedenkjahr: Der Dreißigjährige Krieg in neuen Darstellungen

von Robert Rebitsch

Die Forschung zum Dreißigjährigen Krieg hat in den letzten beiden Dekaden geboomt. So ist es nicht verwunderlich, dass in den letzten Jahren einige bemerkenswerte Überblicksdarstellungen zu dieser Epoche erschienen sind. Christoph Kampmann¹ hat 2008 eine sehr gut strukturierte Studie zum gesamten Krieg vorgelegt, die nun schon in zweiter Auflage erschienen ist. In seiner Analyse hebt Kampmann die internationale Dimension des Konflikts hervor. Der britische Historiker Peter H. Wilson² hat 2009 ein fulminantes, sehr ins Detail gehendes, aber auch konventionell gehaltenes Gesamtwerk geschrieben, das mittlerweile ins Deutsche übersetzt worden ist und äußerst beachtliche Absatzzahlen erreicht hat. Johannes Arndt³ hat ebenfalls im selben Jahr eine lesenswerte kürzere Darstellung im handlichen Taschenbuchformat verfasst. 2016 publizierte der ausgezeichnete Kenner der Vorgeschichte des Krieges Axel Gotthard⁴ eine Einführung für Studierende, die die sehr prägnanten, bisher in Aufsätzen veröffentlichten Thesen Gotthards zum Dreißigjährigen Krieg in einer Synthese zusammenfassen. Für Gotthard sind die Ursachen des Krieges vor allem in konfessionellen Differenzen des Reiches zu sehen. Daneben sind zahlreiche Sammelbände, Detailstudien und Biographien zur Geschichte dieses dreißig Jahre währenden Krieges erschienen. Auch ein prominenter Schriftsteller hat sich der Thematik des Dreißigjährigen Krieges angenommen. Der Bestsellerautor Daniel Kehlmann hat seinen lesenswerten Roman „Tyll“ im Dreißigjährigen Krieg verortet und lässt dabei viel zeitgenössische Prominenz aufmarschieren.⁵ Ein zweiter Roman wurde von einen Historiker, Stefan Kleinschmidt, und dem Kunstkritiker, Sprachwissenschaftler und Journalisten, Bodo Dringenberg, verfasst. „Furie und Fortuna“, so der Titel des Romans, hat Hannover im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges zum Thema.⁶

Im Mai des Jahres 2018 jährte sich das Ereignis des Prager Fenstersturzes zum 400. Mal. Das Gedenkjahr zum Ausbruch einer der größten kriegerischen Katastrophen der mitteleuropäischen Geschichte hat nun – wie bei solchen Gedenkjahren üblich – eine Reihe von Publikationen entstehen lassen. Einige der herausragenden Publikationen sollen hier besprochen werden. So hat bereits 2017 einer der renom-

1 Christoph Kampmann, *Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Geschichte eines europäischen Konflikts*, Stuttgart 2013 (1. Auflage 2009).

2 Peter H. Wilson, *Europe's Tragedy. A History of the Thirty Years War*, London 2009, nun auch in deutscher Übersetzung: *Der Dreißigjährige Krieg. Eine europäische Tragödie*. Aus dem Englischen von Thomas Bertram, Tobias Gabel und Michael Haupt, Stuttgart 2017.

3 Johannes Arndt, *Der Dreißigjährige Krieg 1618–1648* (= Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 18642), Stuttgart 2009.

4 Axel Gotthard, *Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung* (= UTB; 4555), Stuttgart 2016.

5 Daniel Kehlmann, *Tyll*, Rowohlt Verlag Reinbek 2017.

6 Bodo Dringenberg/Stefan Kleinschmidt, *Furie und Fortuna. Hannover im Dreißigjährigen Krieg*, Wehrhahn Verlag Hannover 2017.

miertesten Neuzeithistoriker Deutschlands, Heinz Duchhardt, eine Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges vorgelegt.⁷ Duchhardt schildert die Jahre vor dem Krieg völlig zurecht als Krisendekade. Im ersten Kapitel geht Duchhardt auf „Strukturen und Mentalitäten“ ein, wobei er den Erfahrungsraum Europa, das Staatsystem, die Konfessionsproblematik, Ständemacht und Staatsverdichtung sowie die „Kleine Eiszeit“ erklärt und zur Sprache bringt. Nur nebenbei sei bemerkt, dass hier nicht unbedingt klar wird, welchen Anteil nun die „Kleine Eiszeit“ am Ausbruch des Krieges gehabt haben soll, außer natürlich einer allgemeinen Verschlechterung der Versorgungslage (doch ist der Dreißigjährige Krieg bestimmt nicht aufgrund von Hungeraufständen oder ähnlichen Unruhen ausgebrochen). Unstrittig ist jedoch, dass die Temperaturabnahme um 1,5 bis 2 Grad Celsius massive Auswirkungen auf die Erne in einer ohnehin von Mangelwirtschaft geprägten Gesellschaft gehabt hat, sprich, dass sich geringe Ernten auf die Versorgung von Zivilisten und Armeen ausgewirkt haben. In den nächsten drei Kapiteln – betitelt mit „Dramatis personae“, „Dramatis theatra“ und „Dramatis finis“ – beleuchtet der Autor die relevanten Akteure im Vorfeld des Krieges, die Schauplätze in Europa und eben die Krisenstimmung in dieser Dekade. Neben der großen Politik, den sogenannten Haupt- und Staatsaktionen, räumt er der Stimmung in der Bevölkerung, und das sehr oft mit Zitaten aus verschiedenen Ego-Dokumenten unterlegt, großen Platz ein. Diese Grundstimmung in den ersten beiden Dekaden des 17. Jahrhunderts weist der Autor als „apokalyptisch-eschatologische Endzeiterwartung“ (S. 223) aus. Diese Schwerpunktsetzung ist allemal bemerkenswert, sind doch die Ursachen des Krieges viel mehr in der großen Politik (Konfessions- und Verfassungspolitik des Reiches) und der Anlassfall in der habsburgischen Politik gegenüber Böhmen zu suchen, als in einer allgemeinen Krisenstimmung, ja Kriegserwartung der Bevölkerung, die quellenmäßig auch nur punktuell festgestellt werden kann. Es mag sein, dass der Krieg von „einer breiten öffentlichen Meinung lange erwartet“ wurde, aber „in gewisser Hinsicht [...] herbeigeredet“, wie auf dem Klappentext zu lesen, wurde dieser Krieg wohl kaum. Freilich geht Duchhardt auch auf die Reichspolitik und auf die auslösende Konfessionsproblematik ein, die er anhand mehrerer, eindringlicher und nicht immer allseits bekannter Beispiele veranschaulicht. In diesem Teil, „Das Reich und der Habsburgerstaat“ (S. 102-157) werden die tatsächlichen Ursachen des langen Krieges am besten dargestellt.

Einige kleine Fehler haben sich in das Werk eingeschlichen: So ließen die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian Kardinal Khlesl nicht erst nach dem Tod des Kaisers Matthias inhaftieren (S. 69f.). Das brisante an diesem Staatsstreich vom 20. Juli 1618 war ja, dass der Kaiser noch lebte (Matthias starb am 20. März 1619), als sein wichtigster Politiker und Ratgeber nach Tirol verschleppt wurde. Christian I. von Anhalt-Bernburg, der so wichtige Architekt der Pfälzischen Politik, war auch nicht der „spätere ›tolle Halberstädter“ (S. 78), der ›tolle Halberstädter war Christian der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Allerdings sollen diese Feststellungen den Wert des Buches von Duchhardt keineswegs schmälern. Denn man hat es hier mit einem routiniert geschriebenen und

⁷ Heinz Duchhardt, *Der Weg in die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges. Die Krisendekade 1608–1618*, München – Berlin 2017.

gut zu lesenden, sehr kenntnisreichen Werk zu tun. Eine „geradlinige“ Wegbeschreibung in den Krieg wird man vergeblich suchen. Duchhardt gibt viel mehr einen aufschlussreichen Einblick in mentale zeitgenössische Dispositionen als eine fokussierte und stringente Analyse von Ursachen und Anlassfall des Dreißigjährigen Krieges. Im Schlusswort resümiert der Autor: „Aber dass das europäische Konfliktpotenzial (sic!) massiv in die Politik und die Mentalitäten im Reich hineinspielte, wird man zu den gesicherten historischen Erkenntnissen zählen dürfen – und man wird sogar noch über die Niederlande und Böhmen hinausblicken und festhalten müssen, dass noch aus vielen anderen Regionen dem europäischen Frieden Gefahr drohte.“ (S. 234) Mittels dieses vergleichenden Ansatzes des ausgezeichneten Kenners der Geschichte des Kontinents ist man ohne Zweifel in der Lage den Dreißigjährigen Krieg, den oftmals auch sogenannten *deutschen Krieg*, in einen internationalen Kontext zu stellen und neue komparatistische Perspektiven zur Ursachenforschung zu gewinnen.

Ganz anders gelagert ist die Studie des besten österreichischen Kenners des Dreißigjährigen Krieges Lothar Höbelt⁸, der schon 2008 eine vielbeachtete Biographie zu Ferdinand III.⁹ vorgelegt hat. Die vorliegende Studie versteht sich auch als komplementäre militärhistorische Betrachtung zu seiner Kaiser-Biographie. Höbelt hat dafür Quellenbestände aus österreichischen, deutschen, tschechischen, italienischen und den vatikanischen Archiven, sowie zahlreiche Quelleneditionen und Literatur ausgewertet. Akribisch zeichnet der Wiener Neuzeithistoriker die einzelnen kaiserlichen Operationen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen des Reiches und deren politische und militärstrategische Überlegungen nach ohne sich dabei aber in langwierige Operations- oder Schlachtengeschichte zu verzetteln. Der Zeitrahmen der Untersuchung ist freilich nicht zufällig gewählt. Stellte die Schlacht von Nördlingen 1634 den größten Sieg der Habsburger in der zweiten Hälfte des Krieges dar, so war Jankau eine katastrophale Niederlage für das Kaiserhaus. Die Zeitspanne geht sozusagen vom Triumph bis zur bitteren Niederlage, die jedoch noch hinausgeschoben werden konnte. Der schwedische General Lennart Torstensson konnte nach der Schlacht bis vor Wien vorbrechen, musste sich von dort jedoch wieder zurückziehen. Dennoch: Mit der Niederlage von Jankau, bei der die schwedische Artillerie wieder einmal eine entscheidende Rolle gespielt hat, war der Krieg für die Habsburgische Partei nicht mehr zu gewinnen. Höbelt kommt zum Resümee: „Seit Jankau ging es bloß noch um das Ausmaß der Niederlage, im Wesentlichen um die Behauptung der Erblander.“ (S. 427) Mit der zweiten Schlacht bei Breitenfeld am 2. November 1642, die Erzherzog Leopold Wilhelm und sein militärischer Berater Ottavio Piccolomini gegen Torstensson verlor, zeichnete sich eine Entwicklung ab, die mit Jankau „ratifiziert“ wurde, so Höbelt – der Niedergang der kaiserlichen Macht. Neben wenig beachteten Kriegsschauplätzen und Feldzügen geht Höbelt zudem auf das Verhältnis der „walschen“ und deutschen Generäle sowie auf logistische und finanzielle Rahmenbedingungen im kaiserlichen Heer ein. Damit betrachtet der Autor die

8 Lothar Höbelt, Von Nördlingen bis Jankau. Kaiserliche Strategie und Kriegsführung 1634 – 1645 (= Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums, Bd. 22), Wien 2016.

9 Lothar Höbelt, Ferdinand III. (1608–1657). Friedenskaiser wider Willen, Graz 2008.

militärischen Verhältnisse des kaiserlichen Heeres sehr umfassend. Höbelt analysiert die zweite Hälfte des Dreißigjährigen Krieges in einer bis dato nicht vorgebrachten politischen und militärischen Tiefenschärfe. Zum Abschluss stellt der Autor Strategie und Logistik gegenüber (S. 445–452), da in der Literatur zum Dreißigjährigen Krieg viel über das Pramat der Logistik nachgedacht wurde. Höbelt kommt dabei zu einer differenzierten Schlussfolgerung: Während die Schweden vor allem um den Erhalt der Armee bemüht waren und dabei keine großen strategischen Vorgaben aus Stockholm zu erfüllen hatten, musste die kaiserliche Generalität politische Pläne Wiens umsetzen, die des Öfteren logistisch nicht umsetzbar waren, sogar regelrecht ins Desaster führten. Dieser vom Heeresgeschichtlichen Museum Wien mit zahlreichen gut ausgewählten Abbildungen und übersichtlich gezeichneten Karten vorzüglich aufbereitete Band ist geradezu unabdingbar für das Verständnis der zweiten Hälfte des Krieges.

Der prominente deutsche Politologe Herfried Münkler hat zu diesem Gedenkjahr, wie schon zum Ersten Weltkrieg¹⁰, eine umfassende Überblicksdarstellung vorgelegt.¹¹ Münkler, dessen Forschungsschwerpunkte politische Theorien und die Ideengeschichte sind, ist mit Publikationen zum Dreißigjährigen Krieg noch nicht aufgefallen, sehr wohl hat er politikwissenschaftliche Abhandlungen zum Thema „Krieg“ verfasst und in der Machiavelli- und Renaissance-Forschung beachtliche Ergebnisse für die Geschichtswissenschaften geliefert. Von vielen Medien wurde das Werk Müncklers bereits als neues Standardwerk zum Dreißigjährigen Krieg gelobt (so zum Beispiel von Richard Kämmerlings in *Die Welt* am 25. November 2017) und in den Verkaufslisten avancierte das Buch rasch zum Bestseller. Man durfte also gespannt sein, wie sich der Politologe Münkler dem Thema des Dreißigjährigen Krieges nähert. Und es mag überraschen: Müncklers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges ist eigentlich sehr konventionell ausgefallen. Zwar denkt der Politikwissenschaftler in typisch politologischer Diktion (Sätzen wie „Die Westfälische Ordnung hat Krieg unter anderem dadurch wieder führbar gemacht, dass sie die ineinander verschränkten Kriegstypen voneinander getrennt und den Krieg einer an den Staatsinteressen ausgerichteten Kalkülrationalität unterworfen hat.“ begegnet man öfter, S. 32) gerne in strategischen Sphären und vergisst in seinen politischen Narrativen keineswegs optionale Wege aufzuzeigen, thematisch jedoch bleibt er auf eingefahrenen Wegen. Er stützt sich viel mehr auf ältere Standardwerke zum Dreißigjährigen Krieg wie Moriz Ritters „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges“ aus dem Jahre 1908 und Anton Gindelys dreibändige „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ aus den Jahren von 1882 bis 1884 und weniger auf die rezente Literatur, die er in gewissen Bereichen vernachlässigt. Das umfangreiche Werk von Peter H. Wilson erwähnt der Berliner Politologe beispielsweise nicht. Und Cicely Veronica Wedgwoods Buch aus dem Jahr 1938 als „die letzte große Darstellung“ (wenn auch als „zugespitzt“ apostrophiert) zu bezeichnen ist mehr als unzutreffend.

10 Herfried Münkler, *Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918*, Berlin 2014.

11 Herfried Münkler, *Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648*, Berlin 2017.

(S. 36) So haben wir es bei Münkler mit einer durchwegs ereignisgeschichtlichen, zumindest bis ins Jahr 1635 auch detailverliebten Erzählung mit einigen Exkursen in die Kulturwissenschaften zu tun. So widmet Münkler zwei Unterkapitel der Kunst des Krieges („Das Eigenleben des Krieges und seine Bilder“, S. 635-644, und „Die große Klage: Unglückbewältigung in Literatur und bildender Kunst“, S. 679-710), in dem er verschiedene zeitgenössische Gemälde in Hinblick auf die ambivalente Sichtweise des Krieges, auf die Entfesselung und die Eigendynamik des Krieges auf gekonnte Weise interpretiert. Dass Münkler ausgiebiger auf die Literatur des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts zurückgegriffen hat, lässt auch so manche Vorkommnisse, die in der neuen Literatur oft nur am Rande erwähnt werden, wieder zu Tage kommen. So erfahren wir recht ausführlich über die Hintergründe des konfessionellen Streits in Donauwörth (1606/7), der ja viel zur Vergiftung des konfessionspolitischen Klimas im Reich beigetragen hat, und über die Politik des Kardinals Melchior Khlesl, die oft in Überblickswerken nur kryptisch erwähnt wird. Auch sind Münklers Schlachtenberichte recht umfassend und – größtenteils – zutreffend ausgefallen. Der Politikwissenschaftler besitzt zudem das Gespür, neue Zusammenhänge zu thematisieren und originelle Schlussfolgerungen zu ziehen. Er sieht den Krieg als Verfassungskonflikt, Religionskrieg, Bürgerkrieg und europäischen Hegemonialkrieg. Mit dieser multikausalen Interpretation des Krieges liegt Münkler freilich nicht falsch, zudem setzt er sich damit über immer noch anhaltende Diskussionen hinweg, die den Krieg entweder als „Konfessionskrieg“ (Axel Gotthard) oder als „Staatsbildungskrieg“ (Johannes Burkhardt) sehen. Anuschka Tischer schrieb hier treffend in einer Kriegstypenanalyse: „Dieser Krieg lässt sich aufgrund der Vielfalt der Gegner, ihrer realen Motive und ihrer vorgetragenen Gründe weder vom Kriegsgrund noch von der Kriegsursache her auf nur einen Kriegstyp reduzieren.“¹²

Das sind also die positiven Aspekte in Münklers Arbeit. Ein schwerer Mangel des Buches allerdings ist, dass es – wie ältere Überblicksdarstellungen über diese Epoche – die zweite Hälfte des Krieges nur sehr oberflächlich und unvollständig darstellt. Gerade zur zweiten Hälfte des Krieges, zu den Operationen und politischen Implikationen, wurde in den letzten 20 Jahren viel an Forschungsarbeit geleistet. Wurden in früheren Werken die politischen Schachzüge und militärischen Operationen ab dem Tod Albrechts von Wallenstein sträflich vernachlässigt, so gingen gerade die beiden wegweisenden Überblickswerke von Christoph Kampmann und Peter H. Wilson besonders auf die Jahre ab 1634/35 ein. Münkler widmet diesen Jahren ungleich weniger Raum, womit die zweite Hälfte disproportional unterbelichtet bleibt. Und auch die Geschichte des Westfälischen Friedens wird bei ihm nicht besonders differenziert und thematisch vielfältig abgehandelt. Hier hat die Forschung zur neuen Diplomatiegeschichte in den letzten 15 Jahren ebenfalls viele neue Ansätze und Themen herausgearbeitet. Freilich, das Wesentliche weiß Münkler über den Friedensschluss zu berichten und er geht auch kurz auf die prägenden Präzedenzstreitigkeiten zwischen

12 Anuschka Tischer, Kriegstyp „Dreißigjähriger Krieg“? Ein Krieg und seine unterschiedlichen Typologisierungen von 1618 bis zur Gegenwart, in: Maria-Elisabeth Brunert/Maximilian Lanzinner (Hg.), Diplomatie, Medien, Rezeption. Aus der editorischen Arbeit an den *Acta Pacis Westphalicae* (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte Band 32), Münster 2010, 1.

den Delegationen ein, über die Verhandlungen selber kann jedoch auch in einem Überblickswerk zum Krieg wesentlich mehr gesagt werden. Stattdessen versucht sich der Politikwissenschaftler Münkler in einer „modelltheoretischen Betrachtung“ und tritt gegen eine Historisierung des Dreißigjährigen Krieges auf. Er entwirft anhand dieses Krieges eine „Analysefolie“ für die Krisen und Kriege in der arabischen Welt und in Afrika von heute. Das vorletzte Kapitel ist betitelt mit „Die Kriege im Vorderen Orient und in Nordafrika als neuer Dreißigjähriger Krieg“. „Nach dem Grundsatz einer ‘Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen’ könnte man schlussfolgern, die Kriege im Vorderen Orient und in der Sahelzone seien Ereignisse, in denen nachgeholt werde, was in Europa vor vier Jahrhunderten stattgefunden habe“, so der Autor im Schlusskapitel (S. 842) – aussagekräftig betitelt mit „Strukturanalogenien“. So interessant das Ziehen solcher Analogien aus der Vergangenheit ist und einige Gedanken dazu auch zutreffend sein mögen, die Ergebnisse bleiben meist oberflächlich und bei genauerer Betrachtung hinken die Vergleiche nicht nur, sie sind oft schlicht historisch nicht haltbar, sodass doch wieder die Unterschiede über den Gemeinsamkeiten stehen und lediglich kleinste gemeinsame Nenner übrig bleiben. Allerdings kann sich die Geschichtswissenschaft solch komparatistischen Annäherungen nicht gänzlich entziehen. Denn gerade die Geschichtswissenschaft, die freilich forschungspolitisch unter einem gewissen Legitimationsdruck steht, führt als eines der Argumente für ihr Bestehen an, dass man durch Kenntnisse der historischen Abläufe die Gegenwart besser versteht. HistorikerInnen sind also gut beraten, solche Argumente ernsthaft zu diskutieren.

Was bleibt als Fazit festzustellen? Bei Münklers Werk zum Dreißigjährigen Krieg haben wir es ohne Zweifel mit einem routiniert geschriebenen Buch zu tun, das im Großen und Ganzen zuverlässige Informationen liefert. Aufgrund der Tatsache, dass sich Münkler zum Teil nicht auf der Höhe der Forschung befindet, somit thematisch Lücken aufweist, und da er die zweite Hälfte des Krieges vernachlässigt, kann man wohl kaum von einem neuen Standardwerk zum Dreißigjährigen Krieg sprechen. Lesenswert ist es allemal.

Die zweite umfangreiche Überblicksdarstellung stammt von Georg Schmidt¹³, emeritierter Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Jena, der bereits vor über 20 Jahren ein Bändchen in der Reihe C.H. Beck Wissen zum Dreißigjährigen Krieg geschrieben hat¹⁴, das mittlerweile bereits in der 9. Auflage erschienen ist. Vor allem seine Geschichte des Alten Reiches¹⁵, in dem er das Heilige Römische Reich deutscher Nation als „komplementären Reichs-Staat“ interpretierte, sorgte für akademischen Diskussionsstoff. Diese Verfassungskonzeption zum Reich spielt ebenso in seiner großen Geschichte zum Dreißigjährigen Krieg zur Analyse der verfassungsmäßigen Veränderungen in dieser Epoche eine Rolle.

13 Georg Schmidt, *Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, München 2018.

14 Georg Schmidt, *Der Dreißigjährige Krieg* (= C.H. Beck Wissen 2005), München 1. Auflage 1995.

15 Georg Schmidt, *Geschichte des Alten Reiches. Staat und Nation in der Frühen Neuzeit 1495–1806*, München 1999.

„Die vorliegende Darstellung schildert die militärischen, sozioökonomischen und mentalen Dispositionen der Akteure und Betroffenen. Die traditionelle Charakterisierung des Dreißigjährigen Krieges als deutscher oder europäischer Glaubens-, Freiheits-, Wirtschafts- und Mächtekrieg werden nicht zurückgewiesen. Das Tableau wird jedoch um vier Beobachtungen erweitert: erstens die zeitgenössische Frage nach Gottes Wille und Strafgericht, zweitens die unbändige Angst, drittens den Kampf um die Freiheit und viertens den Zufall und das Rad der Fortuna“,

verspricht der Autor in seinem Prolog. (S. 22f.) Mit dieser Erweiterung der Palette an Interpretationsmustern darf man wirklich gespannt sein.

Schmidt holt in der Vorgeschichte zum Krieg weit aus. Er geht im ersten Teil auf die humanistischen Grundlagen Europas, auf den reformatorischen Umbruch, auf das Schlagwort der „*deutschen libertät*“, auf die Türkenangst, auf die Konfessionalisierung, auf Frankreich und die Niederlande, auch auf die kleine Eiszeit, auf den Hexenwahn, den Religionsfrieden, auf den Reichs-Staat, den habsburgischen Bruderzwist, auf die Konfrontation und Kompositionspolitik im Reich, auf Meinungen und Inszenierungen, auf Friedensappelle und auf das europäische Staatengefüge ein. All das serviert Schmidt auf über 120 Seiten in gut portionierten Kapiteln und auf äußerst kenntnisreiche Weise, bei der er es versteht, die richtige Balance von Detailwissen und Überblick zu wahren.

Der Dreißigjährige Krieg ist für Schmidt kein Konfessionskrieg: „Es gehört zu den Paradoxien des Dreißigjährigen Krieges, dass er von Anfang an kein Glaubenskrieg war, aber als solcher inszeniert wurde, um Unterstützung zu finden. Die Konfession als Kriegsgrund versprach mehr als alle anderen Motive Solidarität, weil sie das binäre Freund-Feind-Schema bediente“, lässt uns Schmidt auf Seite 155 wissen. Wurde die Religion also nur als Kriegsgrund instrumentalisiert? Kriegsgrund „Religion“ als Inszenierung für das Volk, um einen Waffengang zu rechtfertigen und am Leben zu erhalten? Dienten die konfessionellen Motive tatsächlich nur dazu, „die politischen Interessen der Dynasten und Staaten zu bemänteln, zu legitimieren und zu popularisieren“. (S. 151) Schmidt ist freilich nicht der Erste, der den Dreißigjährigen Krieg nicht als Konfessionskrieg sieht oder die Rolle des Konfliktmotivs „Konfession“ zumindest relativiert. Dass die „frommen“ Männer des Krieges, wie zum Beispiel Ferdinand II. und Maximilian I., um nur diese beiden auf katholischer Seite zu nennen, den Glauben vorschoben, um einen Krieg zu inszenieren, ist jedoch schwer vorstellbar. Im Übrigen schreibt Schmidt gerade über diese beiden: „Maximilian schloss sich seiner Meinung an, weil er wie der Kaiser überzeugt war, einen Heiligen Krieg zu führen, der den Katholiken die Übermacht im Reich bringen werde.“ (S. 384) Natürlich hat die moderne Forschung schon längst die politischen Motive des Krieges bzw. der Akteure erkannt, und freilich haben die konfessionellen Gräben im Reich viel mit politischen Fragen, Verfassungsfragen und territorialen Besitzständen zu tun. Auch führte Spanien wie Frankreich alles andere als einen Ketzerkrieg im Reich. Aber Vorgänge wie in Donauwörth im Reich oder in Braunau und Klostergrab in Böhmen waren zutiefst konfessionell motiviert wie auch die Reaktionen der Obrigkeit auf diese Vorgänge konfessionell motiviert waren. Abgesehen davon,

dass sich monokausale Erklärungsversuche in der Ursachenforschung bei Konflikten meistens verbieten, wie zuvor schon ausgeführt, haben doch die quellenmäßig stark abgesicherten Forschungen von Axel Gotthard in den letzten zwanzig Jahren überzeugend dargelegt, dass die Kriegsursache „Religion und Konfession“ stark gewichtet werden muss.¹⁶ Der Dreißigjährige Krieg ist nach Meinung des Rezessenten, so wie es etliche HistorikerInnen seit langer Zeit sehen, auf jeden Fall (auch) als Konfessionskrieg bzw. als Glaubenskrieg zu bezeichnen.

Dem Hauptteil des Buches widmet Schmidt natürlich der Darstellung des Krieges selbst, wobei er den politischen Aspekten wesentlich mehr Platz einräumt als den militärischen und der ersten Hälfte des Krieges weit mehr als der zweiten Hälfte, bei der militärische Ereignisse wie Feldzüge, Schlachten und Belagerungen oft nur flüchtig dargestellt werden. Die partielle Eroberung Prags durch Königsmarck im Juli 1648 zum Beispiel wird mit einem Absatz erwähnt. (S. 607) Dabei war dieses Kommandounternehmen des deutschen Söldners im Dienste Schwedens der letzte Tiefschlag, der die Habsburger zum Friedensschluss zwang.¹⁷ Gerne zitiert der Autor aus der Reichspublizistik, aus Flugblättern und Flugschriften. In der Darstellung der Reichsverfassung liegt auch der Forschungsschwerpunkt und die wahre Stärke in Schmidts Werk. Die Friedensverhandlungen schildert Schmidt unter vielerlei Aspekten, die unlängst von der modernen Forschung herausgearbeitet wurden. Und zudem bietet er eine übersichtliche Bilanz des Krieges: Hier werden die Opfer, die Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Geld, Fürstenstaaten und Reichs-Staat, die Deutsche Nation, Schule und Wissenschaft, Architektur und Kunst, Literatur und Musik, Konfessionsfragen sowie die Friedensfeiern thematisiert. Anhand dieser Bilanz lässt sich das wahre Ausmaß des Krieges erkennen.

Das Buch von Georg Schmidt lädt ohne Zweifel zur Diskussion über Kriegsursachen, Motivlagen und Interpretationsmuster des Dreißigjährigen Krieges ein. War es tatsächlich kein Religions- oder besser gesagt Konfessionskrieg? Müssen wir den Krieg wiederum mehr als *deutschen* Krieg und nicht als internationales Konflikt sehen? Auf alle Fälle ist Schmidts Werk eine äußerst kenntnisreiche, thematisch vielfältige, anspruchsvoll zu lesende, moderne Überblicksdarstellung zum Krieg, die sowohl historisch Interessierten als auch FachhistorikerInnen empfohlen werden kann.

Auch der emeritierte Augsburger Universitätsprofessor Johannes Burkhardt, der im Jahre 1992 ein neues und viel beachtetes Interpretationsmodell zum Dreißigjährigen Krieg vorgeschlagen hat¹⁸, hat zum Gedenkjahr eine knapper gehaltene Darstellung

16 Zu Gotthards Thesen, die in zahlreichen Aufsätzen erschienen sind, vgl. jüngst nur Axel Gotthard, Die Ursachen des Dreißigjährigen Krieges, in: Robert Rebitsch (Hg.), 1618 – Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Wien – Köln – Weimar 2017, 47–76.

17 Vgl. dazu neuerdings Robert Rebitsch/Jenny Öhman/Jan Kilián, 1648 – Kriegsführung und Friedensverhandlungen. Prag und das Ende des Dreißigjährigen Krieges, Innsbruck 2018.

18 Johannes Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg (= Edition Suhrkamp. es 1542; NF 542), Frankfurt am Main 1992. Das Modell des Dreißigjährigen Krieges als Staatsbildungskrieg wurde vor allem von Axel Gotthard in einigen seiner Aufsätze sehr kontroversiell diskutiert. Vgl. dazu nur Gotthard, Der Dreißigjährige Krieg, 292–295.

vorgelegt.¹⁹ Nicht so ausführlich wie Münkler und Schmidt fokussiert Burkhardt auf die Friedensideen und Friedensbemühungen im Krieg sowie auf seine These des Staatsbildungskrieges: „Als Religionskrieg überliefert und zum Teil weiter so gesehen, ist er zugleich und noch mehr als europäischer Staatsbildungskrieg zu sehen und zeitweise als deutscher Verfassungskrieg Bedeutung erlangt.“ (S. 11) Unter Staatsbildungskrieg versteht Burkhardt, dass „[...] es nicht die Staatenorganisation an sich, sondern gerade ihre Unfertigkeit und Unvollkommenheit war, die in dem noch unabgeschlossenen Staatsbildungsprozess kriegstreibend wirkte“²⁰. Ein wenig später zieht Burkhardt die Typologie des Religionskrieges für den Dreißigjährigen Krieg stark in Zweifel, hier Schmidt nicht unähnlich (S. 69-81). Das Beispiel Böhmen mit seiner *Confoederatio Bohemica* von 1619 zur Abspaltung der fünf Kronländer Böhmens von der habsburgischen Staatsmacht, das als ein eigenes ständisch-föderatives Verfassungswerk gilt, kann natürlich als Interpretationsmodell der Staatsbildung gesehen werden. Nur darf dabei nicht vergessen werden, dass die beiden Fälle von Braunau/Broumov und Klostergrab/Hrob, in denen ein protestantischer Kirchenbau verhindert werden sollte, sehr wohl konfessionell und konfessionspolitisch motiviert waren.²¹ Das strikte Vorgehen der geistlichen Grundherren gegen den dortigen protestantischen Kirchenbau veranlassten einen radikalen Kern der Ständeversammlung in Prag letztendlich zum Aufstand. Mit der *Confoederatio* galt es dann in Folge sowohl die Macht der Stände als auch die Freiheit der evangelischen Religion verfassungsmäßig zu verankern.

Noch ausführlicher als seine schon früher dargelegte These stellt Burkhardt die während des ganzen Krieges immer wieder aufkommenden Friedensbemühungen in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. „Der Krieg der Kriege bietet in der Tat eine einzigartige Erkenntnischance, die hier umfassend genutzt werden soll: für eine Neuvermessung des Friedensproblems. Denn gerade die monströse Länge und der erschreckende Umfang des Kriegsschauplatzes hinterließen auch das wohl größte Untersuchungsfeld für die Kriegsursachenforschung.“ (S. 11) Schon vor dem Krieg, so Burkhardt, bemühten sich der Reichspfennigmeister Zacharias Geizkofler und der Direktor des kaiserlichen Geheimen Rates Melchior Khlesl, den er äußerst positiv bewertet, um einen Ausgleich zwischen den Konfessionen. Geizkofler starb natürlich schon vor Kriegsbeginn, Khlesl, in den Erbländen ein restriktiver Gegenreformator, war der Mehrheit der Protestanten suspekt und bei den Katholiken zum Teil verhasst, also alles andere als der geeignete Kompromissfinder. Wenn der Dreißigjährige Krieg aber kein Religionskrieg war, seine Ursachen also nicht in konfessionellen Gründen wurzelten, und wenn „dieses rechtlich befriedete und reichspolitisch mit einem übergeordneten pazifizierenden Wertesystem ausgestattete überkonfessionelle Reich“ schon befriedet war, wozu brauchte es dann noch diese Kompositionspolitiker kurz vor Ausbruch des Krieges, könnte man polemisch fragen?

19 Johannes Burkhardt, *Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, Stuttgart 2018.

20 Johannes Burkhardt, *Der mehr als Dreißigjährige Krieg – Theorie des Staatsbildungskrieges*, in: Thomas Jäger/ Rasmus Beckmann (Hg.), *Handbuch der Kriegstheorien*, Wiesbaden 2011, 335–349, Zitat in der Zusammenfassung: https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-531-93299-6_27 (Zugriff: 14.8.2018)

21 Vgl. dazu Jan Kilián, *Religiös-politische Unruhen in Böhmen und der (dritte) Prager Fenstersturz*, in: Rebitsch (Hg.), 1618, 149–168.

Des Weiteren beleuchtet der Neuzeithistoriker die Friedensbemühungen Sachsen zu Beginn des Krieges, den Lübecker Frieden von 1629, den Frieden von Prag im Jahr 1635, natürlich die Verhandlungen in Westfalen, um zum Schluss etwas langatmig auf die „Baustellen einer europäischen Friedenskultur“ zu kommen, in dem der Westfälische Friede als Modell der europäischen Friedensschlüsse vorgestellt wird.

Von seiner Konzeption her ist diese Studie kein Buch für Einsteiger. Man bekommt weder ereignishistorisch noch chronologisch einen stringenten Überblick geboten. Mit dem groben Ablauf und mit prominenten Akteuren des Krieges sollte man halbwegs vertraut sein, um die Argumentationen Burkhardts nachvollziehen zu können. Informativ ist das Eingangskapitel, in dem der Autor die „Geographie des Schreckens“, die Todesursachen, die „Lebensrisiken der Vergessenen“, also Kinder, Frauen und Soldaten, vorstellt. Nach dem Einstieg wirkt das Buch ein wenig unsortiert. Ob man Wallenstein in seinen Pazifizierungsbemühungen einen Plan B („für einen Frieden ohne den Kaiser oder im äußersten Notfall gegen ihn“, S. 174) unterstellen kann, ist mehr als fragwürdig. Wallenstein unternahm die Friedensgespräche mit dem kursächsischen Generalleutnant Arnim von Beginn seines zweiten Generalats an im Auftrag des Kaiserhofes, wie aus den Quellen leicht bewiesen werden kann. Wallenstein war nicht der Initiator der Friedensbemühungen zu Beginn der dreißiger Jahre, sondern ein Teil davon.²² Ob der „Gotizismus“ (S. 146–153) tatsächlich ein zentrales Element für Gustav Adolf war, um in den Krieg einzugreifen, darf ebenso kritisch hinterfragt werden. Es ist unbestritten, dass sich der Schwedenkönig in seiner heroischen Selbstauffassung in der Tradition gotischer Helden und Reichsgründer sah, aber sein „Reichsprojekt“ war wohl hauptsächlich machtpolitisch motiviert, sprich Sicherung des Ostseeraumes auch an der norddeutschen Küste.

Burkhardt – und das ist der eigentlich innovative und hervorzuhebende Ansatz in diesem Buch – stellt all diese oben kurz angedeuteten Friedensinitiativen, von denen man andernorts weniger liest, vor.²³ Sein essayistisch geschriebenes Buch ist hinsichtlich seiner Schwerpunktsetzung eine anregende Lektüre zur Diskussion über Friedensinitiativen und Friedensschlüsse, keinesfalls jedoch ein klassisches Überblickswerk zum Dreißigjährigen Krieg.

Der Berliner Frühneuzeithistoriker Andreas Bähr²⁴ betrachtet nicht die große Politik oder die verwinkelten militärischen Schachzüge des Dreißigjährigen Krieges. Sein Hauptdarsteller ist unter anderem ein Komet, nämlich jener Komet, der im November 1618 über dem Heiligen Römischen Reich erschien (mit wissenschaftlicher Bezeichnung heute: C/1618 WI). Diese Himmelserscheinung sorgte allerorts für

22 Siehe dazu nun Robert Rebitsch, Wallenstein als Politiker und Diplomat, in: Birgit Emich/Dirk Niefanger/Doninik Sauerer/Georg Seiderer (Hg.), Wallenstein. Mensch – Mythos – Memoria (= Historische Forschungen, Band 117), Berlin 2018, 220–247.

23 Allerdings hat bereits Herbert Langer, Frieden und Friedensverträge im Dreißigjährigen Krieg, in: Osnabrücker Mitteilungen 96 (1991), 83–100 in einem eher selten zitierten Aufsatz die Friedensbemühungen im Krieg komprimiert beleuchtet.

24 Andreas Bähr, Der grausame Komet. Himmelszeichen und Weltgeschehen im Dreißigjährigen Krieg, Reinbek 2017.

Aufsehen. Ein halbes Jahr nach dem Prager Fenstersturz kündete nun dieser Komet von einer unheilvollen Zukunft, die Menschen betrachteten ihn als Warnung, Mahnung und Drohung. Freilich brachten die Zeitgenossen das Erscheinen des Kometen mit dem gerade beginnenden Krieg in Zusammenhang. Der Komet bekam geradezu heilsgeschichtliche Bedeutung. Es geht in diesem Buch also um Sinnstiftung und Weltsicht der Zeitgenossen, die diese Himmelserscheinung wahrnahmen. Bähr hat dazu zeitgenössische Chroniken, Tagebücher und Korrespondenzen konsultiert, in denen der Komet und andere Zeichen ihre Spuren hinterlassen haben. Der Komet des Dreißigjährigen Krieges wurde noch bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges rezipiert, so kam er bei Friedrich Schiller und auch im Werk Ricarda Huchs vor. 1914 erschien dann ein anderer unheilvoller Himmelsbote vor einem großen Konflikt. Das nächste Prodigium im Dreißigjährigen Krieg kam in Form eines für die Zeitgenossen schauerlich leuchtenden Polarlichts, das wiederum Unheilvolles verkündete. Ein Jahr später brannte Magdeburg, das im Zuge der Eroberung durch Tillys Truppen in Flammen aufging. In etwa 20.000 Menschen kamen dabei ums Leben. Für die Chronisten in der Retrospektive war klar, dass die Menschen die Drohung Gottes nicht verstanden und keine Sühne geleistet hatten. Im Kapitel „Visionen“ geht es um einen Traum des Jesuitenpäters und Universalgelehrten Athanasius Kircher, der die schwedische Eroberung Würzburgs vorausgesehen hatte.

Nach den ausführlichen Kapiteln über den Kometen, über Polarlichter und andere Erscheinungen, hat Bähr noch kurze Lebensläufe der wichtigsten Chronisten für seine Thematik wie Sebastian Bürger, Augustin Güntzer, Volkmar Happe, Hans Heberle oder eben auch den aus Kehlmanns Roman bekannten Kircher beigegeben. Zudem gibt es eine Zeittafel mit den Daten der Prodigien und der politischen Ereignisse, sowie eine kurze astrophysikalische Erklärung, was Kometen überhaupt sind (eine durchaus begrüßenswerte Information, bedenkt man, dass es im Buch um die zeitgenössischen Vorstellungen von Kometen geht). Ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein Personenregister runden das Buch ab. Mit den zeitgenössischen Ego-Dokumenten gibt uns Andreas Bähr nicht nur einen mentalitätshistorischen Einblick über Prodigienglaube in der Frühen Neuzeit (wie schon durch die verdienstvollen Forschungen von Benigna von Krusenstjern angestoßen). Bähr hat auch ein Buch über Wissenschaftsdiskurse auf unterer Ebene zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, über Reisen im Zeitalter des Krieges, über die Rezeptionsgeschichte des vielbeachteten Kometen, über die Allegorie der Grausamkeiten im Krieg, über Flucht und Visionen und vor allem über die Angst der Menschen geschrieben. Dieses gut lesbare Buch ist deshalb ein willkommener und anregender Beitrag zur Epoche des Dreißigjährigen Krieges aus einer anderen Perspektive.

Der bereits oben erwähnte englische Historiker Peter H. Wilson, der aktuell wohl beste Kenner des Krieges aus dem angelsächsischen Raum, publizierte 2018 eine Studie zur Schlacht von Lützen.²⁵ Lützen ist insofern bemerkenswert, da es bei weitem nicht die größte Schlacht des Krieges war und auch keine politische oder militärische Entscheidung brachte. Eigentlich manövrierten sich sowohl die Kaiserlichen

25 Peter H. Wilson, Great Battles: Lützen, Oxford 2018.

wie auch die Schweden mit den verbündeten Sachsen vorerst in eine strategische Sackgasse. Die Schlacht erlangte aus anderen Gründen eine herausragende Bedeutung: Der „Löwe aus Mitternacht“, in der Propaganda als Retter der Protestanten Deutschlands gefeiert, musste bei Lützen sein Leben lassen. Das Duell des Jahres 1632 zwischen Gustav Adolf und Wallenstein fand damit sein Ende.

In bester englischer Tradition analysiert Wilson dabei nicht nur die Schlacht selbst, sondern widmet einen Teil seiner Publikation allgemein dem Dreißigjährigen Krieg und der Vorgeschichte von Lützen, ein weitaus größerer Teil jedoch befasst sich mit dem Nachleben, der Legendenbildung und dem Mythos von Lützen. So umfassen die beiden Kapitel „Military Legacy“, in dem ein Resümee der Schlacht gezogen wird, und „Political and Cultural Legacy“, in dem ausführlich über die deutsche und vor allem schwedische Kriegsmemoria, aber auch über den Erinnerungsort berichtet wird, über 90 Seiten. Damit fällt die Schilderung über Nachwirkung und Mythenbildung um einiges länger aus als die Analyse der Schlacht selbst.

Über die Schlacht selber wurde schon viel geschrieben. Es ist geradezu ein Qualitätsmerkmal Wilsons, dass er selbst die wenig bekannte deutschsprachige Literatur kennt und verwertet. Zudem greift der Historiker auf die neuesten Erkenntnisse der Schlachtfeldarchäologie zurück, die in den letzten Jahren durch die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden in der Lage war, Abläufe präzise zu rekonstruieren. Wilson betrachtet oft tradierte Erzählungen über die fortschrittliche Taktik der Schweden und ähnliche Topoi quellenmäßig gut fundiert und kritisch: „Nor did Lützen mark a shift to a more modern form of warfare as claimed by proponents of the Military Revolution thesis. Most of the tactical innovations employed by Gustavus were abandoned soon after his death, such as the Swedish brigade in checkerboard deployment, or the practice of interlarding musketeer detachments between cavalry squadrons“, konstatiert Wilson zum Schluss seiner Betrachtungen. (S. 180) Der Autor zeigt dabei, wie Wallenstein von der Niederlage Tillys bei Breitenfeld gelernt hat und seine Taktik ebenfalls modifizierte, wobei er sich auch auf die gefährlichen Flankenangriffe der Schweden vorzubereiten wusste. Gustav Adolf erkannte hingegen schnell, dass der Generalissimus bei weitem nicht alle Truppen bei sich hatte. Gegen Ende des Tages nahm Wallenstein seine Armada vom Schlachtfeld und zog sich geordnet zurück.

Der Band wird informativ durch eine Auflistung der kaiserlichen und schwedischen Truppen, durch ein vorzügliches Literaturverzeichnis und ein ausführliches Register abgerundet. Der in Oxford lehrende Wilson führt mit diesem Band vor, wie moderne Schlachtendarstellungen, die immer mehr auch von deutschsprachigen Historikern verfasst werden, aussehen können.

Zu diesen ausführlich besprochenen Werken seien noch kurz weitere Neuerscheinungen über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges erwähnt: Volker Meid²⁶, ehemaliger Professor für deutsche Literatur an der University of Massachusetts, in Freiburg sowie Bielefeld und Spezialist für deutsche Barockliteratur, hat aus literaturwissenschaftlicher Perspektive Gedichte, Flugblätter, Kampfschriften, Tagebücher, Briefe,

26 Volker Meid, *Der Dreißigjährige Krieg in der deutschen Barockliteratur*, Stuttgart 2017.

Chroniken und Romane aus der Epoche des Dreißigjährigen Krieges analysiert. Diese literarischen Erzeugnisse sind freilich auch wertvolle Quellen für uns Historiker, spiegeln sich in ihnen doch das Alltagsleben und sehr unterschiedliche Erfahrungswelten sowie die medialen Auseinandersetzungen der damaligen Zeit wider, womit diese Texte auch höchst politische Texte sind. Eine profunde literaturwissenschaftliche Studie zur Barockliteratur ist daher zum Verständnis dieser Quellengattungen essentiell. In seiner Einleitung kommt Meid auf folgenden Befund:

„Es ist ein Paradox: Die schreckliche Zeit des Dreißigjährigen Krieges war zugleich eine Zeit der kulturellen und literarischen Aufbruchsstimmung, als wolle man die reale politische Ohnmacht des territorial zersplitterten, konfessionell gespaltenen und durch in- und ausländische Söldnertruppen verheerten Landes durch ein patriotisches Kulturprogramm kompensieren.“ (S. 10)

Anhand repräsentativer Textstellen führt der Literaturwissenschaftler Meid anschaulich und profund in die Thematik der deutschen Barockliteratur ein. Sehr wertvoll sind zudem die Kurzbiographien der Autoren des 17. Jahrhunderts im Anhang seines Buches. (S. 236–256)

Eine bemerkenswerte Publikation hat Detlev Pleiss mit seiner Dissertation „Bodenständige Bevölkerung und Fremdes Kriegsvolk. Finnen in deutschen Quartieren 1630–1650“ im Jahr 2017 vorgelegt.²⁷ Seine Publikation ist gleichsam der Abschluss von 30 (!) Jahren Forschung über dieses Thema. Die Dissertation umfasst 482 Seiten, zudem sind vier ausführliche Fallstudien beigegeben. Detlev Pleiss besuchte 345 (!) Archive in Deutschland und Skandinavien und wertete umfassend gedruckte Quellen (Flugblätter, Flugschriften, Zeitungen, Lieder, Leichenpredigten, Tagebücher, Memoiren und Chroniken) und Literatur aus. Vergleichend mit anderen Truppenkontingenten konnte er feststellen, dass die als gefürchtet geltenden Finnen ihren in der Literatur oft tradierten Ruf „als grausam exotische Völker“ (ähnlich den Kroaten in der kaiserlichen Armee²⁸) zu Unrecht „genießen“. Das Gegenteil war der Fall: In Summe waren die Finnen oft disziplinierter als der Rest der schwedischen Armee, das heißt, dass die „langfristig einquartierten finnischen Einheiten weniger Kosten und Konflikte verursachten als alle anderen Truppen“. (S. 334) Die mikrohistorische Perspektive zeigt darüber hinaus ein vielfältiges Bild des Zusammenlebens zwischen Wirten und einquartierten Soldaten. Die persönliche Wahrnehmung der deutschen Bevölkerung differierte freilich häufig mit der verbreiteten Propaganda über die finnischen Soldaten (über diese „wunderseltzamen Völker“ aus dem Norden). So ist diese Dissertation nicht nur eine Abhandlung über Einquartierungen im Dreißigjährigen Krieg, über das zivil-militärische Verhältnis in einer Zeit geprägt von Gewalt, sondern

27 Detlev Pleiss, Bodenständige Bevölkerung und Fremdes Kriegsvolk. Finnen in deutschen Quartieren 1630–1650, Åbo 2017. Siehe dazu auch den Selbstbericht von Detlev Pleiss in diesem Band.

28 Auch zu den Kroaten gibt es neue Forschungen im deutschsprachigen Raum: Michael Weise, Grausame Opfer? Kroatische Söldner und ihre unterschiedlichen Rollen im Dreißigjährigen Krieg, in: Philipp Batelka/Michael Weise/Stephanie Zehnle (Hg.), Zwischen Tätern und Opfern. Gewaltbeziehungen und Gewaltgemeinschaften, Göttingen 2017, 127–148.

auch eine wertvolle Studie über die Perzeption des vermeintlich Fremden. Insbesondere gibt sie uns Einblick in die Wahrnehmung der Finnen im Reich, deren Anteil zu Beginn des Krieges in der schwedischen Armee (ohne deutsche Söldner) wohl ein Drittel ausgemacht haben, am Ende des Krieges stammte bereits die Hälfte der schwedischen Nationalvölker aus den finnischen Reichsgebieten. Die Finnen stellten somit verglichen zur Bevölkerungsanzahl überproportional viele Soldaten für die königliche Armee in Deutschland. (S. 5) Pleiss erweitert mit seiner Dissertation und seinen Fallstudien unser Wissen über ein intensiv in den Krieg involviertes Volk, das in der deutschsprachigen Forschung nur nebenbei Erwähnung findet, beträchtlich.

Eine weitere rezente Dissertation zum Dreißigjährigen Krieg hat Fabian Schulze verfasst. Schulzes an der Universität Augsburg angenommene Dissertation hat das Agieren der Reichskreise, die eigentlich als exekutive Instanzen zwischen Reichs- und Landesgewalt im Reichsverfassungssystem geschaffen wurden, zum Thema.²⁹ Während das Reich auf der obersten Ebene, Reichstag und Reichsjustiz, durch die kriegerischen Auseinandersetzungen paralysiert war (wie auch Axel Gotthard in mehreren Aufsätzen gezeigt hat³⁰), fungierte die Ebene darunter, die Reichskreise, in finanzi- und bündnispolitischer Hinsicht noch, so Schulze in seiner umfassenden und quellennahen Studie. Sie fungierten – zumindest zeitweise in verschiedenen Aktionsbereichen – sozusagen als regionale Substitute eines Reichstags. Die verschiedenen Reichskreise leisteten nicht unbedeutliche finanzielle Beiträge für die kaiserliche Kriegsführung und machten dies von verschiedenen Bedingungen abhängig. Freilich kam der Kaiser den Forderungen der Reichskreise nicht in jedem Punkt nach. Mit Wallenstein änderte sich vieles in der kaiserlichen Kriegsführung und Kriegsfinanzierung. Der Herzog von Friedland – und das ist ein bisher in diesem Kontext wenig beachteter Aspekt – eliminierte mit seinen Zwangskontributionen geradezu das Reichsfinanzsystem. Diese von den Reichsständen als besorgnisregend eingestuften Kontributionen waren mitunter ein Grund für die Entlassung des Oberbefehlshabers der kaiserlichen Armee. Nicht ohne die Zusicherung einer „auf Reichskreisbewilligungen fußenden Gegenfinanzierung“ (S. 550) ging Ferdinand II. auf diese für ihn mehr als unangenehme Forderung der Reichsfürsten ein.

Ein zweiter wichtiger Aspekt ist die Bündnispolitik der Reichskreise. Schulze nennt hier den Niedersächsischen Reichskreis, der 1625 mit König Christian IV. von Dänemark als Kreisobristen den katholischen Truppen Parole bieten wollte. Ein weiteres von Schulze genanntes Beispiel eines Zusammenschlusses auf Kreisebene ist der sich als defensiv zwischen dem Kaiser und dem Schwedenkönig verstehende Leipziger Bund von 1631, der aus dem Leipziger Konvent entstanden ist. Ziel des protestantischen Konvents war hauptsächlich die Rücknahme des kaiserlichen Restitutionsedikts mit dem Druckmittel im Hintergrund sich ansonsten

29 Fabian Schulze, Die Reichskreise im Dreißigjährigen Krieg, Kriegsfinanzierung und Bündnispolitik im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation (= Bibliothek Altes Reich), Berlin 2018.

30 Vgl. hier zum Beispiel sehr übersichtlich Axel Gotthard, Der Religionsfrieden und das Heilige Römische Reich deutscher Nation 1555–1648, in: Als Frieden möglich war. 450 Jahre Augsburger Religionsfrieden. Begleitband zur Ausstellung im Maximilianmuseum Augsburg, Regensburg 2005, 71–83.

den Schweden anzuschließen. Auch im Westfälischen Friedensvertrag spielten die Reichskreise eine wesentliche Rolle, mussten sie doch für die schwedischen Satisfaktionsgelder von immerhin 5 Millionen Reichstalern aufkommen. „Den Reichskreisen kann somit nicht nur eine herausragende Rolle in der Kriegsfinanzierung und der Bündnispolitik während des Dreißigjährigen Krieges konstatiert werden, sondern ebenso in der Herbeiführung und Umsetzung des großen Friedenswerks von 1648.“ (S. 557)

Schulze hat mit seiner präzisen und ansprechend geschriebenen Dissertation wichtige Einsichten zur Finanz- und Bündnispolitik, aber auch zur Verfassungsstruktur des Reiches in einer Zeit der totalen Zerwürfnisse ans Licht gebracht. Aber Schulzes finanzhistorischer Ansatz macht auch deutlich, dass im Großen und Ganzen die wirtschaftshistorische Betrachtung des Dreißigjährigen Krieges ein deutliches Desiderat darstellt, selbst wenn es schon beachtliche Arbeiten (darunter auch die besprochene) auf diesem Gebiet gibt.

Der Autor dieses Literaturberichts hat 2017 einen Sammelband mit dem Titel „1618 – Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges“ herausgegeben. Darin hat Michael Rohrschneider die internationalen Konfliktfelder um 1600 beleuchtet, Axel Gotthard die Ursachen des Dreißigjährigen Krieges, Stefan Ehrenpreis hat die Protestantische Union und Micheal Kaiser die Katholische Liga vorgestellt, Lothar Höbelt ist auf den Abschluss des Bruderzwists im Hause Habsburg eingegangen, Jan Kilián hat sich die Hintergründe des Prager Fenstersturzes genauer angesehen und der Herausgeber hat den militärischen Beginn des Krieges thematisiert.³¹ Mit diesen sieben Aufsätzen sollen vor allem die Vorgeschichte des Krieges und der Beginn des Krieges in den Blickpunkt genommen und somit ein Beitrag zur Kriegsursachenanalyse geleistet werden.

Ein weiteres Überblickswerk, das es auf die Bestsellerlisten bei Sachbüchern gebracht hat, hat der Wissenschaftsjournalist Christian Pantle geschrieben.³² Wie der Autor selbst betont, handelt es sich um ein populärwissenschaftliches Werk – „(E)s soll die Quellen nicht neu bewerten, sondern das vorhandene Wissen gut lesbar wiedergeben.“ (S. 352) Seine Darstellung des Krieges beruht auf einer eher dürftigen Literaturbasis. Da Pantle seine narrative Darstellung der zweiten Hälfte des Krieges vornehmlich entlang zweier Tagebücher aufbaut, jene des Abtes von Andechs Maurus Friesenegger und des Söldners Peter Hagendorf, die er auch seitenweise im Original zitiert, gibt das Buch nur einen äußerst schmalen geographischen sowie thematischen Einblick in die Geschehnisse des Krieges. Die Geschichte von Haupt- und Staatsaktionen anhand mikrohistorischer Egodokumente darzustellen, kann jedoch nicht funktionieren. Obgleich Pantles Darstellung angenehm zu lesen ist, ist der Fokus allzu beschränkt.

31 Robert Rebitsch (Hg.), 1618 – Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Böhlau Verlag Wien – Köln – Weimar 2017.

32 Christian Pantle, Der Dreißigjährige Krieg. Als Deutschland in Flammen stand, Berlin 2017.

Welche Werke sind aus der Sicht des Rezensenten empfehlenswert? Die Spezialstudien werden ohnehin ihre interessierten Abnehmer finden und in die Forschung einfließen. Wer sich nun auf knappem Raum fundiert über den Krieg informieren will, sollte zum Buch von Johannes Arndt oder zur neuesten Auflage des kleinen Bändchens von Georg Schmidt greifen. Wer sich ausführlicher und differenziert auf dem neuesten Stand der Forschung mit diesem katastrophalen Konflikt beschäftigen will, sollte Peter H. Wilsons umfassendes Buch zur Hand nehmen, das auch die militärliterarischen Aspekte ausführlich beleuchtet, oder zu Georg Schmidts profundem Werk greifen, das detailreich die politischen Abläufe und Ideen zu verdeutlichen vermag.

Besprochene Bücher:³³

Andreas BÄHR, *Der grausame Komet. Himmelszeichen und Weltgeschehen im Dreißigjährigen Krieg*, Rowohlt Verlag Reinbek bei Hamburg 2017, ISBN 978-3-498-00679-2, 304 Seiten, 12 Abbildungen.

Johannes BURKHARDT, *Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, Stuttgart 2018, ISBN 978-3-608-96176-8, 352 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, farbiger Tafelteil und 7 Abbildungen.

Heinz DUCHHARDT, *Der Weg in die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges. Die Krisendekade 1608–1618*, Piper Verlag München – Berlin 2017, ISBN 978-3-492-05749-3, 256 Seiten, 13 Abbildungen.

Lothar HÖBELT, *Von Nördlingen bis Jankau. Kaiserliche Strategie und Kriegsführung 1634–1645* (= *Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums*, Bd. 22), Verlag HGM Wien 2016, ISBN 978-3-902551-73-3, 501 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten.

Volker MEID, *Der Dreißigjährige Krieg in der deutschen Barockliteratur*, Reclam Verlag Stuttgart 2017, ISBN 978-3-15-011145-1, 261 Seiten, 32 Abbildungen.

Herfried MÜNKLER, *Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648*, Rowohlt Verlag Berlin 2017, ISBN 978-3-871348136, 976 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten.

Christian PANTLE, *Der Dreißigjährige Krieg. Als Deutschland in Flammen stand*, Propyläen Verlag Berlin 2017, 368 Seiten, ISBN 978-3-549-07443-5, 10 Abbildungen und 2 Karten.

³³ Nicht mehr besprochen werden konnten folgende Neuerscheinungen: Hans Medick, *Der Dreißigjährige Krieg. Zeugnisse vom Leben mit Gewalt*, Wallstein Verlag Göttingen 2018; Roland Sennwald/Pavel Hrncirik, *Pieter Snayers. Der Schlachtenmaler des 17. Jahrhunderts*, Zeughaus Verlag Berlin 2018.

Detlev PLEISS, Bodenständige Bevölkerung und Fremdes Kriegsvolk. Finnen in deutschen Quartieren 1630–1650, Åbo 2017, ISBN 978-952-12-3495-8, 776 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Georg SCHMIDT, Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, C.H. Beck Verlag München 2018, ISBN 978-3-406-71836-6, 810 Seiten, 44 Abbildungen und 3 Karten.

Fabian SCHULZE, Die Reichskreise im Dreißigjährigen Krieg. Kriegsfinanzierung und Bündnispolitik im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation (= Bibliothek Altes Reich), Walter de Gruyter Verlag Berlin 2018, ISBN 978-3110558746, 620 Seiten, 2 Abbildungen und 7 Tabellen.

Peter H. WILSON, Great Battles: Lützen, Oxford University Press 2018, 272 Seiten, ISBN 978-0-199-64254-0, 21 Abbildungen.

AutorInnenverzeichnis

Mag. Dr. phil. Dipl.-Ing. Dr. mont. Franz Felberbauer, Brigadier i.R.

PD Dr. Hans Rudolf Fuhrer, Dozent für schweizerische Militärgeschichte MILAK/ETH Zürich und Universität Zürich (seit 2006 pensioniert)

Oberrat Dr. Walter Kalina, Sammlungsleiter Kunst im Heeresgeschichtlichen Museum Wien

Doc. PhDr. Jan Kilián, PhD, Universität Pilsen/Plzeň und Königgrätz/Hradec Králové

Ao. Univ.-Prof. Dr. Lothar Höbelt, Institut für Geschichte, Universität Wien

Mag. Dr. Jenny Öhman, Historikerin, Schweden

Dr. Detlev Pleiss, Historiker, Deutschland

Priv.-Doz. Mag. Dr. Robert Rebitsch, projekt.service.büro/Forschungsservice und Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck

Mag. Dr. Claudia Reichl-Ham, MAS, stellvertretende Leiterin der Abteilung Militärgeschichtliche Forschung, Leiterin des Referats Publikationswesen/Bibliothek, Heeresgeschichtliches Museum Wien

Hofrat Univ.-Prof. Dr. Erwin Schmidl, Institut für Strategie & Sicherheitspolitik, Landesverteidigungsakademie des Österreichischen Bundesheeres

Univ.-Prof. em. Dr. Georg Schmidt, Historisches Institut, Universität Jena

Univ.-Prof. Dr. Anuschka Tischer, M.A., Lehrstuhl für Neuere Geschichte, Universität Würzburg

Michael Weise, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Stiftung Lutherhaus Eisenach

Dr. Anna Ziemlewska, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Museum Schloß Wilanów

Abbildungsverzeichnis

Beitrag Kalina: sämtliche Bilder von Pieter Snayers Heeresgeschichtliches Museum Wien

Beitrag Felberbauer: Fotos Burg Forchtenstein / Franz Felberbauer; Abb. 8 aus August von Essenwein, Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen, Leipzig 1877 und bearbeitet durch Franz Felberbauer

Beitrag Fuhrer: Quellenangabe im Text

Im Rahmen einer internationalen und interdisziplinären Tagung, die vom Institut für Strategie und Sicherheitspolitik der Landesverteidigungsakademie des Österreichischen Bundesheeres am 27. und 28. Februar 2018 organisiert wurde, trugen WissenschaftlerInnen aus Deutschland, Schweden, Polen, der Tschechischen Republik und Österreich ihre Forschungsergebnisse zum Dreißigjährigen Krieg vor. Der aus dieser Tagung hervorgegangene 32. Band der Innsbrucker Historischen Studien wurde mit einigen Beiträgen eingeladener Autoren ergänzt. Robert Rebitsch beleuchtet in diesem Band die verschiedenen Typen militärischer Operationen im Dreißigjährigen Krieg und geht auf die militärischen und logistischen Rahmenbedingungen ein. Lothar Höbelt sieht den Mangel an finanziellen Mitteln die Truppen abzudanken als kriegstreibenden und kriegsverlängernden Faktor dieses Krieges. Franz Felberbauer stellt die Waffen und Waffenentwicklung in der Epoche des Dreißigjährigen Krieges vor. Die schwedische Historikerin Jenny Öhman thematisiert ein eher vernachlässigtes Gebiet dieses Krieges, die Kriegsbeute. Anna Ziemlewska gibt einen kurzen Überblick über Polens Berührungspunkte zum Dreißigjährigen Krieg. Claudia Reichl-Ham analysiert die Gründe, warum das Osmanische Reich nicht in den Krieg eingriff. Jan Kilián gibt einen Einblick in das Tagebuch eines böhmischen Chronisten. Walter Kalina hat in seiner kunsthistorischen Betrachtung den Schlachtenmaler Pieter Snayers und seine Serie zum kaiserlichen General Ottavio Piccolomini zum Gegenstand. Anuschka Tischer bewertet die sich über etliche Jahre erstreckende Umsetzung der Westfälischen Friedensverträge sowie die Implementierung derselben in die Reichsverfassung. Georg Schmidt beleuchtet in seinem Beitrag die Säkularisierung der mentalen Einstellung gegenüber dem Krieg und stellt die Frage, ob der Dreißigjährige Krieg Gottes Wille war. Hans Rudolf Fuhrer analysiert in seinem Beitrag die Schweizer Neutralität inmitten des Krieges. Detlev Pleiss stellt seine Forschungsergebnisse zu den finnischen Soldaten im Reich vor und Michael Weise geht auf die in der Forschung immer nur nebenbei beachteten Kroaten in der kaiserlichen Armee ein. Abschließend gibt Robert Rebitsch einen Überblick neuer ausgewählter Literatur zum Thema.

ISBN 978-3-903187-32-0



9 783903 187320